This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

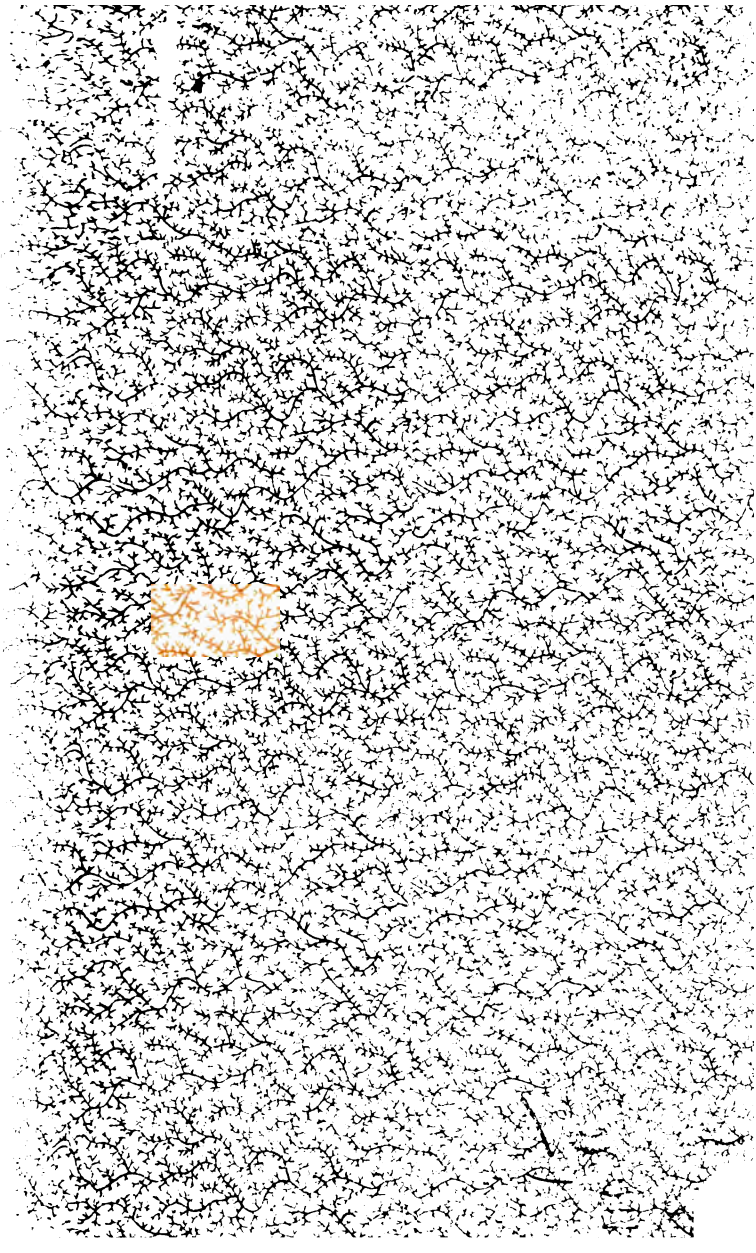
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

3 3433 06665341 5



EAD

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Geſchichte

der

deutſchen Höfe

ſeit der

Reformation.

Von

Dr. Eduard Vehſe.

4r Band.

Erſte Abtheilung:

Wien.

Vierter Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1851.

Geſchichte

des

preußiſchen Hofs und Adels

und

der preußiſchen Diplomatie.

Von

Dr. Eduard Vehſe.

Vierter Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1851.

ПВБУВА
ЬПВПС
МЕЛЛОВК

Inhalt.

Seite.

V. Friedrich II. der Große. 1740—1786.
(Fortsetzung.)

6. Hof- und Privatleben und Tagesordnung Friedrich's des Großen in Sanssouci. Seine Freunde und Freundinnen. Die Franzosen d'Argens, Maupertuis, de la Mettrie u. s. w. Die Engländer: Gebrüder Keith, und der Gesandte Mitchell. Die Italiener Algarotti und Abbé Bastiani. Die Schweizer Lentulus, Warnery u. s. w. Die General-Adjutanten: Graf Truchseß, Winterfeldt u. s. w. Baron Pöllnitz. Die Minister-Revue. Die Fornera, die Orselska, Frau von Wreech, Signora Barberini, Frau von Trouffel u. s. w. Die Gräfin Camas, die Baronin Kannenberg, Gräfin Kamecke und Frau von Morien. Die Hoffeste, die Hoffitten und der Ton in der großen Gesellschaft in Berlin unter Friedrich 3

Seite.

7. Theater und Capelle, Bibliothek und Galerie, Bauten, Pferde und Hunde. Sympathien und Antipathien. Die Kammerdiener. Personalien Fredersdorf's. Die Reisen des Königs 67
8. Friedrich's Benehmen mit Fremden, Hofleuten und Beamten. Die Marginalresolutionen 101
9. Friedrich's Aufklärungstendenzen. Die Licht- und die Schattenseiten derselben. Zeugnisse von Genz, von Johannes Müller, von Lessing, von Graf Alfieri, von Forster. Die Religionsspötterei: Scene mit dem alten Ziethen. Glaube an Astrologie und Wahrsagekunst, Alchemie, glückliche und unglückliche Tage u. s. w. Verhältniß zum Freimaurerorden. Geheime Polizei: Auftritt mit dem Hamburger Meyer 111
10. Friedrich's des Großen größtes Verdienst um Deutschland durch Abwehr des letzten großen Conversionsplans Seiten der katholischen Kirche . . 153
11. Urtheile über Friedrich's Regiment und Charakter. Depeschen der englischen Gesandten Williams und Lord Malmesbury's 163
12. Die letzten Freunde des Königs. Correspondenz mit Fouqué, der Oberst Quintus Icilius, Graf Hodit u. s. w. Die letzten Fremden in Sanssouci. Die Festlichkeiten bei der Hochzeit des Großfürsten Paul. Graf Casanova, Grimm, der Prinz von Ligne, La Fayette, Mirabeau, u. s. w. 176
13. Friedrich's letzte Tage. Handelstractat mit Amerika. Der Fürstenbund. Die letzte Revue in Schlesien. Die Wassersucht. Dr. Selle und Ritter Zimmermann. Tod und Bestattung. Urtheile von Mirabeau, Jean Paul, Gans , ... 191
14 Die Brüder Friedrich's des Großen: Prinz Heinrich, Prinz Ferdinand und Prinz Wilhelm. Die

Seite.

Prinzessin Ferdinand und der Einsiedler am Vesuv. Friedrich's Schwester Amalie und Baron Trenck 211

15. Hof- und Staats-Etat, das diplomatische Corps und die Armee unter Friedrich dem Großen. Hohe Geburt, Haupterforderniß für die Hofstellen. Die Oberkammerherren Graf Alexander Neuwied und Graf Carl Osten-Sacken. Personalien des nicht hochgebornen Oberhofmarschalls Graf Gotter, „des Liebenswürdigsten der Epikuräer.“ Strenge Hof-Etikette: „on présente toujours chez lui.“ General Lentulus und die Kammerherren des Papstes. Der Oberstallmeister Graf Schwerin, der Spaßmacher des Königs. Intrigue gegen General Seidlitz. Der Grand Maître Graf Görtz. Der Oberhofmeister der Königin-Mutter Morien und der Graf Effer. Sechzig Kammerherren beim Tode des Königs, während gleichzeitig 4—500 in Baiern, 2—300 in Sachsen und gegen 200 in Würtemberg. Die Hoferbämter. Die Cabinetsräthe. Personalien Eichel's, des einflußreichsten derselben. Die Cabinetsminister Herzberg und Finkenstein. Stellung und Prüfung der von Friedrich verwandten Gesandten: Graf Görtz in München, Graf Rothenburg in Paris, Herr von Sandoz in Madrid; die jungen Emissaire in Wien, Graf Spiridion Lusi, der Oelhändler in London, Baron Arnim in Copenhagen und die Baumwollenschachtel u. s. w. Die preußische Gesandtschaft in Constantinopel. Der Orientalist Diez. Das auswärtige diplomatische Corps in Berlin. Mißliche Lage der Gesandten am preußischen Hofe. Ellermann, der geheime Aufseher über dieselben. Die

Seite.

Armee. Zeugniſſe über die Soldatenſclaverei. Fortdauernde Werbeexceſſe. Vertrauliche Auslaſſung Friedrich's an den alten Deſſauer über das Mirakel der Subordination. Parolebefehl des Gouverneurs Möllendorf von Berlin, vom 10. Juni 1785, „daß S. Maj. der König keine Schlingel, Canailles, Racailles, Hunde und Kroopzeug im Dienſte haben.“ Bevorzugung des Adels in der Armee. Vorliebe für die Pommern 226

16. Der Adel und die Adelstendenzen Friedrich's 322

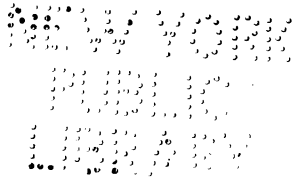
Der Hof

des

großen Königs von Preußen.

1740—1786.

Fortsetzung.



Geſchichte

der

deutſchen Höfe

ſeit der

Reformation.

Von

Dr. Eduard Vehſe.

4r Band.

Zweite Abtheilung:

Preußen.

Vierter Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1851.

Geſchichte

des

preußiſchen Hofs und Adels

und

der preußiſchen Diplomatie.

Von

Dr. Eduard Vehſe.

Vierter Theil.

Hamburg.
Hoffmann und Campe.
1851.

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

Inhalt.

Seite.

V. Friedrich II. der Große. 1740—1786.
(Fortsetzung.)

6. Hof- und Privatleben und Tagesordnung Friedrich's des Großen in Sanssouci. Seine Freunde und Freundinnen. Die Franzosen d'Argens, Maupertuis, de la Mettrie u. s. w. Die Engländer: Gebrüder Keith, und der Gesandte Mitchell. Die Italiener Algarotti und Abbé Bastiani. Die Schweizer Lentulus, Warnery u. s. w. Die General-Adjutanten: Graf Truchseß, Winterfeldt u. s. w. Baron Pöllnitz. Die Minister-Revue. Die Fornera, die Orselska, Frau von Wreech, Signora Barberini, Frau von Trousset u. s. w. Die Gräfin Camas, die Baronin Kannenberg, Gräfin Kamecke und Frau von Morien. Die Hoffeste, die Hoffitten und der Ton in der großen Gesellschaft in Berlin unter Friedrich 3

Seite.

7. Theater und Capelle, Bibliothek und Galerie, Bauten, Pferde und Hunde. Sympathien und Antipathien. Die Kammerdiener. Personalien Frederšdorf's. Die Reisen des Königs 67

8. Friedrich's Benehmen mit Fremden, Hofleuten und Beamten. Die Marginalresolutionen 101

9. Friedrich's Aufklärungstendenzen. Die Licht- und die Schattenseiten derselben. Zeugnisse von Genz, von Johannes Müller, von Lessing, von Graf Alfieri, von Forster. Die Religionsspötterei: Scene mit dem alten Ziethen. Glaube an Astrologie und Wahrsagekunst, Alchemie, glückliche und unglückliche Tage u. s. w. Verhältniß zum Freimaurerorden. Geheime Polizei: Auftritt mit dem Hamburger Meyer 111

10. Friedrich's des Großen größtes Verdienst um Deutschland durch Abwehr des letzten großen Conversionsplans Seiten der katholischen Kirche . . 153

11. Urtheile über Friedrich's Regiment und Charakter. Depeschen der englischen Gesandten Williams und Lord Malmesbury's 163

12. Die letzten Freunde des Königs. Correspondenz mit Fouqué, der Obrist Quintus Icilius, Graf Hodit. u. s. w. Die letzten Fremden in Sanssouci. Die Festlichkeiten bei der Hochzeit des Großfürsten Paul. Graf Lacuzon, Grimm, der Prinz von Ligne, La Fayette, Mirabeau, u. s. w. 176

13. Friedrich's letzte Tage. Handelstractat mit Amerika. Der Fürstenbund. Die letzte Revue in Schlesien. Die Wassersucht. Dr. Selle und Ritter Zimmermann. Tod und Bestattung. Urtheile von Mirabeau, Jean Paul, Gans, ... 191

14. Die Brüder Friedrich's des Großen: Prinz Heinrich, Prinz Ferdinand und Prinz Wilhelm. Die

Seite.

Prinzessin Ferdinand und der Einsiedler am Vesuv. Friedrich's Schwester Amalie und Baron Trenck 311

15. Hof- und Staats-Etat, das diplomatische Corps und die Armee unter Friedrich dem Großen. Hohe Geburt, Haupterforderniß für die Hofstellen. Die Oberkammerherren Graf Alexander Neuwied und Graf Carl Osten-Sacken. Personalien des nicht hochgebornen Oberhofmarschalls Graf Gotter, „des Liebenswürdigsten der Epikuräer.“ Strenge Hof-Etikette: „on présente toujours chez lui.“ General Lentulus und die Kammerherren des Papstes. Der Oberstallmeister Graf Schwerin, der Spaßmacher des Königs. Intrigue gegen General Seidlitz. Der Grand Maître Graf Görtz. Der Oberhofmeister der Königin-Mutter Morien und der Graf Esser. Sechzig Kammerherren beim Tode des Königs, während gleichzeitig 4—500 in Baiern, 2—300 in Sachsen und gegen 200 in Würtemberg. Die Hoferbämter. Die Cabinetsräthe. Personalien Eichel's, des einflußreichsten derselben. Die Cabinetsminister Herzberg und Finkenstein. Stellung und Prüfung der von Friedrich verwandten Gesandten: Graf Görtz in München, Graf Rothenburg in Paris, Herr von Sandoz in Madrid; die jungen Emissaire in Wien, Graf Spiridion Lusi, der Oelhändler in London, Baron Arnim in Copenhagen und die Baumwollenschachtel u. s. w. Die preußische Gesandtschaft in Constantinopel. Der Orientalist Diez. Das auswärtige diplomatische Corps in Berlin. Mißliche Lage der Gesandten am preußischen Hofe. Ellermann, der geheime Aufseher über dieselben. Die

Seite.

Armee. Zeugniſſe über die Soldatenſclaverei. Fortdauernde Werbeexceſſe. Vertrauliche Auslaſſung Friedrich's an den alten Deſſauer über das Mirakel der Subordination. Parolebefehl des Gouverneurs Möllendorf von Berlin, vom 10. Juni 1785, „daß S. Maj. der König keine Schlingel, Canailles, Racailles, Hunde und Kroopzeug im Dienſte haben.“ Bevorzugung des Adels in der Armee. Vorliebe für die Pommern 226

16. Der Adel und die Adelstendenzen Friedrich's 322

Der Hof

des

großen Königs von Preußen.

1740—1786.

Fortsetzung.

---

6. Hof- und Privatleben und Tagesordnung Friedrich's des Großen. Seine Freunde und Freundinnen.

Ich komme nun auf die Tagesordnung des Königs. Regelmäßig reſidirte Friedrich der Große während der Frühlings- und Sommerzeit von Ende März, Anfang oder Mitte April an, je nachdem die Witterung war, bis zum Spätherbſt in Sansſouci. Er bewohnte hier die rechte Hälfte des Schloſſes, wozu drei Zimmer, ein Schlafcabinet und ein Bibliothekzimmer gehörten. Die drei Zimmer, das Empfangs-, das Muſik- und das ovale Speiſezimmer, ſo wie das Schlafcabinet durften Fremden gezeigt werden — in das kleine mit Cedern getäfelte Bibliothek- oder Studierzimmer ward Niemand geführt, als von Friedrich ſelbſt. Das Schlafcabinet war mit dem Bildniß Guſtav Adolf's und einer antiken Büſte Marc Aurel's auf dem Kamine geſchmückt. Friedrich ſtarb darin und es iſt, wie das Studierzimmer noch heut zu Tage in dem Stande, wie es der große König benutzte; die andern Gemächer ließ Friedrich Wilhelm II. durch den Deſſauer Erdmannsdorf

wesentlich verändern. Alle Vorhänge und Möbelüberzüge in des Königs Gemächern waren, da Friedrich nur gedämpfte Farben liebte, hellviolett, himmelblau, seladongrün oder rosenroth, auch fleischfarbig, mit Silber eingefaßt.

Die andere linke Hälfte des Schlosses war für die eingeladenen Gäste reservirt, namentlich für den Erbprinzen und den Prinzen Friedrich von Braunschweig, seine Neffen und Lieblinge; hier wohnte auch Voltaire.

Der König stand alle Morgen zwischen drei und vier, selten nach vier Uhr und im Winter um fünf Uhr auf. Er schlief nur fünf bis sechs Stunden; nur in seinen alten Tagen erhöhte sich diese Zeit auf sieben, ja auch acht und neun Stunden. Er hatte von Natur eine Neigung zum Langeschlafen; er arbeitete aber dieser natürlichen Neigung mit aller Energie des Geistes entgegen: seine Bedienten waren angewiesen, ihm eine in kaltes Wasser getauchte Serviette zu der Stunde, wo er aufstehen wollte, übers Gesicht zu legen, wenn er der vorgezeigten Weckuhr nicht Folge leiste. Als er noch als Kronprinz mit seinem Vater der Campagne am Rheine beiwohnte, hatte er einen Versuch gemacht, wie lange er sich ohne zu schlafen erhalten könne. Er hatte sich mit Kaffeetrinken vier Tage lang munter erhalten, zuletzt aber war er bei Tische eingeschlafen. Eine Viertelstunde nach dem Wecken wurde in dem Schlafzimmer, Sommer und Winter durch, Kaminfeuer gemacht. Auf dem Bette sitzend, zog Friedrich seine schwarzen Sammetbeinkleider, seine Stiefeln und

einen seiner Casaquins von reichem, meist hellblauem Stoffe oder Sammet mit Silber gestickt an, die ihm seine Schwestern und Nichten zu schenken pflegten. Nur, wenn er krank war, bediente er sich eines Zobelpelzes, den ihm die Kaiserin Elisabeth geschenkt hatte. Sobald er „hier!“ rief, trat der Kammerlakai mit den von dem ersten Kabinetsrathe in versiegeltem Einschlusse eingesandten Briefen herein. Während der Lakai ihm den Zopf machte, sah der König die Briefe durch, es waren solche, die nach dem Petschafte oder nach dem Postberichte von Adeligen kamen. Ueber alle Bittschriften der Nichtadeligen und alle übrige Berichte, Vorstellungen und Anzeigen der Regierungs-Departements las der König nur die Auszüge, die zwei Kabinetsräthe alltäglich zu machen angewiesen waren.

War der König mit der Durchsicht dieser Briefe zu Ende, so wusch er sich und setzte in den späteren Jahren seine Haartour auf und den Hut, den er, außer bei Tische und wenn er mit Personen hohen Ranges sprach, stets auf dem Kopfe trug. Darauf übergab der Adjutant der Leibgarde den Rapport über die in Potsdam eingetroffenen Fremden, der Rapport aus Berlin war schon mit den Briefschaften angekommen. Den Rapport über die Fremden benutzte der König, um Jedermann Gelegenheit zu geben, sich direct an ihn zu wenden; fand er in dem Rapport die Bemerkung: „hat Verrichtungen bei S. Maj.“ und die Person hatte sich nicht mit ihrem Anliegen gemeldet, so ließ er Meilen weit die Leute durch einen reitenden

Jäger zurückholen. Die Generaladjutanten machten ihren Bericht über die Armee. Waren die Generaladjutanten abgefertigt, so begab sich der König in sein Schreibzimmer, um erst einige Gläser Wasser, sodann zwei bis drei Tassen Kaffee zu trinken. In der letzten Zeit seines Lebens ließ er einen Theelöffel weißen Senf als Verwahrungsmittel wider den Schlag und „fürs Gedächtniß“ dem Kaffee zugeben. Früher hatte er auch Chocolade gefrühstückt. Der Resident in Constantinopel schickte einmal später dergleichen ein, er sandte die Hälfte dem Minister S. (? Schulenburg) mit den Worten: „Laß er sich, mein lieber S., dieses Produkt gut schmecken; es kommt von einer Nation, die meine Person werth hält und mein Haus ehrt. Vor zwanzig Jahren habe ich diese Chocolade gern getrunken, nun aber kann ich sie bei meinen alten Tagen nicht mehr vertragen.“ Während des Frühstückens wurden der Berliner Rapport und die zurückbehaltenen Briefe vorgenommen.

Nach eingenommenem Kaffee wanderte Friedrich dann ein oder zwei Stunden lang, theils Flöte blasend, theils Obst, das er sehr liebte und das stets auf den Kaminconsolen und Spiegeltischen stand, essend, durch sein Zimmer. Dieses Obst zog er sich selbst in den kostbaren, weltberühmten Treibhäusern und terrassenförmigen Spalieren von Sanssouci; für die ersten Kirschen im December und bis Mitte Januar zahlte er das Stück zwei Thaler. „Du wirst Schmälen, schreibt er einmal an seinen Tresorier Fredersdorf, daß gestern vohr 180 Thaler Kirschen gegesen

worden, ich werde mich eine liederliche reputation machen.“ Während des Flöteblasens meditirte der König, hier kamen ihm, wie er selbst einmal zu d'Alembert sagte, die besten Gedanken, sie strömten ihm zu unter den Wogen der Töne.

Sobald der König die Flöte weglegte, nach neun Uhr, traten die schon zwischen sechs und sieben Uhr eingetroffenen Cabinetsräthe ein, einer nach dem andern. Sie erschienen vor dem König in vollem Staate, arbeiteten mit ihm stehend und schrieben die Antworten, die der König angab, mit Bleistift wörtlich auf die Eingaben.

Wenn die Cabinetsräthe entlassen waren, ließ sich der König von seinem Kammerhusaren pudern und zog nun seine gewöhnliche blaue Uniform an. Von zehn bis elf Uhr pflegte er sodann Audienzen zu ertheilen, auszureiten, wenn es die Witterung zuließ oder im Garten mit drei Windspielen spazieren zu gehen. Zu Pferde und zu Fuß führte er den berühmten Krückenstock, ein spanisches Rohr, woran die Krücke von Gold und sehr reich mit Diamanten besetzt war. Friedrich brauchte diesen Krückenstock bis zu seinem Tode, dann erhielt ihn seine Wittwe, die sich gleichfalls bis an ihr Ende darauf stützte. Gegenwärtig befindet er sich in der Berliner Kunstkammer. Elf Uhr war Parade zu Potsdam, wobei die Parole ausgetheilt wurde. Bei schönem Wetter pflegte er dann mit der Garde und noch einigen Regimentern eine Stunde lang vor der Stadt zu exerciren, wobei er selbst commandirte. Immer wußte er bei aller Commandostrenge von Zeit

zu Zeit seine Bursche durch einen Scherz zu erquicken. Im Sommer 1767 hatte es stark geregnet und von den Born'schen Bergen war so viel Wasser heruntergekommen, daß sich ein kleiner Teich gebildet hatte. Die Garde avancirte in gerader Linie und stand auf einmal vor dem Teiche. Der König commandirte Halt! setzte aber sofort hinzu: „Bursche, habt Ihr mir geschworen zu Land und zu Wasser zu dienen?“ Alles rief „Ja“, der König aber: „Bataillon vorwärts! Marsch!“ Die Garde wadete jubilirend mit ihren weißen Stiefeletten durch den Teich. Nach der Parade schrieb der König bei üblem Wetter, wenn er nicht exercirte, Familienbriefe oder las. Schlag zwölf Uhr begab er sich zur Tafel. Sie dauerte in der Regel bis drei, oft auch bis vier oder fünf Uhr, da Friedrich meinte, daß der Mensch während dieser Zeit nicht älter werde. In den späteren Jahren ward es Sitte, erst gegen zwei Uhr zu Tisch zu gehen.

Friedrich's Tischgesellschaften sind berühmt, er pflegte gewöhnlich sieben bis zehn Gäste an seinem Tische zu haben. Sie wurden zehn Uhr eingeladen. Die Einladungen ergingen an Offiziere und Gelehrte. Er war ein liebenswürdiger Wirth, bei Tafel hatte er das Herz auf der Zunge. Er selbst sprach beständig; die Gegenstände der Unterhaltung waren Politik, Geschichte, Religion, Kriegssachen und was sonst allgemein von Interesse war. Die Unterhaltung ward regelmäßig in französischer Sprache geführt. Zu seinen

liebsten Gästen gehörten theils Franzosen, theils Engländer, theils Italiener, theils Deutsche.

Unter den Franzosen, die den näheren Umgang des Königs bildeten, nimmt die erste Stelle ein: Jean Baptiste de Boyer, der berühmte Marquis d'Argens. d'Argens war ein Provençale aus Aix und früher Offizier in der französischen Armee. Er war ein langer, stattlicher, wohlgewachsener Mann von außerordentlicher Lebhaftigkeit, voller Witz und immer guter Laune, seine Repartieen waren zwar oft sehr kaustisch, ja cynisch, er selbst aber ein Ausbund von Gutmüthigkeit. Er besaß einen solchen Schatz von Gelehrsamkeit, wie selten ein französischer Weltmann und dabei eine ungemeine Gabe, sie andern Welt- und Hofleuten mitzutheilen, ihnen Geschmack an den schönen Wissenschaften und Künsten beizubringen, sie ihnen angenehm zu machen. Zu alle dem war d'Argens ein sehr redlicher Mann und wohl der einzige unter den Franzosen, der eine wahre Herzensanhänglichkeit an den König hatte. Seine Jugend war ziemlich bewegt gewesen. Das bei ihm mit viel Feuer vergesellschaftete eigenthümliche Phlegma hatte ihm den Dienst beim Cavalerieregiment Toulouse, das in Straßburg stand, bald verleidet, er nahm seinen Abschied. Darauf verliebte er sich in eine Schauspielerin und wollte sie heirathen. Als sein Vater, der Präsident in Aix war, die Einwilligung versagte, entfloh er mit seiner Geliebten nach Spanien, ward hier aber erkannt, verhaftet und nach Frankreich zurückgebracht. Nun ging d'Argens mit dem nach Constantinopel bestimmten französischen Ge-

ſandten d'Andesse über Algier, Tunis, Tripolis nach Conſtantinopel: hier blieb er fünf Monate. Sowohl hier als in den andern genannten Orten hatte er wiederholt verliebte Abenteuer, er hatte ſich auch im Orient nach Landesgebrauch verheirathet. Zurückgekehrt nach Frankreich, ward er Advocat zu Aix. Darauf erwachte die Liebe zu den Künſten und Wiſſenſchaften bei ihm: er trieb Muſik, Malerei, Philoſophie. Gleichzeitig mit den Studien liefen wieder eine Menge verliebte Abenteuer, beſonders mit Schauſpielerinnen, Tänzerinnen und Sängerinnen. Mit einer ließ er ſich in Marſeille nieder. Doch gedachte er, weil ſeine Finanzen in großer Zerrüttung waren, ſich zu verheirathen und zwar, wie er ſelbſt in ſeinen Memoiren berichtet, mit einer ſehr reichen, freilich vorn und hinten ausgewachſenen und nicht 3½ Fuß großen Dame. Er ſtand aber gleichzeitig mit zwei bis drei andern ſchönen Damen in ähnlichen Verhältniſſen, denen er allen Hoffnung gemacht hatte, ſie zu heirathen. Endlich entſchloß er ſich, alle zuſammen ſitzen zu laſſen, Marſeille zu verlaſſen und nach Paris zu gehen. Hier ſetzte er Galanterien und Studien fort, verſuchte aber auch das Spiel und gewann in den erſten anderhalb Stunden 6000 Livres im Roulette. Drei Tage darauf reiſte er nach Rom, um ganz den Künſten zu leben; nebenbei kamen aber wieder galante Abenteuer vor und zwar ſo mannichfaltige, daß die rachſüchtigen Italienerinnen ihn zwangen, ſchon nach acht Wochen ſeine Sicherheit zu ſuchen. Er ging nach Marſeille zurück und trat wieder in dem

1733 mit Oestreich ausgebrochenen Kriege in Militairdienste: eine Verwundung bei Kehl und ein Sturz mit dem Pferde nach der Belagerung von Philippsburg machte ihn zu fernerem Dienste untüchtig. Nun ging er wieder nach Paris und schrieb Bücher. Sein Philosophie du bon sens zog ihm Verfolgungen der Geistlichkeit auf den Hals: er verließ darauf Frankreich und lebte meist in Holland, wo er die berühmten Lettres juives herausgab. Um's Jahr 1740 ging er nach Stuttgart und hier fand er an der galanten Mutter des berühmten Herzogs Carl, Marie Auguste, gebornen Prinzessin von Thurn und Taxis eine Patronin. Er kam im December 1741 als Begleiter dieser verwittweten Herzogin von Würtemberg und ihrer Prinzen, die bei Friedrich erzogen werden sollten, nach Berlin und wohnte mit der Herzogin im Schlosse. Hier ward er bald Busenfreund des Königs, der ihn zum Kammerherrn mit 1000 Thaler Pension und zum Director der philosophischen Classe der Akademie der Wissenschaften machte. Er stand in solcher Gunst bei Friedrich, daß dieser im siebenjährigen Kriege einen ähnlichen fortgesetzten Briefwechsel mit ihm unterhielt, wie er mit Jordan in den schlesischen Kriegen geführt hatte. Rührend war es, mit welcher Ehrfurcht d'Argens die Briefe des Königs empfing, er schloß sich jedesmal ein, wenn er einen Brief von ihm erhielt. Man sah ihn durch's Schlüsselloch, wie er, der sonst aus Furcht sich zu erkälten, nie seine zwei Mützen abnahm, mit entblößtem Haupte die Briefe las. Er hielt alle sorgfältig verschlossen und beobachtete in den

Mittheilungen von deren Inhalt die höchste Discretion. d'Argens hatte im Jahre 1749 die geist- und talentvolle Schauspielerin Babet Cochois geheirathet, zwar sehr gegen des Königs Willen, aber sie war die einzige Dame, der er erlaubte, im neuen Schlosse bei Sanssouci, wo der König für d'Argens eine Wohnung hatte einrichten lassen, zu wohnen. Die Ehe war sehr glücklich, d'Argens hatte aber, obgleich er ein großer Kinderfreund war, keine Kinder: wenigstens galten zwei Pflegetöchter, die er bei sich hatte, nur als solche; er soll aber die eine als seine eheleibliche Tochter anerkannt und sie zur Erbin eingesetzt haben, schon zwei Jahre vor seinem Tode: sie hieß Barbe Girault. Die andere Pflegetochter war reformirt, er ließ sie alle Sonntage eine reformirte Predigt hören, seine Frau ging alle Sonntage in die Messe. Jean, sein treuer Bedienter und seine Köchin gingen alle Sonntage Nachmittags in die lutherische Predigt. Er selbst aber hörte weder Predigt, noch Messe. d'Argens hatte mancherlei Schwächen. Zu diesen gehörte namentlich seine übertriebene Furcht vor Krankheiten, insbesondere vor Erkältung, er trug deshalb stets ein paar Schlafmützen und ein paar Schlafröcke über einander und brachte die Hälfte seines Lebens studirend im Bett zu. Er stand erst um Mittag auf und legte sich erst drei Uhr nach Mitternacht nieder. Ferner war er ungemein abergläubisch: ein umgeworfenes Salzfaß konnte ihm als die schlimmste Vorbedeutung erscheinen. Wegen diesen mancherlei Schwächen mußte er vom König viel leiden, dieser

verfuhr nach gewohnter Weise nicht sehr säuberlich mit ihm, machte ihm das Leben schwer, ja maltraitirte ihn zuweilen. So erschien er einst vor dem Bette des, wie er glaubte, nur eingebildet kranken d'Argens, um ihn, als Katholiken, mit der letzten Oelung zu versehen, er überschwemmte mit dem Oele das ganze Bette. d'Argens meinte: „Cela passe raillerie". Ebenso wird erzählt, soll der König die Hauptscenen aus dem famosen und scandalosen Buche Therèse philosophe, das einige ihm, andere Voltaire zuschreiben, dergestalt malen haben lassen, daß die Hauptpersonen dem Marquis und Mademoiselle Cochois sehr ähnlich gewesen: mit diesen Bildern wurden einmal d'Argens' Zimmer heimlich ausgeziert und der Herr Marquis damit nicht wenig überrascht, aber gar wenig vergnügt. Trotzdem hielt der Marquis dreißig Jahre lang bei Friedrich aus und war unausgesetzt im höchsten Vertrauen. Erst 1769 trennte er sich von dem König und starb, getrennt von ihm 1771, achtundsechzig Jahr alt unter dem beau soleil seines Vaterlandes zu Toulon in der Provence, die er zum drittenmale aufgesucht hatte, weil er das Clima in Berlin nicht vertrug.

Ein zweiter Franzose, der in des Königs nächstem Umgange war, war der berühmte Mathematiker und Philosoph Pierre Louis Moreau de Maupertuis. Er stammte aus einer reichen Kaufmannsfamilie in der Hafenstadt S. Malo in Bretagne, hatte bis zum Capitain gedient und war 1736 bei der merkwürdigen Expedition der französischen Akademiker mit gewesen, die Ludwig XV. nach Schweden schickte, um die Gestalt

der Erde am Nordpol zu bestimmen. Er kam schon 1740 auf Friedrich's Einladung nach Berlin, begleitete denselben auf dem schlesischen Feldzuge, ward bei Mollwitz gefangen, nach Wien transportirt und gegen den Bischof von Breslau, Grafen von Zinzendorf ausgetauscht. Seit 1746 erhielt Maupertuis eine Stellung in Berlin, wie sie noch kein Gelehrter als solcher gehabt hatte: er ward Präsident der Akademie der Wissenschaften mit 3000 Thalern Gehalt und dem Rang einer Oberhofcharge. Das Jahr vorher hatte er sich mit Fräulein von Bork, Staatsdame der Königin und Oberhofmeisterin der Prinzessin Amalie vermählt. Er war dem König wegen seines Umgangs werth, machte ihm aber viel Verdruß durch seine Prätensionen. Er war ein ächter Franzose, voller Geist und Lebhaftigkeit, diese war von der Art, daß sie ihm, verbunden mit der Art, wie sie sich kleidete, ein etwas sonderbares Aussehen gab. Er hielt in der Akademie streng auf Ordnung und Decenz, war ein angenehmer Gesellschafter, ein guter Freund und ein guter Ehemann. Aber seine Eitelkeit brachte ihn in fortwährende Streitigkeiten, unter denen die mit Voltaire, der gegen ihn den Doctor Akakia schrieb, die ärgerlichste war. In seinem Hause unterhielt er eine förmliche Menagerie von Thieren aller Gattungen, mit denen er Racenkreuzungsversuche anstellte: er hatte ein Buch über die Zeugung unter dem Titel Vénus physique herausgegeben, das von den Weltleuten stark gelesen ward. — Wer zu ihm kam ward vom Hofe aus bis in alle Zimmer von isländischen

Hunden, Katzen, Affen, Papageien und dergleichen Beſtien begleitet. Er machte in Berlin ein ſtattliches Haus, nahm aber auch dreimal Urlaub nach Frankreich; auf der dritten Reiſe, die er vor Ausbruch des ſiebenjährigen Krieges antrat, ſtarb er in Baſel in den Armen ſeines Freundes Bernoulli, 1759, einundſechzig Jahr alt.

Ein dritter, dem Könige nahe ſtehender Franzoſe war de la Mettrie, auch ein Kaufmannsſohn aus S. Malo in Bretagne, Autor des Buchs, l'homme machine, ehemals franzöſiſcher Feldarzt. Friedrich nahm ihn, obgleich er als Atheiſt in Frankreich verrufen und wie d'Argens nach Leyden vertrieben worden war, 1748 zu ſeinem Vorleſer; auch er war wegen ſeines aufgeweckten Geiſtes als luſtiger Tiſchgenoß ſehr beliebt, beging aber eine Menge Indiscretionen, indem er ausplauderte, was an der Tafel des Königs geſprochen wurde. Er ſtarb ſchon 1751, erſt zweiundvierzig Jahr alt an den Folgen der Indigeſtion von einer Trüffelpaſtete beim franzöſiſchen Geſandten Tyrconel, gegen die er Bäder und Aderlaß ſich ſelbſt verordnete. Als man ihm dagegen Vorſtellungen machte, antwortete er: qu'il vouloit accoutumer l'indigestion à la saignée und ſtarb. In dem Eloge, das der König auf ihn machte, ſagte er: „Herr de la Mettrie war mit einer unerſchöpflichen Heiterkeit geboren, ſeine Einbildungskraft war ſo fruchtbar, daß ſie auch in dem trocknen Erdreich der Arzneiwiſſenſchaft Blumen hervorbrachte.“

Endlich war unter den Franzoſen, die des Königs Vertrauen beſaßen, auch noch der ehrliche Darget,

früher Secretair des französischen Gesandten Marquis de Valori. Er war 1745 bis 1752 Friedrich's Vorleser und Privatsecretair und später sein literarischer Beauftragter in Paris. Er starb 1778, sechsundsechzig Jahr alt. Sein vornehmster Nachfolger als literarischer Gesellschafter war de Catt, ein französischer Schweizer, den der König 1755 auf der holländischen Reise in einer Treckschuyte kennen gelernt hatte und der seit 1758, einundzwanzig Jahre lang in des Königs täglicher Umgebung war und sich durch Verschwiegenheit und Treue in steter Gunst erhielt. Erst nach diesen einundzwanzig Jahren kam er aus unbekannten Ursachen in Ungnade, behielt aber seinen vollen Gehalt und lebte abwechselnd theils in Potsdam, theils auf seinem Landgute. Er starb erst 1795.

Von Militairs französischer Abkunft war General Heinrich Carl Ludwig Hautcharmoy in großer Gunst: er war schon Generalquartiermeister unter Friedrich Wilhelm I., ward dann unter Friedrich Gouverneur von Brieg und der König, bei dem er oft in Sanssouci zu Besuch kommen mußte, wohnte wiederholt bei ihm in Brieg: er blieb mit Schwerin bei Prag 1757. Der König hatte ihm das schöne Gut Allerheiligen bei Oels in Schlesien gegeben, das jetzt an die Familie von Schickfuß verkauft ist. Seit 1755 war er Ritter des schwarzen Adlerordens.

Von Engländern gehörten zu Lieblingen des Königs die Brüder Keith. Sie stammten aus einer schottischen Familie und hatten nach dem Falle der Stuarts, deren eifrige Anhänger sie waren, ihre Güter

verloren und 1715 England verlassen. Georg Keith, Lord Marischal, hatte sich in spanische Dienste begeben und als Generalmajor gegen Kaiser Carl VI. gedient. Er zog sich dann in's Königreich Valencia zurück und mußte nach der verunglückten Expedition Frankreichs gegen Schottland im Jahre 1744 nach Rußland, wo sein Bruder General war, sich retten, aber von Petersburg vertrieb ihn die englische Diplomatie nach Venedig. Von hier aus kam er im Februar 1748, seinem Bruder in dem preußischen Dienst nachfolgend, zu Friedrich. 1750 ging er als Gesandter nach Paris und Madrid, 1751 erhielt er den schwarzen Adlerorden, 1754 ward er Gouverneur von Neufchatel, gab aber diesen Posten auf, weil er hoffte, nun in Schottland wieder leben zu können: der König von England hatte ihn begnadigt. Es gefiel ihm aber in Schottland, wo seine meisten Güter in Fremder Hände waren — einen Theil seines Vermögens hatte ihm Friedrich wieder verschafft — nicht und 1765 zog er zum König nach Potsdam. Der von der Treulosigkeit, Undankbarkeit und Bosheit der Menschen so vielfältig hintergangene Friedrich gab Marischal das schöne Zeugniß, daß er, „der gute Mylord," ihn so zu sagen gezwungen habe, wieder an die Tugend zu glauben. Marischal war bei ihm in höchster Gunst und starb 1778, gegen neunzig Jahr alt, genau weiß man es nicht, weil er stets sein Geburtsjahr geheim hielt, einige halten ihn für 1685 geboren, also ist er dreiundneunzig Jahr alt geworden.

Jacob Keith, ſein jüngerer Bruder, war, nachdem er, wie ſein Bruder, gegen zehn Jahre in ſpaniſchen Dienſten geweſen war, dann neunzehn Jahre lang in Rußland theils gegen die Türken unter Münnich, theils gegen die Schweden mit Auszeichnung gedient hatte, 1747 in die Dienſte des Königs von Preußen getreten. Friedrich gab ihm zwei Tage nach ſeiner Ankunft in Berlin, am 19. October, die General-Feldmarſchallswürde und machte ihn 1749, nach dem Tode des Herzogs von Holſtein-Beck, zum Gouverneur von Berlin und Ritter des ſchwarzen Adlerordens. Auch er war bei dem König im intimſten Vertrauen, fiel aber, zweiundſechzig Jahr alt, 1758 bei Hochkirch. „Er war, ſagt Formey, in ſeiner Lobrede, neun Sprachen mächtig, verſtand ſchottiſch, engliſch, franzöſiſch, ſpaniſch, ruſſiſch, ſchwediſch, deutſch und lateiniſch und las die griechiſchen Schriftſteller. Er hatte alle große und kleine Höfe Europas, von dem des Vicelegaten von Avignon bis zur Reſidenz des Tartar-Chans geſehen und überall hatte er gefallen. Der General, der Miniſter, der Hofmann, der Gelehrte waren in ſeiner Perſon vereinigt und er verſtand es vortrefflich, alle dieſe verſchiedenen Eigenſchaften zu repräſentiren. Man hat die hochgebildetſten Leute wie in Extaſe von einer Unterredung mit ihm zurückkehren ſehen, ſie wollten ihren Ohren kaum trauen.“

Nächſt den Gebrüdern Keith war der engliſche Geſandte in Berlin, Sir Andrew Mitchell, beim König ſehr wohl gelitten. Er begleitete den König

durch den ganzen siebenjährigen Krieg und stand oft, wie bei Zorndorf, an seiner Seite in den blutigsten Schlachten. 1760, im Winterquartier zu Freiberg, aß Friedrich viele Wochen lang nach einander mit Niemand, als mit Mitchell. Mitchell war ein Mann, dem die Gabe der Repartie, die man bei dem Könige so nöthig hatte, sehr zu Gebote stand. Als die Engländer 1759 Quebec eingenommen hatten, fragte der König, ob es wahr sei? „Ja, Sire," sagte Sir Andrew, „mit Gottes Hülfe." „Wie," fragte der König, „gehört der liebe Gott auch zu Ihren Alliirten?" „Allerdings Sire," erwiederte Mitchell, „und er ist der Einzige, dem wir keine Subsidien zahlen." Mitchell starb 1771 in Berlin.

Nach dem Aachner Frieden 1748 bis zum Abschluß der Allianz mit England, 1756, war kein englischer Gesandter in Berlin und der König gar nicht gut auf die Herren Engländer zu sprechen. Frankreich hatte als Gesandten einen Irländer, Lord Tyrconel, damals geschickt, in Bezug auf ihn schrieb Friedrich an Darget: „Gott verzeihe es mir, ich habe einen wahren Abscheu vor dem englischen Volke und kann mich gar nicht davon los machen. Das unbillige Verfahren des Monarchen fällt auf sein Volk zurück."

Der englische Touriſt Wraxall, der die Theilung Polens in seinem Tour round the baltic getadelt hatte und den Friedrich deßhalb nicht empfangen wollte, schreibt, der König habe eigentlich nie die Engländer geliebt und ihnen namentlich nach der Vorenthaltung der Subsidien für's Jahr 1762 gegrollt. Als im

bairiſchen Erbfolgekriege engliſche Offiziere ſich anboten, als Volontaire bei ihm zu dienen, ſchlug Friedrich es mit den Worten ab: „Je ne veux pas de chambre basse au milieu de mon armée.“

Von Italienern ſtanden bei Friedrich in höchſter Gunſt der Graf Algarotti und der Abbé Bastiani. Algarotti, geboren 1712, in demſelben Jahre mit dem König, zu Padua im Gebiete Venedigs, war wieder ein Bürgersſohn, auch ein Sohn eines reichen Kaufmanns, aber ein Mann von dem feinſten und vornehmſten Tone und von der gewandteſten Geſchmeidigkeit. Friedrich erhob ihn in den Grafenſtand und nannte ihn nur den Cygne de Padoue; er ſtarb 1764 zu Piſa. Abbé Baſtiani, war einſt von den Werbewütherichen Friedrich Wilhelm's als Dorfpfarrvicar in Welſchland entführt worden; er kam nachher in den Dienſt des Cardinals Sinzendorf, Friedrich hatte ihn zum Domherr von Breslau gemacht. Er war ein ſchöner, lebensluſtiger Mann und mußte alljährlich und oft viele Wochen hindurch im Winter nach Potsdam kommen; der König liebte ihn ungemein als gelehrten und liebenswürdigen Geſellſchafter; er war ſehr witzig und doch ſehr beſcheiden. Er ſagte dem König nie etwas Nachtheiliges von dritten Perſonen. Als er hörte, daß Friedrich todt ſei, ſtarb er bald ihm nach: das Bisthum Breslau war ihm auf den Erledigungsfall beſtimmt. Italieniſche Offiziere mochte Friedrich aus einem andern Grunde nicht in ſeiner Armee, wie engliſche. Er ſchrieb einmal deßhalb an einen Oberſt: „Ich bin den Italienern recht gut und

beweiſe dieſes in der anſehnlichen Gage meiner Opernſänger. Nur bei meinen Truppen befürchte ich wegen ihrer bekannten Weichlichkeit, Miß- und Unmuth und könnt Ihr die Supplicanten nach dieſer meiner Geſinnung höflich abweiſen.“ Doch machte der König auch hier Ausnahmen, z. B. mit Oberſt Pinto, einem ſeiner letzten täglichen Geſellſchafter.

Endlich ſind noch einige Schweizer auszuzeichnen, die Generale von Lentulus, von Warnery und der liebenswürdige von Roſieres. Robert Scipio Baron Lentulus ſtammte aus einem Geſchlechte, das die Familientradition auf einen aus Neapel entflohenen Mönch zurückführt, der, wie der Stammvater der Münchhauſen, ſein erlöſchendes Geſchlecht fortpflanzen wollte. Der Lentulus'ſche Mönch hatte aber nicht, wie der Münchhauſen'ſche den Dispens des Papſtes eingeholt, ſchmachtete daher ſieben Jahre in den Kerkern der Inquiſition und kam erſt 1559 durch eine zweite Flucht nach Genf, ward Pfarrer in den piemonteſiſchen Thälern und ſtarb angeblich 1599 zu Cläven im Valtelin. Sein Sohn war Leibarzt der Königin von England und ward als erſter Arzt von Baſel nach Bern berufen, wo er das Ehrenbürgerrecht erhielt. Der General war geboren in Wien und in öſtreichiſchen Dienſten, kam nach Preußen 1746, wurde des Königs Flügeladjutant und 1748 Schwiegerſohn des Oberſtallmeiſters Schwerin. Er ging ſpäter, 1768, als Gouverneur von Neufchatel in ſein Vaterland zurück, erhielt 1770 den ſchwarzen Adlerorden, fungirte bis 1779 und ſtarb als Landvoigt zu Königz bei

Bern 1786, zweiundsiebzig Jahr alt. Er war ein außerordentlich schöner Mann und von hervorragenden Geistesgaben, ein eben so tapfrer Soldat, als feiner Hofmann. Warnery war der, welcher im siebenjährigen Kriege den ersten Pistolenschuß that, als er mit noch drei andern die sächsische Festung Stolpen überrumpelte. Als 1758 Schweidnitz übergeben wurde, glaubte er seinen Abschied nehmen zu müssen, trat in polnische Dienste und starb in denselben 1786 wenige Monate vor Friedrich zu Breslau. Ludwig von Rosieres endlich, gebürtig aus Nion im Canton Waadt, kam 1770 erst aus sardinischen Diensten zu Friedrich, wurde Commandant von Silberberg in Schlesien und starb 1778 als General zu Schönwalde.

Von Deutschen bildeten meist Generale und Offiziere Friedrich's nähere Umgebung. Unter diesen Generalen und Offizieren befanden sich namentlich die General-Adjutanten, welche vermöge ihrer Stellung in der unmittelbaren Nähe des Königs einen sehr einflußreichen Wirkungskreis hatten. Zu Anfang der Regierung Friedrich's bekleideten diesen Posten die Grafen Truchseß und Finkenstein.

Graf Friedrich Sebastian Truchseß von Waldburg gehörte der preußischen Linie der aus Schwaben stammenden Truchsesse an, die sich von Capustigal nannte: sein Oheim, der preußische General und Gouverneur von Pillau, Wolf Christoph, hatte unter dem großen Kurfürsten für seine Dienste bei der Belagerung von Wien 1683 vom Kaiser die Reichsgrafenwürde erhalten. Er selbst war früher

Gesandter in Dresden. Bielefeld giebt ein Bild von diesem General-Adjutanten, der, wie er sagt, sechs Fuß lang war, in einem Briefe vom 11. Aug. 1739: „Ich kenne keinen angenehmeren Mann, als den Grafen Truchseß, sein Umgang hat für mich so etwas Anziehendes, daß mir jeder andere dagegen werthlos erscheint. Er besitzt neben dem feinsten Welton eine seltne Bescheidenheit; sein überfließender Witz ist immer zart und attisch. Ich bin unaufhörlich in seinem Hause und werde von ihm mit Artigkeiten überschüttet. Er hat tausend Tugenden, tausend große Eigenschaften, aber auch manche kleine Gebrechen, die den Schatten im Gemälde abgeben und die einförmige Vollkommenheit daraus entfernen. Sein größter Fehler ist ein ewiges Poltern und Toben mit seinen Leuten, worin ihn selbst die Anwesenheit von Gästen nicht stört. Er hat einen alten Kammerdiener, welcher die Geduld selbst ist: er ist ewig die Zielscheibe seiner Schmähungen und übeln Laune. Aber auch die andern Diener mögen thun, was sie wollen — sie machen immer Alles unrecht. — Ich wünschte, Sie könnten seine Wohnung sehen (sie lag zwischen dem Köpeniker und Stralauer Thore in den alten Festungswerken). Sie ist weder ein Palais, noch der Flügel eines Palais, noch ein Pavillon oder sonst etwas dergleichen. Keinen Begriff kann man geben von diesen vielen Zimmern, die an einander hängen, von dem großen Saale, der Galerie, der Grotte und den vielen Cabinetten, die alle im untern Stockwerk sich befinden, alle keinen auffallenden Eingang und keinen Vordergiebel haben und

doch so bequem, so gut eingetheilt und so gut meublirt sind, und in denen man überall Geschmack findet ohne Pracht. Der Speisesaal geht auf einen großen Garten, der in einem alten Festungswerke angelegt ist und daher eben so wunderbar unregelmäßig als das Haus ist, aber eben so nett als dieses. Man findet darin lauter aus- oder einlaufende Winkel. Ueber dem Speisesaal an der Außenseite finden sich drei Kinderstatuen: das eine Kind hält den Riß des Gebäudes, das andre öffnet mit verschlossenen Augen einen Geldbeutel und das dritte kratzt sich hinter den Ohren. Der einzige wahre Werth dieser Figuren beruht vielleicht in der Wahrheit, die sie andeuten. Der arme Graf Truchseß hat so viel Weisheit und Baulust wie Salomo, aber nicht so viel Geld."

Graf Truchseß erhielt vom König sogleich nach seiner Thronbesteigung das schöne, in Berlin garnisonirende Dönhof'sche Regiment, und ward mit Bielefeld nach Hannover und London als Gesandter geschickt, um die Thronbesteigung Friedrich's anzumelden; bei seiner Zurückkunft ward er Oberhofmeister des präsumtiven Thronerben Prinz Wilhelm und Hofmarschall. 1744 erhielt er den schwarzen Adlerorden und ward 1745 Generallieutenant. Er fiel 1745 bei Hohenfriedberg.

Der andere General-Adjutant, Graf Friedrich Wilhelm Finkenstein, ein Bruder des Ministers, war einer der ersten, der 1741 bei Mollwitz, den Degen in der Hand, unter den Augen des Königs fiel.

Unter den späteren General-Adjutanten hatten besonders zwei großen Einfluß: Hans Carl von Winterfeldt, der im siebenjährigen Kriege 1756 den schwarzen Adlerorden erhielt und bei Moys 1758 fiel, und der natürliche Sohn des Erbprinzen von Dessau, Heinrich Wilhelm von Anhalt, der nach dem siebenjährigen Kriege 1768 erster General-Adjutant ward, im bairischen Erbfolgekriege in eine kurze Ungnade fiel, aber bis 1781 in seinen Posten blieb, worauf er 1783 Gouverneur von Königsberg ward.

Unter den wenigen Deutschen, die zur nähern Umgebung des Königs, aber nicht zum Militair, gehörten, ist besonders Pöllnitz auszuzeichnen, der aber nur als eine Art lustiger Rath und Zielscheibe des königlichen Witzes figurirte. Nächst ihm ist von Nicht-Offizieren nur noch der Oberhofmarschall Graf Gotter zu nennen, auf den ich unten beim Hof-Etat zurückkomme.

Carl Ludwig Baron von Pöllnitz war am Hofe Friedrich's des Großen ohngefähr das, was Gundling am Hofe seines Vaters gewesen war. Er war 1691 zu Issum im Stifte Cöln geboren, sein Großvater, Gerhard Bernhard, war der Staatsminister, Kammerherr, Generalmajor, Commandant zu Berlin, Oberster der Garde zu Fuß und Ritter des Johanniterordens, von dem ich oben das Pistolenduell mit dem Baron Truchseß-Waldburg erwähnt habe, — seine Großmutter war Eleonore Gräfin von Nassau, eine natürliche Tochter des zweiten Statthalters der Niederlande, Moritz von Oranien. Sein

Vater, Wilhelm Ludwig, war Oberſt und ſeine Mutter gab ihm zwei Stiefväter, den berühmten Miniſter Franz von Meinders, der zehn Monate nach der Heirath ſtarb, und den Hofmarſchall von Wenſen. Seines Vaters Schweſter war die Gemahlin des Marquis François du Hamel, der als Generaliſſimus der Republik Venedig ſtarb. Er beerbte ihn. Pöllnitz fungirte in Berlin zuerſt als Kammerjunker unter dem erſten König von Preußen. Nach der großen Reduction des Hofſtaats unter Friedrich Wilhelm I. ging er auf Reiſen und machte ſich durch ſeine Lettres et Mémoires, worin er ſeine Bemerkungen über die vornehmſten Höfe Europas mittheilte und die 1727 zum erſtenmale erſchienen, einen Namen. 1713 war er unter andern in Paris und die bekannte Herzogin von Orleans fand ihn „all' poſſirlich, wenn er will, kann wohl reden und redt nicht wenig." 1735 erſchien die berüchtigte Saxe galante, deren Autor er ohnſtreitig iſt, obgleich er ſich nicht nannte. Eben ſo war er anonymer Verfaſſer der histoire secrète de la princesse d'Alten (Ahlden), der Geliebten des Grafen Königsmark, Kurprinzeſſin von Hannover, eines Buchs, das 1732 herauskam. Um dieſe Zeit gelang es ihm wieder, unter Friedrich Wilhelm I. als Kammerherr angeſtellt zu werden. Unter Friedrich II. ward er premier Chambellan. Friedrich behandelte Pöllnitz, wie er es werth war. Sein Urtheil von ihm, ſchon als er nur noch Kronprinz war, lautete: „ein infamer Kerl, dem man nicht trauen muß, divertiſſant beim Eſſen, hernach einſperren." Ueber ſeine nach

seinem Tode erschienenen preußischen Memoiren, hauptsächlich die Zeit des ersten Königs betreffend, urtheilte der König, dem er sie im Manuscript überreichte: „Ou écrivez gravement et mettez plus d'étoffe dans votre ouvrage ou tenez vous en aux anecdotes que vous ornerez par votre style naturel qui est badin et enjoué" etc. Einst trug Friedrich ihm auf, einige indianische Hühner anzuschaffen. Pöllnitz beeilte sich, sie zu erwerben und übersandte sie, indem er sich als geistreicher Mann zu insinuiren glaubte, mit den vier Worten: „Voila les dindons Sire." Darauf ließ Friedrich einen der magersten Ochsen kaufen, ihm die Hörner vergolden, ihn vor die Wohnung des Barons führen und dort anbinden. Pöllnitz wurde dabei ein Billet des Königs eingehändigt mit den vier Worten: „Voilà le boeuf Pöllnitz." Er war so thöricht, das viele Geld, das er hatte, alles durchzubringen. Er kam nicht heraus aus den Schulden. Im Jahre 1744 hoffte der Baron eine reiche Partie mit einer katholischen Dame in Nürnberg machen zu können und bat deshalb um seinen Abschied. Der König dictirte ihn selbst in folgender characteristischer Fassung, in der sich die ganze Verachtung eines Genies über die erbärmliche Charakterlosigkeit eines Hofmannes so recht mit Behagen ergeht:

„Wir, Friedrich ꝛc., thun kund und zu wissen, daß der Baron von Pöllnitz, aus Berlin gebürtig und so viel Uns bekannt, von ehrlichen Eltern abstammend, Unserm hochseligen Großvater, preiswürdigen Andenkens, als Kammerjunker, der Herzogin von

Orleans in eben diesem Charakter, dem Könige von Spanien als Oberster, dem letztverstorbenen Kaiser als Rittmeister, dem Papste als Kämmerer, dem Herzoge von Braunschweig als Kammerherr, dem Herzoge von Weimar als Fähndrich, Unserm in Gott ruhenden Herrn Vater als Kammerherr und zuletzt uns als Ceremonienmeister bedient, da er sich, von dem Strome der ehrenvollsten Militairbedienungen und der eminentesten Hofchargen, die nach und nach auf seine Person ausgeschüttet worden, ganz überschwemmt gesehen, dadurch der Welt müde geworden und verführt durch das schlechte Beispiel des Kammerherrn Montaulieu*), der kurz vor ihm vom Hofe entwichen, bei Uns, nämlich besagter Baron von Pöllnitz, nachgesucht und unterthänigst gebeten hat, ihm zur Aufrechthaltung seines guten Rufs und Namens, einen ehrlichen Abschied in Gnaden zu ertheilen.

Da Wir nun mit der Berücksichtigung seiner Bitte, es nicht für gut finden, seiner guten Aufführung das Zeugniß zu versagen, um das er Uns gebeten hat, angesehen die höchst wichtigen Dienste, welche er Unserm

*) Ein Sohn des Generals Montolieu de S. Hypolite, der in französischen Diensten stand und einen Arm darin verlor. Er machte eine reiche Verwandtin in Leipzig, die mit dem reformirten Prediger daselbst versprochen war, diesem abspenstig und kam an den preußischen Hof. In wenig Jahren brachte er das Vermögen seiner Frau von zwei Tonnen Goldes durch und flüchtete mit einem Schatze von 50—60,000 Thalern in Juwelen und Edelsteinen nach Würtemberg, sie und bedeutende Schulden hinterlassend.

königlichen Hofe durch seine Schwänke geleistet und die Kurzweile, die er Unserm seligen Herrn Vater in die neun Jahre zu Wege gebracht hat: so nehmen Wir keinen Anstand, zu erklären: daß während der ganzen Zeit, die der Baron rühmlich in Unsern Diensten gestanden, er weder Straßenraub begangen, noch Beutelschneider, noch Giftmischer gewesen ist, daß er weder Jungfrauen geraubt, noch ihnen Gewalt angethan, noch jemandes Ehre an Unserm Hofe gröblich verletzt, sondern sich stets wie ein Galanthomme, und seiner Geburt gemäß betragen und stets von den Gaben, welche ihm der Himmel verliehen, einen honneten Gebrauch gemacht hat, nämlich den Zweck zu erreichen, der bei den Schauspielen zum Grunde liegt und der darin besteht: das Lächerliche der Menschen auf eine lustige und heitere Art darzustellen, um solche dadurch zu bessern.

Desgleichen hat er den Rath des Bacchus im Punkte der Mäßigkeit und Enthaltsamkeit stets sehr treulich befolgt und die christliche Liebe so weit getrieben, daß er sogar die Bauern überwogen hatte, die Vorschrift des Evangeliums: „Geben ist seliger, denn nehmen", zu befolgen. Er weiß noch ganz genau die Anecdoten von unsern Schlössern und Lustgärten, besonders aber hat er ein vollständiges Verzeichniß Unsers alten Hausgeräths sich ins Gedächtniß geprägt; übrigens verstand er es, sich durch seine Meriten bei denen angenehm und brauchbar zu machen, welche zugleich sein böses Gemüth und gutes Herz kennen gelernt hatten.

Wir geben auch dem beſagten Baron das Zeugniß, daß er Uns nie zum Zorne gereizt hat, ausgenommen, wenn er durch ſeine feige Unverſchämtheit (lache importunité) alle Grenzen der Ehrfurcht überſchreitend, auf eine unwürdige und unverträgliche Weiſe die Aſche Unſrer glorreichen Vorfahren zu entweihen und zu entehren verſuchte.

Da man aber in den ſchönſten Gegenden unfruchtbare und wüſte Stellen findet, da die ſchönſten Körper ihre Gebrechen und die Gemälde der größten Meiſter ihre Fehler haben, ſo wollen Wirauch mehr beſagtem Baron ſeine Fehler und Gebrechen zu gute halten, und ertheilen ihm durch Gegenwärtiges, obgleich ungern, den von ihm begehrten Abſchied; Wir wollen übrigens das ihm anvertraute Amt gänzlich aufheben und abſchaffen, um dadurch das Andenken daran für immer unter den Menſchen zu vertilgen, dafür haltend, daß nach beſagtem Baron Niemand würdig ſei, es weiter zu bekleiden.

Potsdam, den 1. April 1744.

Friedrich.

Abſchied für den Baron von Pöllnitz."

Pöllnitz verließ hierauf Berlin und wurde ſeiner Braut zu Gefallen katholiſch: er wurde der dritte notable Convertit, nach Kleiſt unter dem großen Kurfürſten und nach Metternich unter Friedrich und Friedrich Wilhelm I. Dieſer Uebertritt war aber ohne den von ſeinen Vorgängern gezogenen und von dem Baron ſehr ſtark gehofften Nutzen. Die Heirath kam

nicht zu Stande, die Braut hatte nähere Nachrichten über den Geliebten eingezogen, sie wollte die Ehre, Baroneſſe zu heißen, nicht mit ihrem großen Vermögen erkaufen. Pöllnitz erhielt in Nürnberg einen Korb.

Der Baron war nun in der größten Noth. Er wollte in ein Kloſter gehen. Ohne Geld und ohne Ausſicht, eine angemeſſene Anſtellung zu finden, wandte er ſich wieder von Nürnberg aus mit einer demüthigen Bittſchrift an den König, ihm ſeine vorige Hofcharge wieder ertheilen zu wollen, er ſtellte auch in Ausſicht, daß er zur evangeliſchen Religion zurückzutreten entſchloſſen ſei. Friedrich aber, empört über den Höfling, der keinen Scrupel hatte, ſeine Religion wie ein Paar Handſchuhe zu wechſeln, erwiederte ihm: „Ob Ihr reformirt, katholiſch oder lutheriſch ſeid, das iſt mir gleichviel. Wenn Ihr Euch aber wollt beſchneiden laſſen, dann will ich Euch wieder in meine Dienſte nehmen.“

Der König ſchenkte ihm aber doch, als er ſchon im Juli 1744 wieder nach Berlin zurückkehrte, ſeine Gunſt wieder und behielt ihn als erſten Kammerherrn bei. Die Bedingungen waren freilich nicht ſehr ehrenvoll für Pöllnitz. Sie lauteten: 1) Es wird durch öffentlichen Ausruf (bei Trommelſchlag, wie bräuchlich) in Berlin verkündigt, daß bei hundert Ducaten Strafe verboten iſt, ſeiner Perſon etwas zu borgen, weder an Geld noch an Waaren. 2) Pöllnitz iſt verboten, jemals wieder ſeinen Fuß in das Haus eines fremden Geſandten zu ſetzen oder in andern Häuſern Verkehr mit ihnen zu haben, oder ihnen von der Tafel und den

Gesprächen des Königs etwas mitzutheilen. 3) Wird Pöllnitz zur Tafel beim König geladen, so soll er, wenn die andern Gäste guten Humors sind, mit Fleiß vermeiden „de prendre mal à propos les visages d'un cocu..“ Eigenhändig hatte der König hinzugeschrieben: „Si vous aimez mieux servir les cochons que des grands Princes comme vous l'avez dit, vous ne pouvez manquer de condition et vous trouverez en Westphalie de l'emploi etc. Allez vous êtes un Indigne et si je vous tire de la misère etc. ce n'est que par pitié“ etc. Er bezahlte aber doch wieder von Zeit zu Zeit seine Schulden, hielt ihn aber kurz, er wußte, daß Pöllnitz nicht im Stande war, mit dem Gelde umzugehen. Als dieser um eine Zulage bat, ließ ihm der König einen Scheffel Hafer in sein Zimmer streuen. Er schrieb ihm einmal unterm 2. September 1746: „quand Serous nous Sages? trois jours après jamais.“ Nach dem siebenjährigen Kriege dirigirte Pöllnitz die Comödie und das Ballet in Berlin, der König lud ihn bisweilen nach Potsdam ein, ihn zu besuchen, er starb, vierundachtzig Jahr alt, als premier Chambellan du Roi 1775 zu Berlin. Noch in seinem letzten Lebensjahre war er zum zweitenmale katholisch geworden. Nützliche Dienste hatte er leisten können, als am 9. November 1763 der türkische Gesandte in Berlin seinen Einzug hielt, am 21. November seine Antritts- und am 20. April 1764 seine Abschiedsaudienz bei Friedrich hatte. Pöllnitz war damals der einzige

Mann am preußischen Hofe, der noch etwas vom alten Ceremoniel verstand.

Friedrich's Tafel war nicht kostbar, aber ausgesucht und lecker. Gewöhnlich aß man acht Schüsseln, vier französische, zwei italienische und zwei nach dem besondern Geschmack des Königs und nach seiner Vorschrift. Der König pflegte zu sagen: „Wer sich nicht an acht Gerichten satt ißt, hat auch an achtzig nicht genug."

Einer der letzten Küchenzettel vom 5. August, zwölf Tage vor seinem Tode, lautete:

Den 5. August, Mittags, Sr. Majestät Tafel:

(Name des Kochs.)

Henaut: 1 Soupe aux Choux à la Fouqué. † (Die Kreuze, die der König machte, waren Zeichen, daß das Gericht ihm geschmeckt hatte.)

Pfund: 1 du boeuf au pannais et carottes. †

Voigt: 1 des poulets en cannelon aux concombres farcis au blanc à l'Anglaise (war durchgestrichen; der König hatte dafür gesetzt: des Cotelettes dans du papier.)

Dionisius: 1 de petits patéz à la Romaine.
1 gebratene junge Coleunen.

Pfund: 1 du Saumon à la Dessau. †

Blesson: 1 de filés de Volaille à la Pompadour avec langue de boeufs et croquets,

Dionisius: 1 Portugieſer Kuchen (durchſtrichen; dafür des Gauſſres.)

Pfund: Grüne Erbſen. †
Friſche Heringe. †
Saure Gurken."

Beſonders liebte Friedrich ſcharf gewürzte Gerichte, franzöſiſche und italieniſche Speiſen, namentlich Polenta, das bekannte italieniſche Gericht aus Mais und Käſe, Paſteten, beſonders Aalpaſteten, Kuchen, Mehlſpeiſen und wie ſein Vater Friedrich Wilhelm, Schinken und Kohl. Friedrich aber war ein ganz andrer Eſſer, wie ſein Vater: er war ein ausgeſuchter Gourmand, der eine ſehr feine, ausgewählte Küche liebte. Den Küchenzettel ließ er ſich alle Morgen, oft ſchon am Abend vorher überreichen, er änderte ihn öfters eigenhändig ab und ließ wohl auch, wenn es eine beſondere Lieblingsſpeiſe gab, eine Viertelſtunde vor zwölf Uhr anrichten. Joyard bekleidete am Anfang der Regierung ſein Oberküchenmeiſteramt als Oberhofcharge, er war der Schwiegerſohn des Malers Pesne. Sieur Nöel, Maître d'hôtel, der den Tod des Königs erlebte, ſtand in großer Gunſt, der König widmete ihm ſogar ein gelehrtes Lobgedicht im Namen des Kaiſers von China bei Gelegenheit der Erfindung eines neuen Küchenproducts, der bombe à la Sardanapale, an welchem jedoch nicht, wie Lord Dover berichtet, de la Mettrie ſtarb. Bei Tiſche machte der König zu den einzelnen Gerichten Bleiſtiftzeichen, um nach der Tafel mit dem Küchenmeiſter darüber zu ſprechen. Friedrich hatte zwölf gut bezahlte Köche, theils Fran-

zoſen, theils Deutſche, auch Italiener, Ruſſen, Engländer. Jeder machte ſeine eignen Gerichte. Sie ſtanden unter dem Haushofmeiſter Noel. Dieſer erſchien jedesmal nach der Tafel beim Deſert in galonirten Kleidern, um ſeinen Preis und Ruhm aus dem Munde ſeines großen königlichen Gönners und Kenners zu vernehmen. Für gewöhnlich ward von ſchönem Porzellain geſpeiſt, in zwei Gängen, außer dem Obſt ward kein Nachtiſch aufgetragen. Von Weinen liebte Friedrich die franzöſiſchen, in der Regel Bergerac, einen Bordeauxwein, oder Moſeler, von denen er gewöhnlich nahe eine Flaſche trank und zwar ſo lange er bei Tafel ſaß. Er trank den Wein mit Waſſer gemiſcht. Bisweilen nahm er einige Gläſer Champagner oder Tokaier. Champagner trank er gern und viel in früherer Zeit, noch 1747 im Februar berichtet davon der engliſche Geſandte Lawrence, aber der beſorgte Suhm rieth ihm in einem Briefe aus Petersburg 1739 ſchon dringend an, ihn zu vermeiden, weil ein auch nur mäßiger Genuß deſſelben Magenkrämpfe befördre — Suhm bezog ſich bei dieſem Rath, den ihm ein großer Arzt ertheilt habe, auf das Beiſpiel Ludwig's XIV., der in ſeiner Jugend, wie Friedrich, an Magenkrämpfen zu leiden gehabt und ſich des Champagners daher immer mit größter Vorſicht enthalten habe, er habe nur Burgunderwein mit Waſſer vermiſcht getrunken. Rheinwein verſchmähte Friedrich des Podagras halber; er behauptete, ſein Vater habe ſein Podagra ſelbſt dem Rheinweine zu verdanken und auch auf ihn vererbt. Er ſagte oft:

„Si on veut avoir un avantgout de la pendaison on n'a qu'a boire du vin de Rhin — er behauptete, er sei so sauer, daß er den Hals zusammenziehe. Der Küchen-Etat war jährlich auf 12,000 Thaler festgestellt, dafür mußten acht Schüsseln auf des Königs, acht auf die Marschallstafel geliefert werden, Mittags und Abends drei Schüsseln für zehn bis zwölf Bediente und kalte Küche für die Hunde des Königs. Bekam der König Besuch von vornehmen Fremden oder Verwandten, so wurden bis zu dreißig Schüsseln gegeben und besonders bezahlt, wie auch die Tafeln bei den Musterungen und bei den Redouten, die der König gab. Jede Schüssel berechnete der König zu 365 Thlr. jährlich: er schrieb einmal einer kranken Rittmeisterswittwe, der er nicht gleich eine Pension geben konnte: „Ich werde mir täglich eine Schüssel auf meiner Tafel entziehen, dieses beträgt jährlich 365 Thlr." Da seit Fixirung des Küchen-Etats die Lebensmittel sehr im Preise gestiegen waren und die 12,000 Thaler nicht ausreichten, schalt der König zwar gewaltig, aber er bezahlte die Schulden. Doch hielt er auch hier die schärfste Controle. Er schreibt an Fredersdorf, seinen Tresorier, in den vierziger Jahren: „ich kan recht guht eßen und die Köche könn die Selbige eßen machen, nuhr Müssen Sie nicht die Helfte von denen Ingredientzen Stehlen, sonsten gehen alle Thage 11 Thaler mehr drauf, ich versichere dier das unßer Fras nicht kostbahr, aber nur Delicat ist." Bei einer Küchenrechnung vom 9. Novbr. 1784 war bemerkt, daß die Extra-

Consumtion Summa 25 Thlr. 10 gGr. 1 1/5 Pfennig betrage. Friedrich schrieb darunter: „Gestohlen, denn ungefähr 100 Austern sind auf dem Tische gewesen, kosten 4 Thaler; die Kuchen 2 Thaler; Quappenleber 1 Thaler; der Fisch 2 Thaler; die Kuchen auf Russisch 2 Thaler, macht 11 Thaler, das Uebrige gestohlen. Da ein Essen mehr heute ist gewesen, Hering und Erbsen kann 1 Thaler kosten, also was über 12 Thaler, ist impertinent gestohlen. Friedrich.“ Der König gab genau Acht; wenn von der Tafel gestohlen wurde, brach ohnfehlbar ein heftiges Donnerwetter los. Er sagte deßhalb einmal zu dem Staatsminister von Werder, der zu ihm kam, als er eben einen Lakai, der eine Flasche Wein in die Tasche gesteckt hatte, reprimandirte: „Hab ich nicht Ursach, dem spitzbubischen Gesindel ein Donnerwetter auf den Kopf zu schicken? Sieht Er, wenn ich sie schalten und walten ließe, wie sie wollen, so würde mir bald kein Pfennig zur Unterstützung unglücklicher Unterthanen übrig bleiben.“ „Als der König, erzählt Lord Malmesbury, einst während des siebenjährigen Kriegs mit einer kleinen Gesellschaft in Leipzig soupirte, fragte er den so eben aus England zurückgekehrten General Coccey, welche Art von Wein das wäre, den wir Claret nennten und ob er welchen bekommen könnte. Coccey entgegnete, daß dies sehr gut geschehen könne, er wolle einen Eimer kommen lassen. „Einen Eimer, fragte der König, wie viel kostet der“? — „Einen Kronenthaler die Flasche“ — „Wenn das ist, entgegnete S. Maj., so lassen Sie bloß ein Dutzend Flaschen

kommen und da muß ich immer noch einen sächsischen Bauer schinden, um wieder zu meinem Gelde zu kommen.“ Dieß ist, setzt der Lord hinzu, buchstäblich wahr, denn ich habe es vom General Coccey selbst, einem Manne, der stets die Wahrheit redete.“ Der König wollte sich offenbar bei seinen Subsidiengelderzahlern mit der Sparsamkeit legitimiren.

Nach der Mittagstafel, die in der Regel drei Uhr zu Ende war, blies der König wieder eine halbe Stunde Flöte. Sodann ging er an Unterzeichnung der unterdessen von den Cabinetsräthen aufgesetzten Briefe. Dieß dauerte eine reichliche halbe Stunde. Es war fester Grundsatz bei Friedrich, alle Eingaben unverzüglich noch an demselben Tage zur Beantwortung zu bringen. Nur Todesurtheile vollzog er nie vor dem zweiten Tage. Seiner Namensunterschrift oder seinem Namenszuge fügte er hin und wieder jene Randbemerkungen und Nachschriften bei, die durch ihre lakonische Kürze, ihren kräftigen Witz und ihre schlechte Orthographie so berühmt geworden sind. Hierauf nahm Friedrich den Kaffee. Die späteren Nachmittagsstunden, vier bis sechs Uhr, waren in der Regel der Lectüre und Schriftstellerei gewidmet, auch empfing er in dieser Zeit Fremde, sechs bis sieben Uhr war Concert, wozu nur besonders Eingeladne Zutritt hatten. Der König vertheilte die Stimmen selbst für zwei Violinen, eine Bratsche, ein Violoncell, ein Fagott, ein Fortepiano, er selbst blies seine Flöte. „Trotz dem, schreibt Lord Malmesbury, daß Friedrich Stunden lang sich einschloß,

um einzuüben, was er zu spielen hatte, fing er doch nie an, ohne Zittern zu blasen: so eine außerordentliche Scheu hatte er, falsch zu spielen". Adagios namentlich trug er meisterhaft vor. Abwechselnd accompagnirten ihn von vier zu vier Wochen der große Klavierspieler Emanuel Bach, der nachher nach Hamburg ging, und Fasch, der Stifter der Berliner Liedertafel. Fasch versicherte Zeltern, daß er das Rührende und Edle im Vortrag der Adagios nur bei drei Virtuosen in höchster Vollkommenheit gehört habe, bei dem König auf der Flöte, bei Emanuel Bach auf dem Klaviere und bei Franz Benda auf der Violine. Noch bei Anwesenheit der verwittweten Kurfürstin Marie Antonie von Sachsen im Herbst 1770 wurde ein Concert gegeben, wobei diese ausgezeichnete Kennerin und Liebhaberin der Musik den Flügel spielte und sang, der König, von seinem Lehrer Quanz begleitet, blies die erste Flöte, der Erbprinz von Braunschweig spielte die erste Violine, der Prinz von Preußen (Friedrich Wilhelm II.) das Violoncell. Blasinstrumente, die sein Vater vorzugsweise liebte, liebte Friedrich nicht. Nach dem bairischen Erbfolgekriege hörten die Concerte auf; der König, der die Vorderzähne verloren hatte und dem die Hände zu zittern anfingen, konnte auch früh die Flöte nicht mehr spielen. Nun mußten die Cabinetsräthe schon früh vier Uhr von Berlin zu ihm kommen. Er sagte ihnen bei dieser Gelegenheit die königlichen Worte: „Mein Zustand nöthigt mich, Ihnen diese Mühe zu machen, die für Sie nicht lange dauern wird. Mein Leben ist auf der Neige, die Zeit, die

ich noch habe, muß ich benutzen. Sie gehört nicht mir, sondern dem Staate."

Mit den Concerten wechselte im Sommer der gewöhnliche tägliche Spaziergang hin und her zwischen dem Schlosse von Sanssouci und dem neuen Palais. Sein Begleiter hierbei war sein treuer Kriegskamerad, der alte Oberstallmeister General Graf Schwerin, ein ziemlich kleiner, dicker Mann, der oft nicht nachkommen konnte und große Tropfen schwitzte, obgleich er stets ein paar Schritte zurück war, was den König sehr belustigte, der immer den Rüstigen machte und wacker vorausschritt. Nach den Concerten oder der Promenade kam die Abendmahlzeit, die der König erst nach dem siebenjährigen Kriege einstellte. Diese berühmten Abendmahlzeiten im Marmorsaal von Sanssouci waren ganz besonders heiter, sogar der Spötter Voltaire gedenkt ihrer mit der höchsten Auszeichnung, er sagt in der berüchtigten Vie privée de Frédéric: „Le roi avoit bien de l'esprit et en faisoit avoir; et ce qu'il y a d'extraordinaire, c'est que je n'ai jamais fait de repas si libres." Diese Abendmahlzeiten währten oft bis Mitternacht, ja bis nach Mitternacht. In der späteren Zeit seines Lebens aß Friedrich nicht zu Nacht; für die Fremden ward 1/2 9 Uhr aufgetragen, doch dauerte die Tafel nur eine halbe Stunde. Der Abend ward mit Lesen und Gesprächen verbracht.

Wenn der König die Gesellschafter entlassen hatte, gewöhnlich zehn Uhr, stellte er sich vor den Kamin, zog sich bis auf Beinkleider und Stiefeln selbst aus,

legte sich dann das Nachtzeug an, entließ seine Kammerlakaien und schlief ohne Licht und ganz allein, mehrentheils bald ein. Sein Bett war ein eisernes Feldbett. In der Nacht trank der König, wenn er trinken wollte, Wasser und Wein vermischt: alle Abende wurde eine Flasche Champagner, Burgunder und Wasser mit Präsentirteller und Glas und des Königs Taschenuhr auf den Tisch gestellt. Im Vorzimmer hatten nur zwei Hoflakaien die Wache, vor dem Schlosse war eine Wache von einem Unteroffizier und sechs Flügelgrenadieren, die alle Abend von der Potsdamer Schloßwache kam.

Im Winter bis zum Ende März oder Anfang April, wo, wie gesagt, dann Sanssouci bis Ende Herbst bezogen ward, wohnte der König in Potsdam. Im Frühling und Herbst waren regelmäßig die Musterungen und Manoeuvres bei der Armee. Ende April oder Anfang Mai war Revue über die Berliner und Potsdamer Besatzung. Ende Mai begab der König sich zur Magdeburger Revue. Anfang Juni kam die preußische Reise nach Graudenz, wo sich die preußischen Minister und Collegienchefs zusammenfanden; von da kehrte der König nach Sanssouci zurück. Mitte Juni (früher war es der 24. Mai) fiel die s. g. Ministerrevue, sämmtliche Minister des Generaldirectoriums und die Regiedirectoren kamen zusammen, um Abschluß über Einnahme und Ausgabe zu halten und um ihre Etats sich erneuern zu lassen. Es war das allemal ein schwerer Tag für die Minister. Sie standen im Halbkreis versammelt Morgens im

Schloſſe zu Sanssouci und in ſtummer Ehrerbietung blickten aller Augen nach der Thür, durch die der Herr eintreten ſollte. Er ließ nicht lange auf ſich warten, er trat ein, lüftete ein wenig den verſchobenen dreieckigen Hut und ſagte mit ſonorer Stimme: „Bon jour, Messieurs!“ Dann trat er näher in den Kreis und fixirte jeden der Miniſter mit ſeinem geſtrengen durchbohrenden Blicke vom Scheitel bis zur Fußſohle. Dieſe Revue dauerte einige Minuten, dann kam das Examen. Dieſes geſchah außer der Reihe. Der König wollte wiſſen von dem Befragten, wie in ſeinem Departement die Geſchäfte ſtänden und ob ſie im letzten Jahre vorgerückt ſeien. Erfolgte eine beſtimmte, thatſächlich belegte Antwort, ſo war er zufrieden und ſchloß das Examen mit den Worten „Eh bien!“ Zu einem Miniſter aber, der auf die Anfragen ſtockte und nicht genügende Antwort ertheilen konnte, ſagte er: „Herr! das ſind leere Excuſen! Finde ich Ihn das nächſtemal wieder auf fahlem Pferde, ſo werde ich Ihn nach Spandau ſchicken! Merk Er ſich das!“ Und dabei klopfte er ihm mit der Krücke dreimal ſehr empfindlich auf die Achſel. Nach dieſer geſtrengen Miniſterrevue kam die Zeit, die Friedrich ſelbſt ſeine Ferien nannte, d. h. er trank den Eger und Pyrmonter Brunnen, wozu er ſich eine kleine Geſellſchaft ſ. g. Brunnengäſte kommen ließ. Er that dieß alle Jahre, weil es ihm ſehr gut bekam, ſo regelmäßig, wie er ſich viermal zur Ader laſſen ließ. Mitte Auguſt ward ſodann die ſchleſiſche Reiſe angetreten, in Breslau blieb er mehrere Tage und machte mit dem

dortigen Ministern die Finanzgeschäfte ab. Anfang September war er wieder in Sanssouci. Zu Ende September kam dann das berühmte Potsdamsche Herbstmanöver, wozu Fremde aus allen Ständen, in den spätern Jahren selbst aus allen Ländern Europas sich einfanden. Nach diesem großen Manöver ward zu Ausgang November wieder das Potsdamer Schloß zum Winteraufenthalt bezogen.

Gegen Weihnacht begab sich der König zum Carneval nach Berlin, gewöhnlich brachte er hier den vollen Monat vom 24. December, dem Weihnachtsheiligenabend, bis zum 24. Januar, auf welchen sein Geburtstag fiel, zu. Der 18. Januar, der preußische Krönungstag, ward mit höchster Pracht gefeiert, der Hof speiste an diesem Tage vom goldenen Service, das eine Million 300,000 Thaler gekostet hatte und im December 1743 zum erstenmale gebraucht worden war. Verwendet wurden dazu eine Menge prachtvolle Geräthschaften und andre Pretiosen, die sich noch aus der Zeit Friedrich's I. herschrieben. Dieses Service erhielt sich bis auf die Unglückszeit nach 1806. Die Königin und die Prinzessinnen trugen am Krönungstage auch die prächtigen Kleider, die der König ihnen alljährlich am Neujahrstage schenkte. Friedrich nahm in früheren Jahren die Neujahrswünsche in Berlin selbst an; späterhin ließ er den Offizieren der Berliner Garnison bei der Parole zum Neuen Jahre „Gesundheit, langes Leben und baldiges Avancement“ würrschen, bisweilen aber auch „mehr Application im Dienste.“ Nach dem siebenjährigen Kriege hatte die

Carnevalszeit folgende bestimmte Abend-Lustbarkeiten, bei denen der Anfang sechs Uhr zu sein pflegte: Sonntags war große Cour bei der Königin in Monbijou; Montags Oper; Dienstags Redoute, zu welcher der Boden des Opernhausparterres dem Theater gleich gemacht und dieses in einen korinthischen Saal verwandelt ward, der Hof speiste im Opernhause gewöhnlich dabei an fünf Tafeln; Mittwochs komische Oper oder französische Comedie; Donnerstags Cour bei der Prinzessin von Preußen; Freitags Oper; Sonnabends Ruhe, doch pflegte einer der prinzlichen Höfe an diesem Tage Souper und Ball zu geben. Der Sonnabend war auch den ganzen Winter durch der Haupttag für die Assembléen und Bälle bei den Ministern und andern ein Haus machenden Personen. Junge und alte unverheirathete Leute gab es bei diesen Bällen und Assembléen die Hülle und Fülle: die Ehelosigkeit war durch den König Mode geworden. Als 1778 das Baireuther Dragonerregiment in's Feld rückte, zählte das Corps von vierundsiebzig Offizieren vom General von Bülow bis zum jüngsten Fähndrich herunter, nicht einen verheiratheten Offizier. Aus Potsdam 20. October 1746 war folgende Cabinetsordre ergangen: „Mein lieber General-Major von Bronikowski. Ich gebe euch auf eure Vorstellung vom 12. dieses wegen Versorgung eurer Schwester durch eine Heirath mit dem Cornet von Zmiewsky in Antwort, daß die Husaren nicht durch die Scheide, sondern durch den Säbel ihr Glück machen müssen.“ Am Neujahrs-

tage gab der König dem ganzen königlichen Hauſe Geſchenke und der Armee anſehnliche Geldſummen, gewöhnlich 4000 Thlr., 1761 6000, 1762 10,000 Thlr. Der König erſchien ein oder zweimal bei der Cour der Königin, ſpeiſte auch verſchiedentlich bei ihr, ſeltener erſchien er bei den Prinzen, ausgenommen bei dem Prinzen Heinrich, bei deſſen Geburtstag am 18. Januar und bei der Prinzeſſin Amalie. Mit dieſer hielt Friedrich gewöhnlich am letzten Jahrestag in Berlin im Schloſſe eine ſ. g. table de confidence an der Maſchinentafel, zu der die Speiſen durch ein Triebwerk in das Speiſezimmer im zweiten Stocke gehoben wurden, ſo daß keine Bedienten nöthig waren; neben jedem Couvert ſtand ein ſ. g. Tambour, man ſchrieb auf, was man bedurfte und ließ die Tambours herunter, ſie brachten jedesmal das Verlangte wieder herauf. Zu dieſer Confidenztafel waren noch vier geiſtreiche Damen, die zu den Freundinnen des Königs gehörten geladen, auf die ich ſogleich zurückkomme. Weil am Sylveſtertage die Herrſchaft der Damen beginnt, fand jede dieſer vier Damen unter ihrer Serviette eine Krone und einen Scepter von Zucker „als Symbol der Süßigkeit ihrer Herrſchaft.“ Gewöhnlich gefiel es dem König, ſo lang er in der Carnevalszeit in Berlin ſich aufhielt, an den Abenden mit dortigen Gelehrten, als Gelehrter, namentlich mit den Schweizern Merian und Sulzer ſich zu unterhalten. Am Tage vor dem 24. Januar, ſeinem Geburtstag, auch wohl am 24. Januar früh Morgens oder deſſelben Tages nach der Cour pflegte er nach Potsdam zurückzu-

kehren. Prinz Heinrich feierte seit dem siebenjährigen Kriege den Geburtstag des Königs durch einen großen Maskenball. So lästig Friedrich in den spätern Jahren die Carnevalsreise wurde, so unterließ er sie doch niemals, weil dadurch die Hauptstadt belebt wurde und Fremde anzog. Gespielt wurde nicht am Berliner Hofe: alle Hazardspiele im ganzen Lande waren verboten.

Lord Malmesbury, der im Jahre 1767 als Gesandter in Berlin dem Vermählungsfest des Fürsten Franz von Dessau mit Luise von Brandenburg-Schwedt beiwohnte, berichtet mit Verwunderung von des Königs Oeconomie bei den Hoffesten: „Alle Gemächer, schreibt er, mit Ausnahme der zum Souper oder zum Kartenspiel unmittelbar bestimmten, waren durch eine einzige Kerze erleuchtet. Das Souper selbst war schlecht und ohne Desert, die Weine waren schlecht und ein knapper Vorrath nur vorhanden. Als ich nach dem Tanzen etwas Wein und Wasser verlangte, bekam ich zur Antwort: „Der Wein ist alle, aber etwas Thee können Sie bekommen!“ Es muß hierbei bemerkt werden, daß das Fest kein öffentliches war, wo Jedermann zugelassen wird und derartige Beschränkungen allerdings zu entschuldigen sind, sondern es haben am Hofe bloß Personen eines gewissen Ranges, fremde Minister und distinguirte Reisende Zutritt. Ich sah selbst, wie der König seinen Dienern Anweisung zur Erleuchtung des Ballsaals gab und ihnen sagte, wo und wie sie die Lichter aufstecken sollten. Während dies besorgt wurde, mußten die

Königin, die königliche Familie und die ganze Gesellschaft buchstäblich im Finstern warten, weil Se. Maj. die Erleuchtung nicht eher beginnen ließ, bis das Souper zu Ende war: niemand hätte sich unterstehen dürfen, so etwas auf eigne Faust auszuführen. Bei allen Hoffestivitäten bestimmt der König selbst Alles und Jedes bis auf die Zahl und Größe der Wachslichter."

„Point de femme dans le gouvernement de rien au monde. Je crois qu'un homme qui se laisse gouverner par des femmes est le plus grand coion du monde et indigne de porter le digne nom d'homme" — so hatte Friedrich noch nicht einundzwanzig Jahr alt, als er noch in Ruppin war, 4. September 1732 an den General Grumbkow geschrieben und er ist Zeit seines Lebens nicht von dieser Richtschnur abgewichen. Er hat nie eine Maitresse gehabt, die irgend einen Einfluß auf ihn behauptet hätte. Es ist überhaupt nicht bekannt, daß Friedrich jemals ein wirkliches, dauerndes Liebesverhältniß gehabt habe.

Die ersten Frauen, mit denen er bekannt geworden war, die Formera, die Orselska hatten seine ganze Sinnenleidenschaft aufgeregt und befriedigt. Eine gleiche Befriedigung war ihm in dem Verhältniß mit Frau von Wrech zu Cüstrin zu Theil geworden. Seine Heirath, zu der man ihn ohne Liebe zwang, war ganz dazu geeignet, ihn in der galanten Lebensart zu bestärken, die ihm habituell geworden war. „Mon Dieu schreibt er in dem Briefe vom 4. September 1732 an

Grumbkow, je voudrais que l'on se ressouvint un peu que l'on m'a proposé ce mariage nolens volens et que la liberté en étoit le prix. C'est pourquoi, si je me marie en galant homme, c'est à dire laissant agir Madame comme bon lui semble et faisant de mon côté ce qui me plait, et vive la liberté. Vous voyez mon général, que j'ai le coeur un peu gros et le tête chaude, mais je ne saurais me contraindre et je vous dis mes sentiments comme je les pense devant Dieu. Vous m'avouerez pourtant, que la force est un evoye bien opposée à l'amour qui ne se laisse forcer. J'aime le sexe, mais je l'aime d'un amour bien volage, je n'en veux que la jouissance et après je le m'éprise."

Von jetzt an war Friedrich in seinen erotischen Unternehmungen so wenig wählerisch wie Prinz Eugen und der alte Dessauer. Er drückt das in einem Briefe an Grumbkow vom 25. September 1732 selbst aus: „Telle nymphe villageoise, embaumée d'odeur de gousse d'ail plaira mieux que la Comtesse (Döhnhoff) avec tous ses airs précieux." Des Dienstes, den ihm Suhm, der sächsische Gesandte, bei einem erotischen Unfall, der kurz nach seiner Vermählung eintrat, erwies, habe ich oben beiläufig gedacht. Nach dem Ritter Zimmermann war dieser Unfall von drastischen Folgen, unheilbar und der Geschlechtspotenz Eintrag thuend. Eine Operation mußte helfen. Das war der geheime Grund,

daß Friedrich so categorisch die Section nach seinem Abscheiden untersagte, die bekanntlich dennoch erfolgte.

So lebte Friedrich mehr als zwanzig Jahre bis zu den Zeiten des siebenjährigen Kriegs, die wieder einen Lebensabschluß bei ihm machten. 1754 noch schreibt ihm sein Vertrauter, der Tresorier Fredersdorf: „Ew. Kön. Maj. seindt nicht Liederlich, dieses dient zu Ew. Kön. Maj. Kostbahren Gesundheit" Aber der König trägt ihm auf: „Petit kann den Menschen schicken und kann er eine hübsche H . . . mit Kriegen, so ist es auch guht, den die fehlet uns auch."

Friedrich's erzwungene Heirath mit der braunschweigischen Prinzessin Elisabeth Christine war seiner innersten Natur zuwider gewesen. Er gestand zwar seiner Schwester, der Markgräfin von Baireuth, daß er seine Gemahlin nicht so unleidlich finde, er hoffe, sie werde sich noch bilden lassen. In Rheinsberg lebte er anscheinend ganz zufrieden mit ihr, jedoch ohne Kinder zu erhalten. Aber nach seiner Thronbesteigung erfüllte er, was er schon vor der Heirath geäußert hatte: „Je la planterai là aussitôt que je serai le maître." Er zog sich in seine Junggesellenseinsamkeit nach Sanssouci zurück: nicht ein einzigesmal ist die Königin hierhin gekommen. Er wieß, sobald er den Thron bestiegen hatte, seiner Gemahlin das Schloß Schönhausen zum Sommeraufenthalt an: hierhin ist Friedrich nur ein einzigesmal gekommen, im Jahre 1744 beim Verlobungsfeste seiner Schwester, der nachherigen Königin von

Schweden. Nach dem Tode seiner Mutter überließ er seiner Gemahlin auch noch Monbijou. Er sah sie nur sehr selten. Er speiste in der Carnevalszeit bisweilen in Berlin bei ihr, jedesmal aber saß er, ohne ein Wort mit ihr zu sprechen, ihr gegenüber und machte ihr nur beim Eintreten, Niedersitzen und Aufstehen die üblichen Verbeugungen. Sie war ihm zu verlegen, zu linkisch und zu beschränkt, er pflegte sie nur „die Stumme“ zu nennen, erkannte aber jederzeit „ihr gutes Herz“ an, ehrte sie übrigens äußerlich mit aller Aufmerksamkeit und hielt gar sehr streng darauf, daß ihr als Königin am Hofe alle Ehre wiederfuhr. Nur in den siebziger Jahren, als sie an der Gicht litt, erkundigte er sich bei der Tafel nach ihrem Befinden, seitdem aber sprach er nicht wieder mit ihr. Sie überlebte den König noch elf Jahre und starb erst 1797 im zweiundachtzigsten Jahre, zehn Monate vor Friedrich Wilhelm II. Sie hat Gellert's geistliche Lieder in's Französische übersetzt.

Die einzige Dame, welcher der König, als er schon König war, besondere Zuneigung widmete, war die erste Tänzerin an der italienischen Oper in Berlin, die berühmte, sowohl durch ihre seltne Schönheit und Anmuth, als durch ihren feinen, heitern und liebenswürdigen Umgang bezaubernde Signora Barbara de Campanini, gewöhnlich Signora Barberini genannt. Sie hatte in Venedig, in Paris und in London, wo sie 1740 auf dem Theater in Common Garden Bielefeld sah, geglänzt. In Venedig hatte sie darauf 1744 der preußische Resident für 7000 Thlr.

engagirt, ein förmlicher Contract war aufgesetzt worden. Sie brach den Contract, weil sie sich mit ihrem Geliebten, einem Schottländer Mackenzie verglich, den sie heirathen wollte. Der König ließ beim Senat von Venedig Klage führen, dieser machte aber erst dann Ernst, als Friedrich sämmtliches Gepäck des nach London bestimmten venetianischen Gesandten Ritter Campello mit Beschlag belegen ließ. Die schöne Dame ward nun mit einer Wache bis an die östreichische Grenze gebracht, der Wiener Hof schickte sie mit Escorte nach Petersswalde an die sächsische Grenze in Böhmen und der sächsische Hof schaffte sie von da bis an die preußische Grenze. Ueberall folgte ihr Herr Mackenzie, mußte aber auf Verlangen seiner Familie Berlin verlassen und nach England zurückkehren. Die Barberini, die mit ihrer Mutter sich in Berlin niederließ, gefiel dem Könige sehr und sie wurde mit 12,000 Thaler Gehalt angestellt. Das war ein sehr hohes Gehalt, mehr als Friedrich einer Theaterschönheit jemals wieder bewilligt hat. Friedrich speiste wiederholt mit der schönen Barberini an der sogenannten Confidenztafel, in vertraulicher Gesellschaft zu Abend, oder er sah sie beim General Rothenburg nach der Oper. „Rothenburg ist, schreibt der englische Gesandte Lawrence, 22. Januar 1746 immer bei dem gegenwärtig, was die Franzosen parties fines nennen und wozu die Barberini, Frau von Brand und die verwittwete Gräfin Truchseß gehören.“ Bei Hofmaskenbällen hatte der König mit ihr sein tête à tête in ihrem verschlossenen Cabinet und trank mit ihr den Thee.

Ihr Bildniß, von Pesne gemalt, hing im Schreibzimmer des Königs.*) Friedrich schrieb ihr zärtliche Briefe, worin er sie Charmante Barberina nannte und ihre schönen Augen erhob. Aber die Barberini hatte noch eine Menge mehr oder minder begünstigte Verehrer, Graf Rothenburg, Graf Algarotti, Ritter Chazot und viele andere Franzosen, Engländer, Italiener, Russen und Polen. 1748, kurz vor ihrer Heirath, reiste sie mit ihrer Schwester nach England. Einer ihrer leidenschaftlichsten Anbeter war ihr späterer Gemahl, der Sohn des Großkanzlers Baron von Cocceji. Dieser Cocceji war ein baumlanger und fast riesenstarker Mann, von sehr heftigem Temperamente. So oft Signora Barberini tanzte, wußte er sich einen Platz dicht an der Bühne zu verschaffen. Seine Leidenschaft für die schöne Tänzerin ging sehr weit. Einmal, als sie einem neben ihm sitzenden Rivalen, wie er glaubte, freundlichere Blicke als ihm zuwarf, übermannte ihn die Eifersucht dergestalt, daß er den Nachbar plötzlich ergriff, ihn wie ein Kind in die Höhe hob und der Signora auf die Bühne hinabwarf. Der König war in seiner Loge. Er ließ ruhig fortspielen. Am andern Morgen fuhr der alte Großkanzler in höchster Bestürzung zum König. Friedrich begnügte sich, den jungen Brausekopf nach

*) Ein anderes Bildniß, ein Pastellbild von Carriera Rosalba befindet sich in der Dresdener Galerie und zeigt die Tänzerin als eine sehr liebliche Dame.

der Festung Glogau zu schicken — aber als Geheimen Justizrath, im Jahre 1748. Cocceji heirathete nun 1749 fünfundzwanzigjährig die Barberini; die so heiß begehrte Ehe dauerte auch vierzig Jahre, endlich aber ließ nach dem Tode des Königs die Barberini sich scheiden und darauf 1789 zur Gräfin Campanini erheben. Sie besaß die schlesischen Güter Barschau, Porschütz und Polach, die sie zu einem Fräuleinstifte vermachte. Cocceji starb als der letzte seines berühmten Geschlechts als Oberamts-Regierungspräsident zu Glogau im Jahre 1808. Merkwürdig wäre, wenn das was der Ritter Zimmermann von dem vergessenen Schottländer Mackenzie berichtet, wahr wäre: Mackenzie, ein Freund und naher Verwandter Lord Bute's, soll viel dazu beigetragen haben, diesen mit seinem unsterblichen Hasse gegen Friedrich zu erfüllen.

Außer der Barberini hat Friedrich nur noch drei Damen aus der Berliner Gesellschaft wegen ihrer außerordentlichen Schönheit ausgezeichnet.

Die erste von diesen drei Damen war die Frau von Trousset, frühere Frau von Kleist, eine Tochter des Generals von Schwerin in Brandenburg, ehemals Ehrenfräulein der Königin Mutter, eine der galantesten, lebendigsten, heitersten und beliebtesten Damen, welche Berlin unter Friedrich dem Großen aufzuweisen hatte. Thiébault, der sie sehr gut gekannt hat, erzählt, man habe behauptet, sie habe bereits in ihrem vierzehnten Jahre eine Art von Verhältniß gehabt, das Eclat gemacht und sie genöthigt habe, sich zu ihrer Mutter zurückzuziehen.

Zimmermann nennt den Castraten Porporino, von dem man in Berlin erzählte, er finde bei aufgeklärten Damen dort einen gar sonderbaren Beifall. Eine alte Hofdame überführte die Fräulein von Schwerin, sie habe bei Porporino eine Nacht zugebracht. Die Geschichte machte gewaltigen Lärm und die Fräulein ward vom Hofe weggeschafft. Man glaubte nicht, daß sie einen Mann finden werde, zumal da auf die Porporino'sche Affaire bald eine berühmte Liebesgeschichte mit dem famosen Bischof Schaffgotsch von Breslau, auf den ich unten zurückkomme, folgte. Nichts destoweniger fand sich ein Mann und ein junger und reicher Mann, der Domherr von Kleist in Brandenburg. Er ließ sich in große Unternehmungen bei einer Societätshandlung ein, um seine Frau zufrieden zu stellen, die gar viel Geld brauchte und gerieth in Schulden. Der Artilleriecapitain von Trousſel von der französischen Colonie ward nun ihr Liebhaber. Kleist machte Vorstellungen dagegen, die sie sehr schnöde aufnahm. Nun ging Kleist davon und ließ alles im Stiche. Sie ließ sich von ihm scheiden und nahm ihre drei Kinder, einen Sohn und zwei Mädchen zu sich. Darauf heirathete sie Herrn von Trousſel, der ein Adoptivsohn des Generals Stephan du Troussel, von der französischen Colonie, Sohn des Richters dieser Colonie, Stephan Basset war. Sie nahm aber wieder den Cabinetsrath Galster zum Liebhaber an. In dieser Eigenschaft ertheilte sie öffentliche Audienzen und ihr Wagen mußte oft die ganze Nacht vor Galster's Thüre halten, um

zu zeigen, wie genau sie mit dem einflußreichen Manne liirt sei. Durch Galster ward der Minister von Görne, der den König bei der Seehandlungssocietät so stark betrog, zum Minister vorgeschlagen, Görne hatte Frau von Trouſſel versprechen müſſen, ihre älteste Tochter zu heirathen. Dieſe Unterhandlung wurde bekannt und machte solchen Lärm, daß die Heirath nicht vollzogen werden konnte. Bald darauf kam nicht nur Görne, sondern auch Galster nach Spandau. Herr von Trouſſel lebte hierauf noch zwei bis drei Jahre mit seiner Frau. Er stieg bis zum Oberſtlieutenant und Artilleriechef in der Armee des Prinzen Heinrich. Als dieſe Armee bei dem Ausbruch des bairiſchen Succeſſionskriegs 1778 ausmarſchirte, erſchoß er ſich mit größter Gelaſſenheit in Magdeburg, wie man ſagte, aus Kummer über ein Verhältniß ſeiner Frau zu zwei jungen Leuten, der König hatte ihm die Scheidung abgeſchlagen. Frau von Trouſſel ward nun kränklich und bekam Zufälle, die man in Berlin für unheilbar hielt. Sie begab ſich deshalb in die Cur des berühmten Grafen St. Germain. Dieſer heilte ſie aus dem Grunde, ſie ſelbſt zeigte einen Stein von der Größe eines Hühnerei's vor, von dem er ſie befreit habe. Das Berliner Publikum aber, ſagt Zimmermann, war argwöhniſch genug zu glauben, was auch höchſt wahrſcheinlich iſt: St. Germain habe ſie bloß von einem Nachlaſſe ihrer Liebe für den ſchändlichen Biſchof von Breslau geheilt. Sie ſtarb und zwar plötzlich ein Jahr nach ihrem Manne an einem hitzigen Fieber. Merkwürdig iſt, daß auch noch

ein Bruder des Oberſtlieutenant Trouſſel ſich ſelbſt das Leben nahm.

Die beiden andern jungen, ſchönen Damen der Berliner Geſellſchaft, welche der König auszeichnete, waren: eine Fräulein von Tettau und eine Gräfin Dönhoff. Fräulein Tettau wurde gleich nach ſeinem Regierungsantritt Hoffräulein der regierenden Königin und ſtand in ſo gutem Andenken, daß er ihrer ſelbſt im Feldlager nicht vergaß: „Mein Compliment, ſchreibt er nach der Schlacht bei Czaslau, 20. März 1742 an Jordan, an „die kleine Tettau.“ — Später in den achtziger Jahren ſtand in hoher Gunſt die 1764 geborne und 1784 vermählte Gräfin Sophie Henriette Dorothee Dönhoff-Dönhoffſtädt, wie Frau von Trouſſel ebenfalls eine geborne Gräfin Schwerin von Wolfshagen und Hofdame der Prinzeſſin Amalie: ſie ſtarb erſt 1825 zu Berlin und war Friedrich's Enkelſchwiegertochter. Ihr Gemahl Graf Bogislav Dönhoff war der Sohn der Fräulein von Wrech, Tochter der Frau von Wrech, der oben erwähnten Geliebten Friedrich's des Großen. Er erbte 1795 beim Erlöſchen der reichen Familie Wrech die Güter Tamſel und Tamin bei Cüſtrin, Güter, die zwanzig Jahre ſpäter beim Erlöſchen des Hauſes Dönhoffſtädt 1816 an die Wolfshagner Grafen von Schwerin durch Heirath der Erbſchweſter kamen.

Von ſeinen Schweſtern liebte der König in ſeinen Jugendjahren die Markgräfin von Baireuth, die Memoirenſchreiberin, am Meiſten; im Alter war die

Prinzessin Amalie seine Vertraute, die unvermählt in Berlin geblieben war und auf die ich unten zurückkomme. Bei dieser war es, wo er am Sylvesterabend die vier geistreichen Damen der Confidenztafel sah. Diese Damen waren: die Gräfin Camas, die Baronin Kannenberg, die Gräfin Kamecke und die Frau von Morien.

Die Gräfin Sophie von Camas war eine geborne von Brand, Tochter des 1701 als Gouverneur von Magdeburg gestorbenen Generals Wilhelm von Brand, eines der sieben Brüder Brand, denen die Minister Christoph und Eusebius unter dem großen Kurfürsten angehörten. Ihr Gemahl, der Oberst Paul Heinrich Thilo von Camas, stammte von einer französischen Emigrantenfamilie aus Metz und war einer der Vertrauten Friedrich's als Kronprinzen, der ihm das Studium der Kriegskunst lieb gemacht und mit dem er einen gemüthlichen Briefwechsel von Rheinsberg aus gehabt hatte. Camas besaß das ganze Vertrauen Friedrich's, dieser schrieb ihm wenige Tage nach der Thronbesteigung: „O Camas, der du mich von Kindheit an gekannt und die thörichten Verirrungen meiner Jugend gesehn hast, sei jederzeit ohne Nachsicht, schonungslos und unerbittlich und rücksichtslos gegen meine Fehler und Laster: so nur läutert sich mit Feuers Hülfe das Gold und scheidet sich von den unedlen Metallen, mit denen es vermischt worden ꝛc.“ Oberst Camas, früher Gouverneur des Prinzen Heinrich, war zuletzt Commandant von Frankfurt a. d. O. und hatte nur einen Arm,

Als der Marquis de Beauveau, der nur eine Hand hatte, vom französischen Hofe 1740, dem König zu seiner Thronbesteigung Glück zu wünschen, gesandt wurde, schickte Friedrich Camas, den französischen Hof zu begrüßen, nach Paris. Er starb bald darauf 1741 zu Breslau. 1742 erhob der König seine Wittwe, Frau von Camas, für ihre Person zur Gräfin. Sie war Oberhofmeisterin der Königin, zweiundzwanzig Jahre älter als Friedrich; er schätzte sie aber außerordentlich hoch, sie war eine sehr gescheite Dame, die andern Damen nannte Friedrich in einem gedruckten Briefe einmal „Gänschen mit dem leeren Gehirn.“ Er nannte sie nur „seine liebe Mama“ und einmal in einem Briefe vom 17. Febr. 1738: „les délices de la jeunesse.“ Er suchte sie öfters des Nachmittags auf ein Stündchen „in ihrem Paradiese“, vier Treppen hoch im Berliner Schlosse, auf, selbst noch nach dem siebenjährigen Kriege, wenn er von Potsdam nach Berlin kam. Sie erhielt von ihm ansehnliche Geschenke mit den verbindlichsten Handbilleten. Einst übersendete er ihr mehrere Pfundpäckchen Spaniol und bezeichnete ihr dasjenige, das sie zuerst öffnen solle: es enthielt eine goldne, reich mit Diamanten besetzte Dose. Ein andresmal überschickte er ihr einen Diamantring mit zwei verschlungnen Herzen, das begleitende Handbillet besagte: „da der Uebersender allezeit ihr Anbeter gewesen sei, so habe er die beiden Herzen auf dem Ringe vereinigen lassen; was man davon sagen werde, darum kümmere er sich nicht, er bitte sie, es eben so

zu machen.“ Sie starb in Schönhausen im Jahre 1766, achtundachtzig Jahre alt.

Die zweite Dame der Confidenztafel war die 1706 geborne, 1722 verheirathete und 1762 verwittwete Baronin Charlotte Albertine von Kannenberg, eine Schwester des Cabinetsministers Grafen Finkenstein. Ihr Gemahl war Oberhofmeister der Königin und nach dem Tode der Gräfin Camas ward sie die Nachfolgerin derselben in dem Amte bei der Königin. Sie galt als eine Frau von mannhaftem Verstand und gütigem Herzen. Sie überlebte den König und starb erst 1795, neunundachtzig Jahre alt.

Die dritte Dame war die Wittwe des 1748 von Friedrich gegrafften Schloßhauptmanns Friedrich Paul Kamecke, Sohns des „großen“ Kamecke, des ehrlichen Grand maitre de la garderobe Paul Anton unter Friedrich I. Diese Gräfin Marie Kamecke war eine geborne Russin, Tochter des russischen Gesandten, Grafen Alexis Golofkin in Berlin und im Haag, eine von dessen fünfundzwanzig Kindern von der Gräfin Dohna Ferrassieres. Sie war 1728 geboren, seit 1769 verwittwet und starb 1797, neunundsechzig Jahre alt.

Endlich die vierte Dame der Confidenztafel war die im Rheinsberger Kreise schon genannte Frau von Morien, geborne von Marwitz, deren sehr einfältiger Mann Oberhofmeister der Königin Mutter gewesen war. Friedrich pflegte diese lebhafte Frau in früherer Zeit, in den Briefen aus den schlesischen Feldzügen, wo er sie wiederholt durch Jordan grüßen

läßt, nur „le tourbillon“ zu nennen. Sie zog ſich erſt 1774 vom Hofe zurück.

Alle dieſe jungen und älteren Damen konnten Manches von Friedrich erlangen, was er ſeinen Hofleuten und ſelbſt ſeinen Generalen abgeſchlagen haben würde.

Von fremden Fürſtlichkeiten waren es beſonders drei Damen, und zwar deutſche Fürſtinnen, denen der König beſondere Auszeichnung gewidmet hat: die männlich-geiſtreiche (ingenio vir ließ Friedrich auf ihre Büſte ſetzen) und großgeſinnte Landgräfin Caroline von Darmſtadt, die Schwiegermutter des Prinzen von Preußen, des königlichen Neffen und Nachfolgers — die eben ſo männlich entſchloſſene Herzogin Mariane von Zweibrück, mit deren Hülfe er den Plan des öſtreichiſchen Cabinets, Baiern an ſich zu ziehen, zu nichte machte — und die Kurfürſtin Marie Antonie von Sachſen, geborne Prinzeſſin von Baiern, die er ſchon vom ſiebenjährigen Kriege her kannte, mit der er eine fortgeſetzte Correſpondenz unterhielt, deren Plan er aber zu nichte machte, die Regierung ihrem Sohne Friedrich Auguſt zu entziehen, indem ſie ihn beim Regensburger Reichstag für einen Baſtard erklären wollte.

Endlich iſt noch, um keine Notabilität in der Damenwelt zu übergehen, der dieſer außerordentliche Mann ſeine Sympathien zuwandte, eine außerordentliche Frau zu erwähnen, der er ſeine Huldigungen brachte, die berühmte engliſche Löwin, die Herzogin von Kingston, früher Miß Chudleigh: „der Papſt

und Friedrich der Große ſtanden an der Spitze der Bewunderer derſelben", berichtet Horace Walpole.

Den Ton in der großen Geſellſchaft zu Berlin unter Friedrich dem Großen fanden die Touriſten angenehmer und weniger ſteif, als an vielen kleineren Höfen. „Die Geſellſchaft, berichtet Dr. Moore, als er ſich in Berlin in Begleitung des Herzogs von Hamilton im Jahre 1775 aufhielt, zu der Fremde in dieſer Hauptſtadt Zutritt finden können, iſt weder weitläuftig noch mannichfaltig. Die preußiſchen Offiziere von höherem Range, die ihre Zeit nicht, wie ihre Subalternen, ganz auf ihren Beruf verwenden müſſen, leben größtentheils in ihren Familien oder unter einander ſelbſt in Geſellſchaft. Außer andern Gründen, die ſie hierzu bewegen könnten, glaubt man auch, der König ſehe es nicht gern, wenn ſie ſich in vertrauliche Bekanntſchaften mit Fremden oder ausländiſchen Miniſtern einlaſſen. Kurz vor der neulichen Muſterung ereignete ſich ein ſehr auffallendes Beiſpiel von der Freiheit, die man ſich hier herausnehmen kann und was daſſelbe noch merkwürdiger macht, ſo fiel es nicht während der Munterkeit der Tafel vor, ſondern auf der Scene der ſtrengſten Kriegszucht. Zwei Regimenter exercirten. Das eine war das des General ——s (? Oberſt Quintus, der 1775 ſtarb). Dieſer gehörte zu denen, die mehr von ihrer Zeit im Umgang mit Fremden und bei fremden Geſandten zubringen. Etwas mochte vermuthlich den König an demſelben Morgen geärgert haben. Als die Regimenter in einer Linie anrückten, ſagte er zu dem General, der nahe bei ihm ſtand:

„Votre régiment n'est pas aligné, Monsieur — et cela n'est pas surprenant, vous jouez tant aux cartes.“ Der General commandirte sogleich Halt! Darauf wandte er sich zum König und sagte: „Il n'est pas question, Sire, de mes cartes — Mais ayez la bonté de régarder, si ce régiment n'est pas aligné.“ Das Regiment stand wirklich sehr gerade in der Linie und der König begab sich hinweg, ohne ein Wort zu sagen und, wie es schien, nicht über den General, sondern über sich selbst mißvergnügt. Der biedre Offizier hatte nachher nie Ursache zu glauben, daß der König ihm seine Freimüthigkeit übel genommen habe.“ Von der Musterung der Berliner Garnison berichtet Moore weiter: „Der König schien an diesem Tage sehr gut aufgeräumt zu sein und redete zu allen Offizieren auf eine ungezwungene Art und mit einer muntern, leutseligen Gesprächigkeit. Sie, ihres Theils, erschienen vor ihrem Herrn mit einer geraden, aufrechten, soldatischen Dreistigkeit, die nichts von jenen an vielen Höfen herrschenden kriechenden Complimenten an sich hatte, welche hier gar nicht ihr Glück machen würden ꝛc.“

„Die Prinzessin von Preußen (Luise von Darmstadt) gab ein Frühstück in einem Garten im Park, wozu eine sehr große Gesellschaft eingeladen war. Man tanzte hernach den ganzen Vormittag durch. Bei allen diesen Gelegenheiten sah ich nichts von dem steifen Gepränge und Staate, den man den Deutschen Schuld giebt. Personen von höchstem Stande begegneten allen und jeden Anwesenden mit der natürlichsten

und leutseligsten Höflichkeit und mengten sich, ohne die geringsten Umstände und ohne Etiquette, mit in die Contretänze."

„Der Staatsminister Graf von Finkenstein gab bei Gelegenheit der Vermählung eines seiner Söhne ein herrliches Diner und Ball; Graf Reuß, der Obermarschall und einige andere haben ebenfalls Tractamente gegeben. Allein die beständigste und Hauptgesellschaft findet man in den Häusern der hier residirenden fremden Gesandten, besonders bei H. Harris (dem nachmaligen Lord Malmesbury), bei dem Wiener Gesandten Baron von Swieten ꝛc."

„Der Sohn des Prinzen von Preußen, ein Kind von sechs bis sieben Jahren (Friedrich Wilhelm III.) ist bei den Musterungen des Königs mit seinem Hofmeister zu Fuß anwesend und von keinem Offizier oder Bedienten begleitet. Sie mischten sich ohne den geringsten Unterschied unter die andern Zuschauer. Der König sowohl als der Kronprinz verlangen, daß man den künftigen Thronfolger auf eine rauhe, männliche Art erziehen und ihm seine Wichtigkeit wenig merken lassen soll: weil doch dergleichen Gefühle, ohnerachtet aller Bestrebungen sie zu hindern oder zu dämpfen, ohnehin früh genug sich regen werden."

„Als wir hier anlangten, residirte die Königin in Mondijou, einem kleinen Palast hart außerhalb der Thore. Während ihres dortigen Aufenthalts hatte Ihre Maj. wöchentlich zwei öffentliche Courtage. Vor kurzem ist sie aber nach Schönhausen, zwei Meilen von Berlin, gezogen, wo sie den Sommer zubringt.

Hier hat sie für gewöhnlich nur einen öffentlichen Courtag. Die Prinzen, der Adel, die Gesandten und die Fremden machen ihr bei dieser Gelegenheit fünf Uhr Abends die Aufwartung. Wenn die Königin den Kreis herumgegangen ist und jedem ein paar Worte gesagt hat, setzt sie sich zum Spiel nieder. Die Königin hat ihren eignen Spieltisch und jede von den Prinzessinnen hat einen. Sie alle wählen sich ihre Partieen. Die übrige Gesellschaft zeigt sich ein paar Minuten an einem von diesen Spieltischen, sodann ist die Aufwartung vorüber und man spaziert im Garten oder formirt Spielpartieen in den andern Zimmern. Bei Nachteinbruch kehrt man nach Berlin zurück. An gewissen besonderen Abenden ladet die Königin eine ansehnliche Zahl zum Souper ein, das bis Mitternacht dauert."

„Die Assembléen zu Schönhausen sind die einzigen eingeführten öffentlichen Versammlungen der Berliner Damen vom Stande während des Sommers, man bekömmt aber die Hofdamen oft in den Häusern der Gesandten zu sehen."

„Die französischen Sitten und Denkungsart herrschen gewiß sehr wenig unter den preußischen Offizieren; die Berliner Hofdamen hingegen haben mehr als die von irgend einem anderen Hofe, den ich kenne, die Miene von Französinnen. Fräulein von Hertefeld, erste Hofdame der Königin, verbindet mit unendlich vielem Witz alle die natürliche unaffectirte Anmuth, welche die Damen vom Versailler Hofe auszeichnet."

„Der König erſcheint ſehr ſelten an einem Orte, wo Damen einen Theil der Verſammlung ausmachen. Ich ſagte einmal zu einer Dame an dieſem Hofe, es ſei Schade, daß Se. Maj. keine Frauenzimmer liebe. „In Betracht ſeines Alters," erwiederte ſie, „könnten wir allenfalls ſeine Liebe entbehren, aber es iſt hart, daß er uns nicht leiden kann."

„Dieſer Laune des Königs ohngeachtet werden doch die Damen hier keineswegs von den Männern überhaupt vernachläſſigt. Insbeſondere haben viele unter den Verheiratheten ihre öffentlichen Verehrer, die ſie bei jeder Gelegenheit begleiten, mit ihnen zu allen Tractamenten eingeladen werden, bei Tiſche neben ihnen ſitzen und vom Herrn oder der Frau des Hauſes gefliſſentlich in die nämliche Spielpartie mit ihnen geſetzt werden. Iſt eine Frau nicht mit einem ſolchem Partner verſehen, ſo iſt ihr Mann ſowohl als ſie ſelbſt darüber etwas verlegen und beide ſcheinen ſo lange betreten zu ſein, bis ſich der ſo nöthige Geſellſchafter findet."

„Eheſcheidungen ſind hier zu Lande, wenn beide Parteien einwilligen und keine Kinder da ſind, mit wenig Mühe und Koſten zu erlangen. Wir befinden uns oft in Geſellſchaften, worin eine Frau und ihr jetziger und der vormalige Ehemann an einer Tafel beiſammen ſitzen und alle Parteien einander auf's Höflichſte und Freundlichſte begegnen." Moore erzählt nun die drollige Hiſtorie, wo ſich ein Mann von ſeiner Frau hatte ſcheiden laſſen, um eine Dame, in die er ſterblich verliebt war, zu heirathen, und dann

der enragirte und erhörte Anbeter seiner geschiedenen Frau wurde. Er schließt seinen Bericht über die sexualischen Verhältnisse in Berlin mit der Bemerkung: „Hier wird die Eifersucht eben so sehr verachtet als verabscheut und von Lästerungen, Tadel, boshaften Anmerkungen über Vertraulichkeiten zwischen Personen verschiedenen Geschlechts weiß man sehr wenig. Das mag vermuthlich unter andern auch daher rühren, daß es (wie man mich versichert hat) in den Staaten Sr. Preußischen Maj. schwerlich eine alte Jungfer giebt."

Bekanntlich mußte am 17. November 1782 ein besonderes Edict gegen den überhand genommenen Mißbrauch der Ehescheidungen gegeben werden. Das Maitressenhalten „vieler junger Offiziere, die dadurch weichlich und unordentlich werden," verbot der König durch Cabinetsordre. Als aber ein Geheimer Rath F. sich über ein gewisses Haus, das seiner Wohnung gegenüber lag, beschwerte, antwortete Friedrich: „Mein lieber F. In Eurem und meinem Alter kann man nichts mehr machen; wir wollen diejenigen machen lassen, die noch können."

7. Theater und Capelle. Bibliothek und Galerie, Bauten, Pferde und Hunde, Sympathien und Antipathien. Die Kammerdiener. Fredersdorf. Reisen.

In den früheren Jahren war Friedrich der Große auch ein großer Liebhaber des Theaters. In Rheinsberg hatte er selbst mit Comödie gespielt, so am 12. September 1737 gab er die Rolle des Philoktet in Voltaire's Oedipe. Als er König wurde, spielten die Prinzen und die Prinzessin Amalie bei Hofe, sie führten Trauerspiele von Racine vor dem König auf. Am 28. September 1750 spielte auch Voltaire als Cicero in seiner Rome sauvée (Mort de César) mit. Das Stück ward in den Zimmern der Prinzessin Amalie gegeben. Gleich nach seiner Thronbesteigung hatte der König eine französische Truppe nach Berlin berufen. Bei dieser Truppe trat Voltaire auch als Orosman in seiner Zaire auf. Das Theater für diese französischen Schauspieler war in Berlin theils im Kurfürstensaale im Schlosse, theils in Monbijou bei der Königin Mutter. So ganz entschieden Friedrich für das französische Schauspiel war, so verkannte er doch nicht das übermäßig stark aufgetragene Pathos der französischen Schauspieler. Unterm 5. Aug. 1775 schrieb er über Le Cain, den Schüler Voltaire's, den französischen Garrick: „Dieser Mann würde der Roscius unseres Jahrhunderts sein, wenn er weniger übertriebe. Ich mag unsre Leidenschaften gern so vorstellen sehen, wie sie wirklich sind; dieses

Schauspiel bewegt das Innere des Herzens. Sobald aber die Kunst die Natur erstickt, so bin ich kalt. Ich wette, Sie denken: „„so sind die Deutschen, sie haben bloß schwach angedeutete Leidenschaften; starke Ausdrücke sind ihnen zuwider, weil sie die niemals empfinden.““ Das kann sein, ich will mich nicht zum Lobredner meiner Landsleute aufwerfen. Auch ist es wahr, sie reißen keine Mühlen um und verderben keine Saat, wenn sie über Korntheuerung klagen; sie haben bis jetzt weder St. Bartholomäusnächte noch rebellische Bürgerkriege ausgeübt“ ꝛc. Le Cain spielte den Oedipe, den Mahomet und den Orosman, und der König bekannte, daß er sich weder im Oedipe noch in der Zaïre der Thränen habe enthalten können.

In Berlin bürgerte Friedrich die italienische Oper ein nebst dem Ballet, bei dem Signora Barberini Prima Donna war. 1742 ward das von Knobelsdorf erbaute Opernhaus fertig und am 1. December mit Graun's Cleopatra und Cäsar eingeweiht. Im Januar 1743 folgte: La Clemenza di Tito von Hasse. Vorzugsweise wurden Opern von Hasse und Graun gegeben. Hasse setzte Friedrich über alle Componisten. Seine Capellmeister waren lauter Deutsche, erst Graun, dann Agricola, Fasch und seit 1776 Johann Friedrich Reichardt, ein Königsberger, geboren 1752, der Schwiegersohn des berühmten Violinspielers Franz Benda, eines gebornen Böhmen, der als Concertmeister in der königlichen Capelle unter seinem Schwiegersohne diente.

Reichardt, durch seine Goethe'schen Liedercompositionen, seine Reisen nach Paris und seinen Liberalismus bekannt und als Schwiegervater des Dichters Ludwig Tieck und des Erlanger Professors Carl von Raumer, starb, nachdem er drei preußischen Königen gedient hatte, 1814, zweiundsechzig Jahr alt zu Giebichenstein bei Halle in der Zurückgezogenheit eines schönen und vielbesuchten Familienkreises.

Friedrich hatte eine Vorliebe für den strengen deutschen Musikstyl. 1747 lud er den berühmten Sebastian Bach aus Leipzig zu sich, der ihm auf Orgel und Clavier seine Präludien und Fugen vortrug. Nach dem siebenjährigen Kriege feierte er den Frieden in der Charlottenburger Schloßcapelle mit einem Tedeum von Graun. Noch gegen Ende seines Lebens wollte er Naumann von Dresden nach Berlin ziehn mit 2000 Thalern Gehalt. Er war gar kein Freund von italienischer Musik, auch nicht von Gluck, wohl aber zog er italienischen Gesang allem andern vor. Vom deutschen Gesange pflegte er, ehe er die Mara gehört, zu sagen: „er wolle lieber seine Pferde wiehern hören.“

Als Sänger und Sängerinnen glänzten in Berlin in der ersten Zeit der Oper, den vierziger Jahren, Felice Salimbeni, ein Schüler Porpora's, der für den größten Sänger seiner Zeit galt, 1750 aber nach Dresden und 1751 wieder nach Italien ging, wo er noch in demselben Jahre starb; ferner: Pinti, den der König, als er in Mähren stand, durch einen Brief an Alga-

rotti vom 18. April 1742 mit dem Auftrag ihm bis 4000 Thaler Gehalt zu bieten, engagiren ließ; sodann Carestini, die Johanna Astrua aus Turin, die seit 1747 jährlich 6000 Thaler erhielt und 1756 mit 1000 Thalern Pension den Abschied nahm, die Farinella und die Laura (Lorio). Später sangen Concialini aus Siena, der zweite Salimbeni genannt, der noch unter Friedrich Wilhelm II. Furore machte: er war ein fast täglicher Gesellschafter der Gräfin Lichtenau; ferner: Tombolini, der 1784 kam und 1839 in Charlottenburg starb; die Todi aus Lissabon und die Mara. Die berühmte Madame Mara war eine geborne Schmehling aus Cassel, sie war in den Jahren 1771—1780 erste Kammersängerin in Berlin und erhielt, als sie 1771 zweiundzwanzigjährig angestellt ward, 3000 Thaler Gehalt, heirathete 1774 den Violoncellisten Mara gegen des Königs Willen und entfloh zweimal aus Berlin, weil der König ihr weder Erlaubniß zu einer Badereise nach Töplitz, noch zu einer Gastreise nach London ertheilen wollte. Der König hatte schon am 11. März 1773 in einem Billet an Graf Zierotin vorausgesagt, daß sie „ein Loch in den Mond machen werde.“ Sie starb erst 1833, dreiundachtzig Jahr alt, zu Reval.

Das Theater kostete Friedrich jährlich gegen 400,000 Thaler nach dem Zeugniß des Touristen Wraxall, der seine Mittheilungen von dem Prinzen Friedrich von Braunschweig, des Königs Lieblings erhielt. Das Theater in Berlin war frei, die Logen hatte der Hof, die Minister, die Geheimen Räthe und

die Räthe des General-Directoriums und der Regie; ins Parterre schickte jedes Garnisonregiment eine Anzahl Leute, für Bürger wurde es schwer hineinzukommen.

Die Capelle bestand bei des Königs Tode ohngefähr aus hundert Personen. Außer dem Capellmeister Reichardt und dem Concertmeister Benda fungirten: zwölf Violinisten, fünf Violoncellisten, zwei Violonspieler, vier Bratschen-, zwei Clavier-, ein Harfen-, drei Flöten-, zwei Hoboe-, vier Fagot-, zwei Waldhornspieler, zusammen siebenunddreißig Personen. Zur großen italienischen opera seria gehörten: zwei Sopransängerinnen und vier Sopransänger, ein Altist, ein Tenorist und ein Chor von vierundzwanzig Personen — zur opera buffa: zwei Sopransängerinnen, zwei Tenoristen, ein Bassist.

Das Ballet bildeten: ein Balletmeister, zwei Solotänzerinnen, zwei Solotänzer, sechs Figurantinnen und sechs Figuranten.

Wie in der italienischen Oper die Barberini als Tänzerin Furore machte, so machte in der französischen Comödie seit dem Jahre 1742 Mademoiselle Cochois Furore. Auch diese Dame heirathete wider den Willen des Königs, sein Vertrauter, der Marquis d'Argens. Friedrich ließ sie aber, wie schon erwähnt, in Sanssouci mit wohnen, und lud sie sogar während des siebenjährigen Krieges mit nach Leipzig, wo er Winterquartier hielt, ein: „Bringen Sie die gute Babet nur mit," schreibt er an d'Argens aus Meissen unterm 22. November 1762.

Die Aufsicht übers Theater hatte nach dem Regierungsantritt des Königs der Oberhofmarschall

Graf Gotter, ſpäter Baron Ernſt Maximilian Sweerts, ein Schleſier, und Baron Carl Ludwig Pöllnitz. Bis zum ſiebenjährigen Kriege war Friedrich ein ſehr fleißiger Beſucher ſowohl von Oper und Ballet, als franzöſiſcher Comödie. 1749 6. Sept. ſchickte er einmal Graf Algarotti ein „Canevas“ zu einer neuen Oper Coriolan, das der Graf und der Hofpoet Filati weiter ausführten. Auch eine Arie in dieſer Oper war vom König ſelbſt componirt. Das Theaterperſonal machte ihm viel Noth. „Die Opernleute, ſchreibt er einmal an ſeinen Vertrauten, den Treſorier Fredersdorf, Seindt Solchen Canaillen bagage, das ich Sie Thauſendtmahl müde bin.“ Ein andresmal ſchreibt er: „ich jage ſie zum Teüfel und Solche Canaillen Krigt man doch wieder — ich Mus Geld zu Canonen ausgeben und kann nicht ſo vihl vohr Haselanten verthun.“ — „Die Astrua und Caristini haben nun hendel und fordern den abſchiet, es iſt Teufels Crop, ich wolte das ſie der Teufel alle holete, die Canalien bezahlet man zum plaisir und nicht, fecsirerei von ihnen zu haben.“ Als Regel ſchrieb er dem Baron Arnim, dem letzten Directeur des spectacles, den er hatte, vor: „Ihr müſſet mit den Comödianten nicht ſo viel Complimente machen, ſondern die, die ſich ungebührlich betragen, brav beſtrafen.“ Am 30. Juli 1776 wird Arnim angewieſen, die Mara, die Umſtände gemacht hatte, gewiſſe Arien zu ſingen und ſich deshalb ſchriftlich an den König gewandt hatte, zu bedeuten „ſie werde

bezahlt, um zu ſingen und nicht um zu ſchreiben" und am 15. Juli erhielt Arnim wiederholten Befehl, ihr, da ſie ſich noch nicht beruhigt hatte, zu eröffnen: „Die H... ſoll die Arien ſingen, wie ich es verlange und nicht widerſpenſtig ſein, wo ſie nicht will, daß es ihr eben ſo wie ihrem Manne ergehen ſoll, und er ſoll ſitzen bis auf weitere Ordre; danach kann ſie ſich nur richten." Auch mit den Tänzern hatte der König ſeine Noth. Er ſchreibt an Fredersdorf: „Zulage kann ich weder an Denis noch an keinen anderen geben, dazu bin ich weder reich genug, noch Seindt die Leute mehr Werth, wan Sie durchaus vohr ihr Tractement nicht bleiben wollen, mus man andere kommen laſſen, die guht Seindt und vohr den Selbigen preis Capriolen Schneiden." Selbſt Vestris, der franzöſiſche Tanzgott, der nachher bei Herzog Carl von Würtemberg mit 12,000 Gulden engagirt worden, kam in Berlin nicht an: „Mr. Westris iſt nicht Klug, wer wirdt einem Täntzer 4000 Thaler geben, der Schweſter 3000 und dem Bruder 1000, das Müſten Naren Seindt." Sehr drollig lautete ein Beſcheid, den einige Statiſtinnen, die als Hofdamen zu figuriren pflegten, erhielten auf ihre Bitte um beſtimmte Gage: „Ihr habt Euch ſehr falſch an mich adreſſirt. Dies iſt eine Sache, die Eure Kaiſer und Könige angeht, an dieſe müßt Ihr Euch wenden. Es iſt ganz wider meine Principien, mich in Angelegenheiten fremder Höfe zu miſchen."

Seit dem Hubertusburger Frieden verminderte sich Friedrich's Geschmack am Theater, er sah jede Oper nur einmal und besuchte dann und wann die französische Comödie. Er correspondirte noch über Theaterangelegenheiten mit Pöllnitz und mit dem Reichsgrafen Johann Zierotin, der 1771 Directeur des spectacles wurde bis 1776, wo Baron von Arnim ihm folgte, früher Gesandter in Copenhagen und Dresden. 1778, kurz vor dem Ausbruch des bairischen Erbfolgekriegs endigte sich Arnim's Function durch eine ziemlich expressive Cabinetsordre vom 30. März: „Die gegenwärtigen Conjuncturen lassen ernsthaftere Scenen erwarten: man kann sehr wohl der komischen entbehren und dies ist der Grund, weshalb Ich den sämmtlichen Schauspielern und Schauspielerinnen Meines französischen Theaters ihre Gehalte und Pensionen entziehe. Das Eure ist ebenfalls mit inbegriffen und nachdem Ihr sämmtliche französische Commödianten verabschiedet habt, wird es ganz in Eurem Belieben stehen, Eure ganze Sorgfalt Euren Liebschaften zu widmen. Hiermit bitte Ich Gott u. s. w.

Friedrich.

Auch an den Redouten nahm Friedrich seit dem siebenjährigen Kriege keinen Theil mehr; früher als Kronprinz hatte er noch lieber getanzt, als Musik gemacht. Anderem Tanz als auf freier Erde war Friedrich sehr abhold: er verbot durch eine eigne Cabinetsordre vom 2. October 1779 alle Productionen

von Bereitern und Seiltänzern in seinem ganzen Reiche. „Wollen sich dergleichen Leute den Hals brechen, so können Wir solches in fremden Landen zwar nicht hindern, in Unsern eignen Provinzen hingegen verstattet Unsre Menschenliebe und landesväterliche Fürsorge nicht, dazu Gelegenheit zu geben.“ Allem Zwange des Hoflebens entzog der König sich völlig. „Mein größtes Vergnügen ist, sagte er zu Thiébault, Verse zu machen, das ist ein wahrer Genuß und eine vollkommene Erholung für mich.“ „In meinem Alter, lieber Marquis, schrieb er im August 1762 an d'Argens, sind Bücher, Conversation, ein guter Lehnstuhl und eine warme Stube, Alles, was mir übrig bleibt.“

Zu seiner geistigen Unterhaltung hielt sich der König fünf ganz gleiche Büchersammlungen: in Potsdam, in Sanssouci, in Berlin, in Charlottenburg und in Breslau. Späterhin wurde auch noch eine Bibliothek in dem seit dem siebenjährigen Kriege erbauten Neuen Palais in Potsdam aufgestellt und auch noch eine bibliothéque portative für die Reisen angeschafft. In diesen Bibliotheken herrschte die genauste Ordnung und von jeder waren sorgfältige Verzeichnisse vorhanden. Alle Bücher waren in rothen Maroquin gebunden, mit goldnem Schnitte. Auf dem Deckel stand ein Buchstabe, der die Bibliothek anzeigte: die Bücher des Potsdamer Schlosses hatten ein P., die von Sanssouci waren mit einem V. gezeichnet, weil dieser Ort erst Vigne hieß. Die Bücher vom neuen Palais trugen ein S. (Sanssouci). In der letzten Zeit seines

Lebens konnte Friedrich die dicken und schweren Octavbände aus Schwäche nicht mehr halten, er ließ sie deshalb auseinandernehmen und in dünnere Bände binden. Die sämmtlichen Bibliotheken enthielten die griechischen und römischen Classiker in französischen Uebersetzungen und die Classiker der Franzosen. Deutsche Bücher hatte Friedrich gar nicht; wurden ihm welche geschenkt, so schickte er sie an die Bibliothek nach Berlin, die er übrigens in allen Branchen pflegte. Er kaufte nicht nur 1775 für 12,000 Thaler die über 5000 Bände starke Bibliothek des Obersten Quintus Icilius für sie, sondern ließ auch von 1775 bis auf seinen Tod für 80,000 Thaler neue Bücher kaufen, so daß die Bibliothek 1786 150,000 Bände umfaßte.

Nächst der Bibliothek gewährte dem König die Bildergalerie, der s. g. Bildersaal zu Sanssouci großen Genuß. Er begab sich öfters eine Stunde vor Tisch in denselben. In den letzten Jahren, wo er oft verdrießlich war, pflegte er die Thür hart zuzuwerfen. Um zwölf Uhr kam sein Lieblingshund und kratzte an die Thüre, um ihm die angerichtete Tafel anzukündigen. Gewöhnlich dann trat der König erheitert aus dem Saale. In dem Bildersaal hingen Italiener und Niederländer, an der Zahl 172, die der Berliner Kaufmann Gotzkowsky auf Befehl des Königs seit 1755 in Italien, Frankreich und Holland zusammengekauft hatte. Der König kaufte nicht nach dem Namen der Bilder, sondern wie sie ihm gefielen. Friedrich hatte selbst während des siebenjährigen Krieges

dieſe Galerie im Auge. Er ſchrieb an d'Argens nach dem Unglück von Kunnersdorf aus dem Winterlager zu Freiberg im März 1760: „Sie wiſſen, daß Gotzkowsky noch ſchöne Gemälde hat, die für mich beſtimmt ſind. Ich erſuche Sie, ihren Werth zu prüfen und ſich bei ihm zu erkundigen, ob er den Correggio bekommen wird, den er mir einmal verſprach. Mich wandelt gerade eine Neugierde darauf an.“ Die Hauptbilder in der Galerie zu Sansſouci waren die berühmten beiden Correggio's, Leda mit ihren Geſpielinnen badend und Jo, von der Wolke umarmt, beide aus der Galerie Orleans. Ein Lieblingsbild Friedrich's unter den italieniſchen Bildern war die Magdalena von Battoni, die er ſich aus der Dresdener Galerie vorzugsweiſe hatte copiren laſſen. Seine Lieblingsmaler waren aber die Niederländer Rubens und Van der Werff und beſonders der Franzoſe Watteau, deſſen feine, graciöſe Genrebilder und Converſationsſtücke, Rendezvous, Bälle und Aſſembléen faſt alle Zimmer von Sansſouci ſchmückten. Friedrich unterhielt ſich gern über die Kunſt mit dem Galerie-Inſpector Oeſterreich, einen gebornen Hamburger, den er 1757 in Dresden kennen gelernt und dann in Dienſt genommen hatte. Die Hauptportraitmalerin in Berlin war unter Friedrich, der auch von ihr für Voltaire 1775 gemalt wurde, Madame Anna Dorothea Therbuſch, geborne Liſiewska, geſtorben 1782, ſechzig Jahre alt.

Zu dem ſchon 1747 bezogenen älteren Palais von Sansſouci, wo Friedrich wohnte, hatte er mit

großem Geldaufwand — um in Gemüthern der nicht tiefer forschenden Leute die Idee von der Unerschöpflichkeit seiner Geldquellen zu befestigen — das s. g. Neue Palais durch den Mannheimer Carl von Gontard bauen lassen und zwar ganz nach seiner eignen Angabe. Es kostete nahe an drei Millionen Thaler. Er wohnte hier von nun an abwechselnd mit dem alten Schloß von Sanssouci; er bezog es, wenn Fremde sich bei ihm aufhielten. Wie Ludwig XIV. die Ebene von Versailles der Höhe von St. Germain vorzog, so gab Friedrich bei Anlegung dieses neuen Palais einer morastigen Wiese den Vorzug vor einem dicht in der Nähe befindlichen Hügel. Das neue Palais — ganz aus Backsteinen von den grellsten Farben erbaut — zeigte im Innern die größte, wenn auch nicht geschmackvollste Pracht, es war namentlich mit überhäufter Vergoldung und seltsamen Meubles ausgestattet. Von außen ließ der König in steinernen Pfeilern und Nischen nicht einzelne Statuen nach dem Muster der Antiken, sondern ganze Gruppen aus den Metamorphosen Ovids und von allerhand phantastischer Erfindung in Ueberfülle anbringen, es sind ihrer 328. Drei Damen in kolossaler Größe, die rücksichtslos aller Welt das hintere Profil zeigen, trugen auf dem Gipfel des Schloßes die königliche Krone: man deutete im vorigen Jahrhundert diese Trägerinnen auf Maria Theresia, Catharina II. und Madame Pompadour. Der Eintheilung der zweiundsiebzig Zimmer und Piecen im Innern, bemerkte schon der englische Gesandte Harris, war sehr schlecht und hatte

namentlich eine Unmaſſe Thüren — das Schlafzimmer zählte deren z. B. vier.

Auch Berlin verdankt Friedrich dem Großen einen großen Theil ſeiner Verſchönerungen. Gleich nach Antritt ſeiner Regierung ließ er durch Baron Knobelsdorf, der Sansſouci gebaut hatte, das Opernhaus (mit der Inſchrift: Friedericus Rex Apollini et Musis) bauen und ebenfalls durch ihn den Thiergarten zu einem öffentlichen Spaziergang einrichten. Er hatte bisher ſchon ſeit dem ſechzehnten Jahrhundert als Jagdgehege gedient, das damals bis an die Spree ſich hineinerſtreckte. 1745 nach dem zweiten ſchleſiſchen Kriege ward mit der Abtragung der Wälle Berlins angefangen, 1748 die katholiſche und Domkirche und das Invalidenhaus vor dem Oranienburger Thore gebaut, letzteres mit der Römerinſchrift: „Laeso et invicto militi“ und 1752 das ſ. g. voigtländiſche Viertel vor dem Hamburger Thore, die heutige Proletarier-vorſtadt angelegt. Den Namen erhielt dieſe Vorſtadt von den aus Sachſen und namentlich aus dem ſächſiſchen Voigtland zu den Berliner Bauten gekommenen Maurern und Zimmerleuten. Nach dem ſiebenjährigen Kriege wurden die großen Militairgebäude in Berlin gebaut, die Caſernen, die Ritterakademie, das Cadettenhaus und die Exercierhäuſer; ferner 1775 das Bibliothekgebäude (mit der nicht claſſiſchen Inſchrift: Nutrimentum spiritus im Jahre 1780) und das Friedrichsſtädter Theater. Außerdem ließ der König hunderte von Privathäuſern abbrechen, ſchöner wieder aufbauen und ſchenkte ſie den Eigenthümern. Prinz Heinrich baute

sein Palais, die heutige Universität 1754—1764. Die Einwohnerzahl Berlins stieg von 98,000 auf 150,000. Wie Petersburg der Spiegel des Geistes Peter's des Großen war, so war Berlin der des Geistes Friedrich's: in der Physiognomie Berlins erkannte man sein Genie überall, sowohl das des Königs, als das des Generals und das des Architekten. So oft er aus Sanssouci nach Berlin kam, pflegte er langsam durch die Straßen, wo gebaut wurde, zu reiten: man sah ihn mit seinem Glase am Auge aufmerksam das Fortschreiten der Werke beobachten und genaue Befehle über alles und jedes ertheilen.

Einen besondern Gegenstand der Beschäftigung Friedrich's machten aus und einer ganz besondern Gunst erfreuten sich bei ihm seine Hunde, die Windspiele. Sie traten an die Stelle der Affen, die er sich früher als Kronprinz und noch in der ersten Zeit als König in seinem Zimmer hielt, sonderbar gekleidet und mit eigenen Namen. Die Windspiele hatten einen förmlichen Stand am Hofe, sie waren des großen Junggesellenkönigs, des Abts im Kloster Sanssouci beständige, treue Begleiter in seiner Wohnung, auf seinen Spaziergängen, auf den Reisen und im Felde. Drei oder vier kleine italienische Windspiele waren stets als Cortege um ihn, der eine die Biche und noch mehr Alcmene waren die Lieblinge, die andern Phyllis, Thisbe, Pax, Diana, Amorette, Superbe, dienten zur Gesellschaft. Mit der Biche verbarg sich Friedrich einmal vor den Panduren unter einer Brücke, sie drängte sich dicht an ihn und verrieth

ihn mit keinem Laut. Nadasti nahm sie dem König in der Schlacht bei Sorr, wo er sein Lager erbeutete, ab, die Generalin Nadasti war schwer zu bewegen, sie wieder ausliefern zu lassen. Ueber ihren Tod schrieb der König an Fredersdorf, seinen lieben Geheimen Kämmerier, der „dreißig Docters probiret“: „Die arme Bische mus schon toht bleiben Weil sie zehn Docters hin curiret haben, Mene Sol nichts einnehmen, als wie petitlät und kein Hunde-Docter sol sie nicht angreifen.“ Die Alcmene verließ Friedrich in Sanssouci sehr krank, als er in den achtziger Jahren zur Revue in Schlesien abging. Es ward täglich eine Staffette über ihr Befinden ihm nachgeschickt. Sie starb, es ward ihm gemeldet und er befahl, ihren todten Körper im Sarge in seine Bibliothek zu stellen. Nach seiner Rückkehr betrachtete er sie zwei oder drei Tage ganze Stunden lang mit stiller Wehmuth, weinte bitterlich und ließ sie darauf beisetzen. Die Hunde wurden auf den sechs Terrassen von Sanssouci in kleinen Särgen begraben und erhielten kleine Grabsteine mit ihrer Namens-Inschrift. Auf der obersten Terrasse hatte Friedrich für sich selbst eine Ruhestätte bauen lassen, als sie angelegt wurde, sagte er beim Spazierengehen zu d'Argens: Quand je suis là, je serai sans-souci, davon erhielt das Lustschloß den Namen.

Die Favorithündin lag immer an der Seite ihres Herrn in den Zimmern zu Sanssouci, im Winter mit Kissen bedeckt, des Nachts schlief sie in dem Bette des Königs. Die andern Hunde mußten des Abends das

Zimmer verlaſſen, am Morgen kamen ſie beim Wecken wieder. Die Favorithündin und ihre Geſellſchaft hatten zur Bedienung einen von den ſ. g. königlichen kleinen Lakeien, der ſie fütterte und an ſchönen Tagen im Garten, bei ſchlechter Witterung in einem großen Saale ſpazieren führte. Die Hunde hatten vollkommne Freiheit, ſie lagen auf den koſtbarſten Kanape's und Stühlen mit Atlas überzogen, den ſie wie die Vorhänge in Fetzen zerriſſen, was Friedrich nicht ausbeſſern ließ. Zu ihrem Zeitvertreib fanden die Hunde in den Zimmern kleine lederne Bälle zum Spielen. Auf jeden Hund ward monatlich zwei Thaler Futtergeld verrechnet. Sie ſpeiſten zum Theil mit dem Könige. Man ſah jedesmal den Flecken des Tiſchtuchs, wo der König geſeſſen hatte, der als alter Junggeſelle lebend, ſelbſt nicht ſehr reinlich war. Wenn der König reiſte, wurden die Hunde in einer ſechsſpännigen Kutſche ihm nachgefahren; der Lakei ſaß allemal auf dem Rückſitz und redete, was ſehr charakteriſtiſch, die den Vorderſitz einnehmenden Thiere mit „Sie“ an: „Biche, ſein Sie doch artig!“ „Alcmene, bellen Sie doch nicht ſo!“ Der Reſpect und das Intereſſe für die Hunde ſtieg dem König zu Ehren ſo weit, daß leider erſt im Jahre nach dem Tode deſſelben „1787“ ein Hunde- und Katzenalmanach“ herauskam. Marquis d'Argens fand, als der König ſeine Winterquartiere 1760 in Leipzig hielt, ihn eines Abends auf dem platten Boden ſitzen, vor ihm eine Schüſſel mit Fricaſſee, aus der die Hunde ihre Mahlzeit hielten. Friedrich hatte ein

kleines Stöckchen in der Hand, mit welchem er Ordnung hielt und dem Lieblinge die besten Bissen hinschob.

Nächst den Hunden hielt der König auch auf seine Pferde sehr viel. In der Regel ritt er nur englische Pferde. Sporen trug er nie; um die Pferde zu strafen, schlug er sie mit seinem Krückenstocke zwischen die Ohren. Er hatte zwischen vierzig und sechzig, im Jahre 1754 sogar über hundert. Die auserlesensten nahm er mit zu Felde, die übrigen ließ er nachkommen, so weit er sie brauchte. Sehr oft wurden ihm in den Schlachten Pferde todt geschossen und verwundet, so bei Hohenfriedberg, bei Czaslau, bei Hochkirch, bei Kunnersdorf, bei Liegnitz und bei Torgau. Lieblingspferde waren: der Mollwitzer „lange" Schimmel, der noch seinem Vater gehört hatte, mit welchem er die Schlacht verließ und den er nachher nicht mehr brauchte, sondern zu Tode füttern ließ — ferner der Cäsar, ein Rothschimmel, der ungehindert im Lustgarten des Potsdamer Schlosses herumging und so an den König gewöhnt war, daß er ihm auf die Parade in Potsdam folgte, weßhalb der König nicht selten diese eine andere Wendung machen ließ, wenn Cäsar im Wege gerade stand — sodann der Condé, ein Fliegenschimmel, ein Wallach, von schönem Bau, ganz tückenlos, immer munter und so frei von Furcht, daß er sich vor keinem Gegenstande scheute und im heftigsten Kanonendonner vollkommen ruhig blieb. Der Condé gehörte zu den zehn Pferden, die gewöhnlich in Sanssouci standen, der König ließ ihn sich fast täglich vor-

führen und fütterte ihn jedesmal mit Zucker, Melonen und Feigen. Er verfolgte den König bis an seine Zimmer, ja einmal kam er bis in den Saal von Sanssouci, wo er einige Tafeln des Fußbodens zertrat. Dies alte Leibreitpferd Friedrich's des Großen, der Condé, starb 1804, achtunddreißig Jahre alt. Noch gehörten zu den Lieblingspferden der Choiseul, der Kaunitz, der Brühl und der Pitt. Ein sehr schönes Pferd, das des englischen Ministers Bute Namen trug, mußte, als dieser 1762 ihn im Stiche gelassen und die Subsidien zurückgezogen hatte, mit den Mauleseln Orangebäume ziehen.

Die Passion, die noch im achtzehnten Jahrhundert die Hauptpassion so vieler Fürsten war, theilte Friedrich nicht, ja er verachtete sie. Er pflegte öfters zu sagen: „Der Fleischer tödtet die Thiere nicht zum Vergnügen, sondern nur weil die Gesellschaft ihrer bedarf, der Jäger aber tödtet sie nur zum Vergnügen und das ist abscheulich. Man muß deßhalb den Jäger noch unter den Fleischer in der bürgerlichen Gesellschaft stellen."

Friedrich der Große war von sehr delicater Gesundheit. Schon bald nach dem Antritt seiner Regierung, also nach dem achtundzwanzigsten Lebensjahre, äußerten sich Gicht und Hämorrhoiden, diese Uebel blieben stehend bis zu seinem Tode, man suchte sie durch Aderlässe und gelinde Abführungen zu lindern. „Ich leide, schreibt der König einmal an Fredersdorf, immer an der Nihre, Miltz und Leber, das alte Luder ist nicht mehr wehrt, als das es der

Teufel Holet.“ Im Februar 1747 hatte er einen Anfall von einem halben Schlagfluß, der curirt wurde und seit dieser Zeit zeigte sich keine Anwandlung wieder. Geläufige Sprache und gutes Gedächtniß behielt er bis zu seinem Tode, er besorgte regelmäßig die Regierungsgeschäfte bis zum Tage vor seinem Tode, wo die Ordnung zum erstenmale unterbrochen wurde. In der Nähe sah er sehr gut, für die Ferne bediente er sich eines Glases. Zum Lesen und Schreiben hat er nie der Brille bedurft.

Friedrich liebte die Bequemlichkeit, war aber ein Feind jeder Verweichlichung des Körpers. Er hat nie Pantoffeln, Schlafrock und Nachtmütze getragen. Für seine Wäsche, namentlich seine Hemden, hatte früher nach dem alten Brauche an seines Vaters Hofe seine Mutter gesorgt — Friedrich glaubte, daß er für Lebenszeit versorgt sei. Später sorgte, so lange sie noch rüstig war, seine Schwester Amalie. Zuletzt bekümmerte sich niemand mehr um diese wichtige innere Angelegenheit. Aus der Reinlichkeit machte der König — wieder im Gegensatz gegen seinen Vater — sich nicht viel und vernachlässigte sie, wie seine Kleidung mit zunehmendem Alter immer mehr. Er trug schlechte Wäsche, unreine Hemden; weil sie ihm bequemer als neue waren, zerrissene und geflickte Kleider; langen Bart, zerrissene Stiefeln; in Gesicht und Kleidern sah man Spuren des spanischen Tabacks: er achtete das alles nicht. In jüngeren Jahren und noch in den ersten Jahren seiner Regierung kleidete er sich in Röcke nach dem neuesten Pariser Geschmacke. Noch 1750

trug er Galakleider von Gold- und Silberſtoff mit Brillantknöpfen, Schuhe und ſeidne Strümpfe. Später war ſtatt der Galakleider die blaue Uniform ſeines Leibgardebataillons ſein beſtändiger Anzug, zuerſt mit ſehr reicher Silberſtickerei, dann ohne Stickerei, bloß mit dem Achſelbande, zuletzt ließ er auch noch die Stickerei am Hute weg und trug dieſen bloß mit der weißen Plume, der feinſten Straußenfeder. An der linken Hand trug er beſtändig zwei koſtbare Solitärbrillanten — die Brillanten konnte er nicht ſchön genug haben — und an der rechten Hand einen großen ſchleſiſchen Chryſopras, den er dem Prinzen Heinrich vermachte. An den Uhren, die er beſaß, trug er nie andere als ſchwarze Bänder, wie Thiébault erzählt, als eine Art von Trauerzeichen zum Andenken an ſeine Mutter. Von fremden Orden trug Friedrich nur drei, den ruſſiſchen Andreas-, den polniſchen weißen Adler- und den ſchwediſchen Seraphinenorden. Den Hoſenbandorden, den ſeine drei Vorfahren trugen und den der große Kurfürſt ſo überaus werth hielt, trug er nicht. Neue Moden und Façons liebte Friedrich nicht, er ging am letzten Tage ſeiner Regierung ſo gekleidet, wie am erſten, die Armeeuniformen blieben dieſelben, auch ſeine Lakaien und Jäger gingen in dem alten halbhundertjährigen Livréeſchnitte. Der Hut des Königs mußte, auch wenn er neu war, im Kopfe ſo weich gerieben ſein, daß er einem alten glich; aus demſelben Grunde der Bequemlichkeit ließ er, wie geſagt, ſeine Kleider lieber ausbeſſern, als daß er neue anzog; eben ſo trug er ſeine Stiefeln, die Huſarenkappen

hatten, welche in Runzeln um die Knöchel fielen, niemals neu, ließ sie auch nie wichsen und sie sahen oft, namentlich die Kappen, sehr roth aus. Aber in diesen alten Stiefeln gab er Europa „Gesetze und Aufklärung.“ Der Tourist Moore, der mit dem Herzog von Hamilton 1775 in Potsdam war, sah in der Kleiderkammer des Königs nur zwei blaue Röcke mit rothen Aufschlägen, das Futter des einen ein wenig zerrissen, — zwei gelbe Westen, ziemlich dicht mit Spaniol bepudert — drei Paar gelbe Hosen — und ein blaues Kleid von Sammet, mit Silber gestickt, für feierliche Gelegenheiten: es mochte ohngefähr zehn Jahre alt sein und hatte noch alle Kräfte der Jugend. Bei seinem Tode hinterließ Friedrich eine Garderobe, die ein Jude in Bausch und Bogen um 400 Thaler kaufte. Es waren nicht mehr als fünf Uniform- und Winterröcke, acht Westen, vier Paar Beinkleider, sechs Paar Stiefeln, zehn Paar weiße und fünf Paar schwarzseidne Strümpfe und sechzehn Hemden und zwar waren diese, weil er ungemein stark und oft transspirirte, in so schlechten Umständen, daß der erste Kammerdiener Schöning ihm sein Bräutigamshemd in den Sarg mitgeben mußte.

Friedrich's einzige kostbare Liebhaberei waren Dosen. Er hinterließ deren 130 Stück, in denen ein Werth von 1,300,000 Thalern steckte. Jederzeit standen mehrere dieser Dosen auf seinen Tischen. Zwei gefüllte Dosen von ungeheurer Größe — denn er nahm ungeheure Prisen — trug er stets in den Taschen. „Es ist, schreibt der englische Gesandte Harris,

schwer, sich ihm zu nähern, ohne zu niesen.“ Büsching ist der Meinung, daß sich der König das starke Tabacksschnupfen auf seinen Campagnen angewöhnt habe, wo er stets unter den Soldaten ritt, ging und stand, um nicht von der Transspirationsatmosphäre derselben incommodirt zu werden. Ein paar tausend Pfund Spaniol mußten immer vorräthig sein. Dagegen war dem König das Tabacksrauchen von dem Tabackscollegium seines Vaters her ein Greuel.

Je unscheinbarer der König gekleidet ging, desto reicher waren seine Domestiken angethan. Er wählte sie aus, wie die Physiognomie ihm gefiel. Im Anfang hielt er deren über hundert. Die ersten derselben erhielten aber außer Tisch und Wohnung nur monatlich acht bis zehn Thaler, die übrigen nur vier bis sieben Thaler. Friedrich hatte funfzig Pagen, acht Leibpagen, zwölf Hofpagen und dreißig Hofpagen in Berlin, vier Leibjäger, zwölf Hofjäger, zwei bis vier Kammerhusaren, acht Kammerlakaien, zwölf Heyducken, sechs Läufer, zwölf gemeine Lakaien. Später begnügte er sich in Sanssouci mit einer geringen Dienerschaft, hielt nur ein paar s. g. Kammerhusaren, Schöning und Neumann, zwei Kammerlakaien und zwei sehr einfach gekleidete Leibpagen. Er ritt oft bloß von einem Reitknecht begleitet spazieren. Kammerherren und Kammerjunker hielt er gar nicht um seine Person, sie thaten nur bei hohen Festen ihren Dienst.

Die Leibpagen, die im Vorzimmer Wachen hielten, hatten strengen Dienst, der König sorgte aber väterlich für sie. Bekannt sind die beiden Vorfälle

mit Pagen, die er eingeschlafen fand, der eine aus Erschöpfung an Zahnschmerz, den er durch die Scheinordre, auf der Wache sich als Arrestanten anzugeben, curirte und der andre, bei dem der König einen Danksagungsbrief für die überschickten kleinen Ersparnisse von seiner armen Mutter in Pommern fand und dem er eine Goldrolle in die Tasche steckte. Dieser Page, der so ehrlich war, sogleich den Fund der ihm nicht zugehörigen Rolle dem König zu entdecken, war der erst 1835 als Oberst und langjähriger Director der geheimen Kriegskanzlei sechsundsiebzigjährig gestorbene Christian Ernst von Malschitzki.

Mehrere untere Hofbediente in Friedrich's nächster Umgebung hatten sich seiner besonderen Gunst zu erfreuen und waren wichtige Leute. Zu diesen gehörte besonders der frühere Kammerdiener und später zum Geheimen Kämmerier und Ober-Tresorier ernannte von Fredersdorf — es war fast eine der ersten Ernennungen Friedrich's vom September 1740.

Fredersdorf war ein Kaufmannssohn aus Franken und hatte sich dem Handelsstande gewidmet, als er wegen seiner ansehnlichen Länge in die Hände preußischer Werber fiel, er ward Hautboist im Regiment Schwerin.*) Friedrich lernte ihn in Cüstrin während seiner Gefangenschaft kennen und zog ihn an sich, theils wegen seines Flötespiels, theils zur Führung einer geheimen

*) Nach Rödenbecks Geschichtscalender Friedrich's des Großen war F. ein Stadtmusicussohn aus Garz, das zum Canton des Regiments Schwerin gehörte.

Correspondenz mit seiner Schwester, der Markgräfin von Baireuth, durch die er die Fürsprache Oestreichs erwirkte. Er kaufte ihn, sobald er frei geworden war, los und er stieg vom Lakai zum Kammerdiener: Friedrich ließ ihn seine Chatoulle besorgen. Auch in Rheinsberg fungirte er als erster Kammerdiener. Mit der Thronbesteigung ward er Geheimer Kämmerier, Ober-Tresorier und geadelt. Friedrich schenkte ihm darauf vier Güter im Ruppin'schen Kreise in der Mark, ließ ihn 1750 nach Frankreich reisen und verheirathete ihn, freilich aber erst, als Fredersdorf aus Gram gefährlich krank geworden war, mit der reichen Erbtochter des Banquier Daun in Potsdam. Bielefeld beschreibt Fredersdorf 1739 als einen großen, wohlgebildeten Mann, der Feinheit und Verschmitztheit besitze. „Er ist, sagt er, geschmeidig, einnehmend und aufmerksam auf seinen Vortheil, dabei ein Freund des Glanzes. Ich glaube, er ist ganz dazu geeignet, einmal eine Rolle zu spielen."

Aus dem 1834 herausgekommenen, Kaiser Nicolaus von Rußland dedicirten vertraulichen Briefwechsel Friedrich's mit Fredersdorf ist zu ersehen, daß dessen Hauptleidenschaft die Alchemie und nächst ihr die Wunderdoctorei war: Fredersdorf baute ein großes Laboratorium — angeblich in der Friedrichstraße Nr. 210 in Berlin — sein Helfershelfer war ein Mann ominösen Namens, ein gewisser Düsterhaupt. Fredersdorf war immer krank, ging immer in die Bäder und curirte immer an sich herum, er litt am Unterleib und an Steinschmerzen. Der König ließ ihn durch seinen Leibarzt Cothenius

behandeln und war mit wahrhafter Zärtlichkeit um sein Wohlbefinden bedacht. „Gesundheit, schreibt er ihm einmal, ist besser wie alle Schätze der Welt, flege dihr erst das du besser wirst, dann könn wir goldt und Silber machen und Wan du ja quacksalbern wilst So mache lieber Proben mit goldt und Silber als wie mit allerhand verfluchte Medicinen auf deinen Leib, es ist ken Schertz damit und Wen Man einmahl todt ist so Kömt keiner der einen wieder aufwäcket. Gott bewahre Dihr. Sei einmal gescheit und nim dihr inacht.“ Und ein andresmal schreibt Friedrich: „wohr Heute gegen Mittag die Sonne Scheint So werde ich ausreiten, kom doch am Fenster ich wolte dihr gerne sehen, aber das Fenster mus feste zu bleiben und in der Camer mus Stark Feuer Seindt. ich wünsche von Hertzen das es sich von tage zu tage mit dihr bessern Möhge. gestern habe ich deine Beßerung Celebrirt mit zwei buteillen ungerschen Wein.“

Weiter schreibt Friedrich: „Wenn ich einen Menschen finden könnte, der wirklich im Stande dihr zu Helffen wehre, so Wolte ich ihm von Japon komen lassen“ und noch ein andresmal: „mach doch ein Mahl ein Ende mit die Närsche Quacksalberei ꝛc. Sonsten Crepirste meiner Sehlen aus puren übermuth“ — das man dihr achtzehn jahr alt machen sol das gehet nicht an — glaube mihr ich verstehe mehr von Anathomie und Medicin wie du alter.“ — „ich Schicke dihr ein Rares Elickfihr das von Teofrasten Pa-

ratzelsis komt, welches mihr und alle die davon genommen haben wunder gethan hat, nim nuhr von dieſer Medecin, es leidet aber keine Quacksalberei darnehben ſonſten benimt es einen vohr Sein lebe tage die Männliche Kräfte der Liebe."

Fredersdorf, den Voltaire nur „Friedrich's grand Factotum" zu nennen pflegte, ſtarb während des ſiebenjährigen Kriegs im Januar 1758.

Nächſt Fredersdorf ſtanden in Gunſt die beiden „Kammerhuſaren" Schöning und Neumann. Sie verrichteten den Dienſt als Kammerdiener, wurden ſpäter ebenfalls Geheime Kämmeriere, Schöning ſogar Geheimer Kriegsrath.

Friedrich war gegen dieſe treuen Diener, die in ihrer Gattung ſehr wichtige Leute waren, oft ungemein zutraulich und gnädig: er ſprach über die geheimſten Sachen mit ihnen, wenn er ſie darin geprüft hatte, „daß ſie ſchweigen könnten". Er butzte alle. Auch die Lakaien behandelte er auf dieſe wohlwollende, zuweilen etwas derbe Weiſe; manchmal fielen harte Worte, ja noch härtere Stockſchläge. Lord Malmesbury, damals engliſcher Geſandter in Berlin ſchreibt unterm 7. März 1775: „Niemals war der König üblerer Laune. Vor wenig Tagen zerſchlug er ſeine Flöte an dem Kopfe eines Kammerhuſaren und er iſt gegen ſeine Bedienung ſehr freigebig mit Püffen und Fußtritten." Keiner ſeiner Dienerſchaft durfte mit Frauen Umgang haben. Von mehreren ſeiner Leute ward er arg beſtohlen: ſie nahmen ihm die Geldrollen weg, die im

Zimmer herum lagen. Er jagte, wenn das heraus-kam, dieſe Leute dann weg, oder ſteckte ſie unter die Soldaten. Im Jahre 1775 fiel der Kammerhuſar Dreſen, derſelbe, deſſen Malmesbury in ſeiner eben erwähnten Depeſche gedenkt, in Ungnade: nach dem Touriſten Moore hatte er den König um mehr als 30,000 Thlr. betrogen. Er ſollte nun als Trommelſchläger unter-geſteckt werden. Er bat die Offiziere, die ihn arretirten, bloß in ſein an das Cabinet des Königs anſtoßendes Zimmer gehen zu dürfen, um ſich ſeinen Hut zu holen. Dies ward geſtattet. Er ging hinein, riegelte ſofort die Thür hinter ſich zu, zog ein Piſtol aus der Taſche und ſchoß ſich durch den Kopf. Der König erſchrack über den ſo dicht in ſeiner Nähe fallenden Schuß, und als man ihm ſagte, was vorgefallen ſei, bemitleidete er den armen Dreſen und meinte, er müſſe verrückt geweſen ſein. Dreſen war der Schatzmeiſter des Königs für ſeine Handausgaben geweſen, das viele Geld, das durch ſeine Hände ging, hatte ihn verführt, ſich ein höchſt komfortables Haus für die unterſchlagnen Gelder einzurichten.

Der neue Kammerhuſar, der an Dreſen's Stelle trat, ſchrieb einen Brief an ſeine Geliebte des Inhalts: „Meine liebe Charlotte, es wird mir nicht möglich ſein, heute oder in den nächſten Tagen zu Dir zu kommen, weil ich zu Hauſe bleiben und den alten Brummbär abwarten muß.“ Unglücklicherweiſe fiel dieſer Brief in die Hände des Bären. Er ſchickte ſofort nach dem Steller deſſelben und fragte ihn, „ob er ſchreiben könne?“ „Ein wenig,“ antwortete der

nicht selbst lesen konnte, vorgelesen wurde, sprang er vor Freuden sofort aus dem Bette und ward vor Freuden gesund. Er fuhr den König nach Schlesien.

Diese jährlichen Musterungsreisen, die in der Hauptsache einen militairischen Zweck hatten, benutzte Friedrich der Große, um zugleich alle Branchen der Civilverwaltung zu controliren. Hohe und niedere Beamte, Präsidenten und Directoren der Kammern, Landräthe, Amtleute, Schulzen, Forstbediente, jeder auf seiner Stelle mußte, bis auf's kleinste Einzelne Bericht und Auskunft über alle Fragen geben. Eben so zog der König Geschäftsmänner, Kaufleute, ja selbst Bürger und Handwerker und Bauern an sich. Im schlesischen Gebirge sagte er einst den Abgeordneten des Handelsstandes: „Wenden Sie sich nur an mich, ich bin Ihr erster Minister.“ Jeder Unterthan konnte ihm Bittschriften überreichen, auch auf diese verfügte er, wie zu Hause, wenn irgend möglich, jeden Tag sogleich. Er schrieb an Voltaire unterm 13. August 1775: „Ich für meinen Theil suche blos in meinem Lande zu verhindern, daß der Mächtige den Schwachen unterdrücke und bisweilen Sentenzen zu mildern, die mir zu hart scheinen. Jedermann hat Zutritt zu mir, wenn ich die Provinzen durchreise, alle Klagen werden entweder von mir selbst untersucht oder ich lasse sie untersuchen und ich bin dadurch Personen nützlich, deren Existenz ich nicht einmal kannte, ehe ich ihre Bittschrift erhielt. Diese Revision hält die Richter in der Aufmerksamkeit und verhütet zu strenge Procedduren.“ Auf den Reisen bezeigte sich der König sehr

affabel. Am 17. Aug. 1781 wohnte er in Schmiedeberg bei der Wittwe des Kaufmanns Stengel und hatte hier eine lange Unterredung mit Kaufmann Keller aus Landshut, zwei Hoffmännern aus Schmiedeberg und Hirschberg u. s. w. Als er ihnen ein Project zur Ausbreitung ihres Linnenhandels machte und sie dessen Unausführbarkeit darlegten, sagte er: „Nu, nu — es sind nur so Ideen, die ich habe — Sie müssen das freilich besser verstehen, ich komme zu Ihnen in die Schule!“ Auf die Frage des Königs, ob sie hier Steinkohlen hätten, bemerkte man ihm, daß sie von Waldenburg und Gottesberg kämen und daß sie nun auch besser zu transportiren sein würden, wenn der König die Wege vollends durchgängig werde haben bessern lassen. Darauf erwiederte Friedrich lächelnd: „Ich werde Ihren Befehl respectiren, ich bin darum da.“ In Schweidnitz erkundigte sich auf dieser schlesischen Reise der König beim Bäckermeister Friese nach der Structur der eisernen, mit Steinkohlen geheizten Oefen zum Brodbacken.

Auf diesen Reisen des Königs wurde jedes Nachtquartier mit hundert, jedes Speisequartier mit funfzig Thalern bezahlt. War der Wirth in den Dörfern, wo Revue gehalten wurde, ein Edelmann, so bekam er außer den hundert Thalern „Geschenk in's Haus“ wohl noch eine goldne Dose oder einen Ring, 4—500 Thaler an Werth, wie ihn z. B. bei der schlesischen Reise 1781 Baron von Czettritz in Berghof erhielt. Am liebsten verschenkte Friedrich Dosen mit

der Aufschrift: „L'amitié augmente le prix.“ Während Maria Thereſia, wenn ſie ſpazieren fuhr, Ducaten austheilte, hatte Friedrich auf ſeinen Reiſen nach Schleſien nur zwei Thaler in Groſchen in der Taſche, die er den ſchüchternen Bauern zuwarf. Invaliden, Soldaten oder andern armen Leuten ließ er auf Reiſen und Spazierritten gewöhnlich acht Groſchen reichen.

Vergnügungsreiſen und Brunnenreiſen waren bei Friedrich dem Großen eine ſehr ſeltene Sache, ſeine ganze Zeit gehörte den Geſchäften des Staats. Im erſten Jahre ſeiner Regierung ſoll er, wie Baron Bielefeld erzählt, den Plan gehabt haben, incognito nach Paris zu gehen, er reiſte nach Straßburg mit ſeinem Bruder Wilhelm, der König unter dem Namen eines böhmiſchen Grafen du Four, der Prinz unter dem eines Grafen Schafgotſch in Begleitung des Kämmerers Fredersdorf, der Oberſten von Bork und von Stille, des Adjutanten von Münchow und des Grafen Algarotti. Friedrich kam am 23. Aug. 1740 in Straßburg an und logirte im Gaſthof zum Raben. Er ſchickte hier ſogleich den Wirth mit einem ſeiner Bedienten auf das vornehmſte Kaffeehaus und ließ die hier anweſenden vornehmſten Offiziere zur Abendtafel laden. Drei derſelben nahmen es an. Der König war ſo verbindlich, ſein Geſpräch ſo gehaltreich, gefällig und natürlich, daß ſeine Gäſte bald fanden, er habe für einen Deutſchen ungemein viel Verſtand und ſpreche vollkommen franzöſiſch. Das Souper war ſehr belebt, es gefiel den Franzoſen beſonders ein roſenfarbner Wein, von dem Friedrich ihnen in's

Quartier zu schicken versprach. Um ihrem neuen Freunde alle mögliche Aufmerksamkeit zu bezeigen, stellten sich mehrere der Herren am Morgen zur Chokolate ein. Sie nahmen ihn mit auf den Paradeplatz, bewirtheten ihn und stellten ihn nebst Algarotti dem Marschall von Broglie, Gouverneur von Straßburg vor, als zwei deutsche Cavaliere. Er behielt sie zur Tafel. Erst am dritten Tage ward der König von einem aus preußischen Diensten desertirten Soldaten erkannt. Der Marschall von Broglie respectirte aber sein Incognito, er schickte ihm ein paar Offiziere, welche die Citadelle ihm zeigten. Friedrich besuchte den Marschall hierauf und verweilte eine Stunde in seinem Cabinette. Abends sollte er mit dem Marschall in's Theater fahren, er fuhr aber nach Wesel. Algarotti kam eine Viertelstunde in des Marschalls Loge, fuhr aber dann dem König nach. Von Wesel aus sprach Friedrich am 11. September 1740 zum erstenmale Voltaire auf dem Schlosse Moyland bei Cleve. 1742 machte Friedrich eine Brunnenreise nach Aachen und 1744 und 46 nach Pyrmont. 1755 unternahm er mit ganz geringem Gefolge wieder incognito als reisender Virtuos eine Reise nach Holland und sah Amsterdam. Noch einmal war er 1768 auf einem Besuch bei dem Erbstatthalter von Holland in Loo. Am 25. August 1769 war die berühmte Zusammenkunft mit Kaiser Joseph II. auf dem bischöflichen Schlosse zu Neisse in Schlesien, wo Joseph das berühmte Wort zu Friedrich sagte: „Es giebt für Oestreich kein Schlesien mehr.“ Mit Friedrich waren der Prinz von Preußen, Prinz Heinrich

der Markgraf von Anspach und die Generale Seydlitz, Tauentzien, Lentulus u. s. w. Mit dem Kaiser kam sein Schwager Herzog Albert von Sachsen-Teschen, der Oberstallmeister Graf Dietrichstein, der Feldmarschall Lascy, General Loudon u. s. w. Das Jahr darauf machte Friedrich dem Kaiser seinen Gegenbesuch in Mährisch-Neustadt bei Austerlitz. Er traf hier am 3. September Nachmittags zwei Uhr ein, in seinem Wagen saß ihm gegenüber der Prinz von Preußen, im zweiten Prinz Ferdinand von Preußen, der Erbprinz von Braunschweig und sein Bruder Friedrich im dritten und vierten General Lentulus und die drei Adjutanten. Auf dem Markte angelangt, stieg Friedrich aus dem Wagen, Joseph kam ihm mit seinen Generalen Loudon, Lascy und dem Prinzen von Ligne entgegen und beide Herren umarmten sich auf dem Platze. Der Kaiser geleitete seinen Gast nach seiner Wohnung, nach kurzer Unterredung ging man zur Tafel in des Kaisers Quartier. Die nächsten beiden Tage war Manouevre. Um dem Kaiser den Anblick der blauen Uniformen, welche die Oestreicher im Kriege so oft gesehen hatten, zu entziehen, erschien Friedrich hier in der östreichischen Armeefarbe, er trug ein weißes, mit Silber gesticktes Kleid, auch sein Gefolge trug weiße Kleider. Aber der Spaniol, den Friedrich aus der Westentasche schnupfte, ließ sich trotz aller seiner Sorgfalt bei dem weißen Anzuge blicken, er sagte daher scherzend zu dem Prinzen von Ligne: „Ich bin für Sie nicht propre genug, meine Herren, ich bin nicht würdig, Ihre

Farben zu tragen.“ In Neustadt zeichnete Friedrich Kaunitz und Loudon vorzüglich aus, er nannte letzteren jederzeit Feldmarschall, was er erst acht Jahre später wurde. Als man sich zur Tafel setzte und Loudon noch nicht da war, äußerte Friedrich: „Das ist gegen seine Gewohnheit, sonst war er oft vor mir da; — erlauben Sie, daß er diesen Platz neben mir habe, ich sehe ihn lieber mir zur Seite, als mir gegenüber!“

---

8. Friedrich's Benehmen mit Fremden, Hofleuten und Beamten.

Es hat wohl kaum einen Fürsten gegeben, der auf eine so verbindliche und so geistreiche Weise Aufmerksamkeiten und Höflichkeiten zu erzeigen wußte, als Friedrich. „Ich kenne,“ schreibt der englische Gesandte Harris 1776 bei Gelegenheit der Beschreibung der Feierlichkeiten in Berlin während der Anwesenheit des Großfürsten Paul, „keinen Mann, der so die Gabe der Unterredung besäße, wie der König von Preußen, oder der sie so zu gelegener Zeit und so am rechten Orte anzuwenden verstände. Es ist unter den russischen Gästen gewiß nicht Einer, der nicht von der Leutseligkeit und Güte des Königs ganz geblendet nach Petersburg zurückkehrte. Darin besteht ganz eigentlich die Herrlichkeit des Empfangs, denn alle andern Festlichkeiten können dagegen gar nicht in Betracht kommen.

Der König weiß dies und lacht darüber, denn er ist überzeugt, daß bei seinem Rufe und bei den Personen, mit denen er es zu thun hat, ein Lächeln von ihm weit mehr wirkt, als wenn er seinen ganzen Schatz ihnen zu Ehren ausleerte."

So verbindlich und galant Friedrich aber gegen Personen von hohem Stande, wie gegen den Großfürsten, den Kaiser Joseph, den Fürsten Kaunitz, den Prinzen von Ligne und andere Fürsten, mit denen er zusammentraf, oder gegen Personen von Genie und hohem Rufe, wie gegen Voltaire und d'Alembert, den Grafen Algarotti und andre sich bezeigen konnte, so gestreng und barsch behandelte er seine Beamten und Diener. Ganz richtig sagte Voltaire von ihm: „Il est poli et dur comme le marbre." Dem Präsidenten Roden, der Lehrer des Prinzen von Preußen im Finanzfach ward, gestorben 1781, hatte er 1772 die Vermessung des neu acquirirten Westpreußen zum Behuf der Einführung der Contribution aufgetragen. Er traf ihn während der Arbeit in Marienwerder. Er fragte ihn sogleich: „Womit hat er sich so dick gefressen?"

Roden: Es kommt vom vielen Sitzen.

König: Was hat Er vor Füße? Hat Er die Wassersucht?

Roden: Nein, Ihro Maj., sie sind mir von der Reise angelaufen.

König: Herr, Er muß, wie ich Ihm in Potsdam schon gesagt, reiten. Ich gebe Ihm jetzt Gelegenheit dazu. — Wie bald gedenkt Er fertig zu sein?

Roden: Ein halb Jahr wird wenigstens dazu erfordert.

König: Nun, das ist gut ꝛc. — Ich verlasse mich auf Ihn, daß Er Alles gut und geschwind zu Ende bringt.

Roden: Ich werde Alles thun, was in meinen Kräften ist.

Darauf sagten Se. Maj.: „Mein Herr, ich bin Sein Diener.“

Die geringste auch nur scheinbare Antastung seines königlichen Ansehens sah Friedrich sehr streng an. Ein Landrath in Westpreußen, der noch sehr jung war, berichtete dem König, daß sich in seinem Kreise hätten Heuschrecken in großer Zahl blicken lassen. Der König wollte es nicht glauben. Harmlos oder nicht harmlos überschickte der junge Landrath demselben eine Schachtel mit Luftlöchern, worin die accusirten Insecten in natura befindlich waren. Beim Oeffnen flogen sie im Zimmer umher. Darauf erging folgendes Rescript an die westpreußische Kammer: „S. K. Maj. lassen Dero Kammer hierdurch zu erkennen geben, wie Höchstdero ausdrückliche Willensmeinung dahin gehet, daß von nun an keiner als Landrath angesetzt werden soll, der nicht zum allerwenigsten fünfunddreißig Jahr alt ist ꝛc. sonsten taugen sie nicht dazu und solche Kinder und junge Naseweise wollen Höchstdieselbe schlechterdings nicht zu Landräthen haben“ ꝛc. Potsdam, den 27. September 1779.

Sogar den Leibarzt Zimmermann von Hannover, den er nur temporär in seinen Dienst nahm,

ſtand Friedrich nicht an, mit der Frage zu erquicken: „Wie viel hat Er ſchon in die andre Welt geſandt?“ Zimmermann beſaß aber Geiſtesgegenwart genug zu antworten: „Lange nicht ſo viel als Ew. Maj. und mit lange nicht ſo vielem Ruhme.“

Friedrich war ſehr ſtark in Sarkasmen und um ſo ſtärker dazu aufgelegt, als er gewohnt geworden war, mit dem blanken Stahle ſeines Geiſtes an todte Steine, die keine Funken gaben, zu ſchlagen. Geiſtreiche Antworten liebte er ſehr. Der Marquis Lucheſini verdankte einer ſolchen Antwort ſein Glück am Berliner Hofe. Der König fragte ihn, als er 1779 durch den Abbé Fontana vorgeſtellt wurde: „Herr, giebt es noch viele ſolche italieniſche Marquis, die in der Welt umherreiſen und an jedem Hofe die Spione machen?“ „Sire, erwiederte Lucheſini, ſo viele, als es deutſche Fürſten giebt, die ſo thöricht ſind ſolchen Elenden Orden zu ertheilen.“ Darauf ward der Marquis als Kammerherr, Lektor und Bibliothekar mit 2000 Thalern Gehalt angeſtellt. Der Breslauer Domherr, Abbé Baſtiani, der alljährlich zum Beſuch nach Potsdam kam, gab dem König einmal eine vortreffliche Replik. Friedrich ſtellte dem Abbé ihn verſpottend, die Tiare in Ausſicht und fragte ihn: „Wie wird Se. Heiligkeit mich empfangen?“ Baſtiani entgegnete: „Qu'on faſſe entrer l'aigle noir, je dirai Sire, aigle tout puissant! Couvre moi de tes ailes, mais épargne moi tes coups de bec!“ Von dem Moment an, wo Baſtiani dieſe unvergleichliche Repartie gegeben hatte, erquickte

der König ihn nie wieder mit Stachelreden, sondern behandelte ihn mit der höchsten Freundlichkeit. Bastiani blieb nie eine Antwort schuldig. Als einst ein künstlicher Springbrunnen mit wohlriechendem Wasser, der auf die Tafel gesetzt worden war, trotz aller Mühe des Hofconditors nicht springen wollte und während des Essens unvermuthet sprang, fragte der König den Abbé: „Nicht wahr, wenn das in einem katholischen Lande geschehen wäre, so würde man es für ein Mirakel erklärt haben?“ Ruhig erwiederte Bastiani: „In Ew. Maj. Gegenwart schwerlich.“

Eben so gestreng und barsch und herbe sarkastisch als Friedrich mit seinen Beamten und Hofumgebungen mündlich verfuhr, lauteten auch seine berühmten eigenhändigen Marginalresolutionen auf verschiedentlich ihm eingereichte Eingaben, die ihm nicht zu Sinne standen. Gleich im ersten Monat seiner Regierung, am 24. Juni 1740 erhielt das General-Directorium auf einen Bericht mit Anschlag auf 195 Thlr. 22 Gr. 8 Pf. zur Reparatur des Weges zwischen Rheinsberg und Ruppin folgende Bescheidung: „wen die anderen anschläge der Dohmänen Cameren so ridicul wie dießer seindt, so meritiren die Kriegs Rähte weggejaget zu werden, den die Reparation ist gantz und gar nicht nöthig, ich Kenn den Wek und mus mir die Krigs Camer vohr ein großes Best halten umb mit solches ungereimtes Zeuch und das mihr beßer bekannt ist bei der Nahße Krigen Wollen. Das Directorium mus sich Schlecht von die Sache informihren, um Solchem un nöhtige

reparations anzubringen, sie werden wohl baldt 100,000 Thlr. zur reparation des Charlottenburger Wegs fordern."

Das General-Directorium sammelte diesen Bescheid und die reichlich nachkommenden in die s. g. „Nasenspinde", um sie der Oeffentlichkeit zu entziehen.

Hofleute, Diplomaten, Offiziere, auch Damen erhielten auf ihre Supplike um Gehalte, Urlaub u. s. w. sehr derbe Bescheide. Es hieß öfters: „Dummes Zeug!" „Ist nicht klug!" u. s. w. Auf ein Gesuch des alten Kammerherrn der Königin, Baron von Müller, im Jahre 1764, das Aachener Bad gebrauchen zu dürfen, schrieb der König: „was er da Machen wil, er wirdt, was er noch übrig hat dort verspilen und wie ein bettler zurück Kommen." Müller war ein Mann, der 25,000 Thaler Renten hatte, aber allerdings alles verspielte. Er kam nochmals ein. Darauf erfolgte der Marginalbescheid: „er Kan zum Teufel gehen." Der Generalmajor von Rothkirch bat um eine Präbende für eine seiner Töchter 1779. Friedrich erwiederte: „es seynd dreißig bis vierzig anwartschaften auf jeder Stelle. Er soll hübsch Jungens Machen, die kann ich alle unterbringen, aber mit die Madams Weiß ich nirgends hin." Ein verabschiedeter Major bat um eine erledigte Kriegsrathsstelle 1765; Friedrich resolvirte: „das währe den Bok zum gertner gemacht." Stellenjäger wurden sehr beschämend abgefertigt. So hieß es an einen Sieur de Keith 1747: Je viens d'apprendre par votre lettre que vous ambitionnez le

poste dans la chasse, que feu le Comte Schwerin a eu. J'en suis effectivement surpris, sachant que vous n'êtes aucunement au fait de ce métier que vous n'avez jamais appris et je crois que vous seriez en peine de dire dans quelle saison on doit couper un arbre." Eben ſo verbat ſich der König unnütze Schreibereien ſeiner Diplomaten. Auf des in Frankfurt beim oberrheiniſchen Kreiſe accreditirten Geſandten Geheimen Rath von Brandt Anzeige 1765, daß der heſſiſche Geheime Rath von Moſer eine Audienz beim Kurfürſten von Mainz gehabt habe, expectorirte ſich Friedrich in folgender Randbemerkung: „er Schreibet den Teufel ein ohr ab er Sol nicht Schreiben als wan es der mühe Wehrt iſt." Darauf überſandte derſelbe Geheime Rath von Brandt eine Liquidation von Porto-Auslagen an 113 Thaler und bat um allergnädigſte Anweiſung. Friedrich reſcribirt ad marginem: „ich werde ihm Kein geldt zu Schreiben Schicken, den er Schreibet Sich die Finger ab; er Sol ſchreiben was Nöthig iſt und nicht So vihl unnützes Zeuch dar er mihr mit behelliget." 1763 bat der Generalmajor von Kleiſt, das Bad gebrauchen zu dürfen; Friedrich beſchied: Keine Naredein von Bäder er Sol nicht „haßeliren". Auf das gleiche Geſuch des Cornet von Oertzen, eine Badereiſe nach Carlsbad zu Wiederherſtellung ſeines Gehörs machen zu dürfen im Jahre 1765, erfolgte der Beſcheid: „das Carels baht Kan nichts vohr die ohren." Der Graf von Lippe-Detmold bat 1764 um Berückſichtigung der Stadt Lippſtadt beim Verkauf von Feſtungsgrundſtücken.

Friedrich resolvirte: „Wague antwort Östreicher Stillus, das nichts bedeutet.“ Ein Oberauditeur zeigte 1766 bei Gelegenheit der Ernennung eines andern Oberauditeurs zum Generalauditeur an, daß er ältester Oberauditeur sei und bereits dreißig Jahre diene. Ihm diente zur Antwort: „ich habe ein Haufen alte Mauleſelſ im Stal die lange den Dienſt machen aber nicht das Sie Stalmeiſters werden.“ Einen ſehr ſtarken Beſcheid erhielt der Gemahl einer Fräulein Haßlingen, Generalmajor Prinz Franz Adolf von Anhalt-Bernburg auf ſeine Beſchwerde 1765, „daß ſeine Heirath von ſeinen Stiefbrüdern aus einer successiven Begierde noch immer für eine Mesaillance ausgegeben würde, weshalb der König ihm Hülfe ſchaffen ſolle. Er ſchrieb die Worte an den Rand: „Stinkent Fet und Schmirige buter — ne Finke.“ Die verw. von Hake bat 1766 um Erlaubniß, Taffet und Linnen in einer Lotterie von 2500 Looſen ausſpielen zu dürfen. Darauf Friedrich: „ob ſie Meinet das ich ſo Einfeltig bin nicht zu Merken das Sich Kaufleute hinter ihr geſtochen haben umb mit Taft die Contrebande zu Machen? Sie mögte Mihr mit Solchen unbeſonnenen bitten verſchonen den ich würde ſehr üble opinion von ihr haben.“

Je älter der König wurde, deſto geſtrenger wurde er. Im bairiſchen Erbfolgekriege hatte er ſich überzeugen müſſen, daß die Kriegs-Commiſſarien über die Gebühr ſtahlen. Nach den „Vertrauten Briefen“ eines Zeitgenoſſen ſchrieb Friedrich damals an den ſchleſiſchen

Minister Hoym ungefähr Folgendes: Ihr habt mir andere rechtschaffene Commissarien zu schicken, denn die Kerls stehlen just, wie die Raben. Dabei könnt ihr ihnen bedeuten, wenn sie es wie ihre Vorgänger machen wollten, so würde ich sie wie die Krammetsvögel aufhängen lassen." Im Jahr 1784, zwei Jahre vor seinem Tode war er mit dem Manövre der schlesischen Infanterie sehr unzufrieden. Generalinspector dieser Truppen war der General Bogislav Friedrich von Tauentzien, der berühmte Vertheidiger von Breslau im siebenjährigen Kriege, der als Loudon, der mit 50,000 Mann kam, ihn aufgefordert hatte, die Stadt die er mit 3000 vertheidigte, zu übergeben, sonst werde man auch das Kind im Mutterleibe nicht schonen", geantwortet hatte: „Nun, ich bin nicht guter Hoffnung und meine Soldaten sind es auch nicht." Tauentzien, seit 1761 Ritter des schwarzen Adlerordens, schon vierundsiebzig Jahr alt, erhielt unterm 7. September 1784 folgendes Schreiben: „Mein lieber General v. Tauentzien. Schon bei meiner Anwesenheit in Schlesien erwähnte Ich gegen Euch und jetzt will ich es schriftlich wiederholen, daß Meine Armee in Schlesien noch nie so schlecht gewesen ist als jetzt und wenn Ich Schuster und Schneider zu Generalen mache, könnten die Regimenter nicht schlechter sein ꝛc. Beim Manövre machte Schwarz den unverzeihlichen Fehler, bei Neisse die Anhöhen auf dem linken Flügel nicht genugsam zu besetzen; wäre es Ernst gewesen, so war die Bataille verloren. Erlach bei Breslau, statt die

Armee durch Beſetzung der Anhöhe zu decken, marſchirte mit ſeiner Diviſion wie Kraut und Rüben im Defilée, daß, wäre es Ernſt geweſen, die feindliche Cavalerie die Infanterie niederhieb und das Treffen verloren ging. Ich bin nicht Willens durch lacheté Meiner Generale Schlachten zu verlieren, weshalb ich hiermit feſtſetze, daß Ihr über ein Jahr, wenn ich noch lebe, vier Tage zuvor, ehe Ich ins Lager komme mit den unwiſſenden Generals manövriret und ihnen dabei weiſet, was ihre Pflicht iſt. Das Regiment von Arnim und das Garniſonregiment von Kanitz macht den Feind und wer alsdann ſeine Schuldigkeit nicht erfüllt, über den laſſe ich Kriegsgericht halten ꝛc.

Selbſt fürſtliches Geblüt mußte die herbſten Worte hören. Als der Erbprinz von Braunſchweig im bairiſchen Erbfolgekriege bei Hohenelb in Böhmen einen großen Fehler machte, ritt der König wüthend auf ihn zu und ſchrie ihn an: „Prinz, wiſſen Sie wohl, daß Sie ein dummer Teufel ſind? Prinz oder nicht, Sie müſſen Ordre pariren oder das — — —“ „Der Herzog, ſagen die vertrauten Briefe, ſtand blaß, wie Kalk an der Wand.“

9. Friedrich's Aufklärungstendenzen. Die Religionsspötterei: Scene mit dem alten Ziethen. Glaube an Astrologie und Wahrsagekunst, Alchemie, glückliche und unglückliche Tage. Verhältniß zum Freimaurer-Orden. Geheime Polizei: Auftritt mit dem Hamburger Meyer.

Friedrich's Hauptsorge durch sein ganzes Leben hindurch war die Aufklärung seiner Staaten. Er schrieb darüber unterm 16. September 1770 an Voltaire: „Das ist meine Hauptbeschäftigung, daß ich in den Ländern, zu deren Beherrscher mich der Zufall der Geburt gemacht hat, die Unwissenheit und die Vorurtheile bekämpfe, die Köpfe aufkläre und die Sitten cultivire und die Leute so glücklich zu machen suche, als die menschliche Natur es erlaubt und die Mittel, die ich darauf wenden kann, es gestatten." Moses Mendelssohn schrieb im Septemberheft 1784 der Berliner Monatsschrift von Biester zum erstenmal über den Begriff der Aufklärung, worauf der Königsberger Philosoph im December desselben Jahres in demselben Journal mit seinem so berühmt gewordenen Aufsatz: „Was ist Aufklärung?" folgte.

„Aufklärung, sagt Kant in diesem Aufsatz, ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbstverschuldeten Unmündigkeit. Unmündigkeit ist das Unvermögen, sich seines Verstandes ohne Leitung eines Andern zu bedienen. Selbstverschuldet ist diese Unmündigkeit, wenn die Ursache derselben nicht am Mangel des Verstandes, sondern der Entschließung und des Muths liegt, sich

seiner ohne Leitung eines Andern zu bedienen. Sapere aude! Habe Muth, dich deines eignen Verstands zu bedienen! ist also der Wahlspruch der Aufklärung." Funfzehn Jahre später setzte Kant in seinen Vermischten Schriften zu dieser Erklärung hinzu: „Nur ein einziger Herr in der Welt, Friedrich sagt: „Raisonnirt, soviel ihr wollt und worüber ihr wollt, aber gehorcht! — In diesem Betracht ist dieses Zeitalter das der Aufklärung oder das Jahrhundert Friedrichs."

Friedrich hatte sich durch die Geschichte belehrt, daß das Haupthinderniß der Aufklärung zeither die Priesterherrschaft und die Schultheologie gewesen sei. Er hatte es mit Bestimmtheit erkannt, daß bis auf seine Zeit herab in beiden herrschenden Kirchen, sowohl in der katholischen, als in der protestantischen, die stolze Hierarchie und die blinde Orthodoxie das Licht verdunkelt, die Liebe in Haß und Verfolgungssucht verkehret, die Geister in Fesseln geschlagen, die freie Entwicklung der Erforschung der Wahrheit gehindert hatten. Er schämte sich, unter seinem Volke, namentlich unter den Bauern, noch so viel Barbarei und Rohheit, so viel Verdummung und thörichte Beschränktheit antreffen zu müssen. Der Zelotismus, der geistliche Hochmuth und die Scheinheiligkeit der graduirten Priester, ihre langen geistlosen Predigten, ihre salbadernden Katechismusübungen, waren ihm ein Greuel, er nannte sie in seiner derben Sprache „pietistische Kerle, evangelische Jesuiten, intriguante Pfaffen, Schekers, Mucker", er verfolgte sie in seinen Schriften und selbst in Cabinetsbescheiden mit seinem

herbſten Witze und Spotte. Er machte es ſich zum Geſetz, ihnen die angemaßte Herrſchaft über das Volk abzudringen und ſie auf ihren urſprünglichen und wahren Standpunkt als Lehrer des Volks zurückzuſtellen. Ebenſo arbeitete er dem todten und öden Wort- und Formel-Chriſtenthum, der orthodoxen Schul-Theologie, die ihm ſeine eigene Jugend ſo verleidet hatte, entgegen; um die breite ſchwülſtige Pedanterie, den ſteifleinenen Schlendrian dieſer Schul-Theologie auszutreiben, ließ er die freie Forſchung zu und führte eine vernünftige Preßfreiheit in ſeinen Staaten ein. Die Toleranz und die Gewiſſensfreiheit, welche die beiden proteſtantiſchen Staaten Holland und England ſo groß und blühend gemacht hatten, machte er auch in ſeinem Staate zum feſten Principe, er erkannte die Stellung Preußens in voller Klarheit, daß es der Hort des Proteſtantismus in Deutſchland ſein müſſe. Von der Zeit an, wo er den ſiebenjährigen Krieg als einen Krieg zur Vertheidigung der proteſtantiſchen Religion darſtellte, hatte Friedrich jederzeit dieſe große und mächtige Rückſicht im Auge. Er ſicherte in Caſſel, er ſicherte in Stuttgart die Fortdauer der proteſtantiſchen Religion. Sein Heiliger war der „St. Humanus“.

Das iſt die Lichtſeite des Friedrich'ſchen Aufklärungsſyſtems — auf die Schattenſeite wird ſpäter zurückzukommen ſein. Kaum hatte Friedrich den Thron beſtiegen, ſo ließ er unterm 22. Juni 1740 in einer Marginalverordnung folgende Weiſung an den Miniſter des geiſtlichen Departements ergehen: „Die Religionen Müſen alle Tolleriret werden und Mus der Fiscal

nuhr das Auge darauf haben, das keiner den andern abrug Tuhe, den hier mus ein jeder nach Seiner Fasson Selich werden." Zehn Jahre darauf erließ er unterm 4. October 1750 eine Instruction für das lutherische Oberconsistorium, worin §.6. anbefohlen wird, dahin zu sehen: „daß das Wort Gottes von den Geistlichen rein und lauter geprediget werde." Neunundzwanzig Jahre später endlich, gegen Ende seiner Regierung erließ er unterm 5. September 1779 an den geistlichen Minister von Zedlitz die berühmte Cabinetsordre, worin stand: „daß die Schuhlmeister aufm Lande die religion und die moral den jungen Leuten lernen ist recht gut und müssen sie davon nicht abgehen, damit die Leute bei ihrer religion hübsch bleiben und nicht zur katholischen übergehen, denn die Evangelische religion ist die beste und weit besser wie die katholische; darum müssen die Schuhlmeister sich Mühe geben, daß die Leute attachement zur religion behalten."

Den Unterschied in der Richtung und dem Geiste der drei christlichen Hauptconfessionen drückte Friedrich einmal sehr geistreich gegen den Cardinalbischof von Breslau Grafen Zinzendorf (Sohn des bekannten östreichischen Premiers) bei einem Hochamte daselbst in den Worten aus: „Die Calviniſten behandeln Gott als ihren Diener, die Lutheraner als ihres Gleichen, die Katholiken aber als ihren Gott."

Friedrich's Maxime der Religion als König gegenüber war die, die er im sechsundzwanzigsten Capitel seines Antimachiavelli aussprach: „die weltliche

Regierung mit Kraft empor halten, jedermann Gewiſſensfreiheit gewähren, ſtets König ſein und nie den Prieſter machen.“ Friedrich glaubte, daß alle Menſchen von Gottes Gnaden ſeien, was ſie ſeien, deßhalb legte er auf die Worte: „Von Gottes Gnaden“ in ſeinem Königs-Titel keinen Werth. Auf den Münzen wurden kurz nach Anfang der Regierung Friedrich's die Worte D. G. Dei gratia, nicht gebraucht, daher die wenigen Thaler und Friedrichsd'or, die dieſen Beiſatz haben, von Münzſammlern theuer bezahlt werden. Die Münzen des großen Königs hatten die Umſchrift: „Fridericus Borussorum Rex.“ Seine Patente und Edicte aber enthielten ſtets die Worte „Von Gottes Gnaden.“ Und eben ſo brauchte er die königliche Formel am Schluſſe der Briefe: „Sur ce Je prie Dieu qu'il vous ait en sa sainte et digne garde.“ Die alte pedantiſche Aufſchrift in den Eingaben an ihn: „Allerdurchlauchtigſter König, Allergnädigſter König und Herr“ verbat er ſich aber. Er nannte ſich in ſeinen Briefen nicht „Wir“, ſondern „Ich.“ Auch den Titel „Majeſtät“ verbat er ſich in den Kirchengebeten. Dagegen erklärte er ſich in dem „Verſuche über die Regierungsformen und über die Pflichten der Fürſten“ vom Jahre 1777, den er 1781 drucken ließ, für „den erſten Diener des Staats und wer um des Genuſſes willen ſein edles Amt verſäume, das Wohl des Volks zu fördern, für unnütz auf dem Throne und eines Verbrechens ſchuldig.“ Er nannte ſich in einem Briefe an de Launay vom 16. März 1766: „l'Advocat

des pauvres.“ Sein Neffe, der Herzog Wilhelm von Braunschweig, machte ihm einst, als er mit ihm zur Revue nach Preußen reiste, die Bemerkung, daß die Religion doch eine starke Stütze der Auctorität der Fürsten sei. Friedrich erwiederte: „Mir genügen Ordnung und Gesetze. Blinder Gehorsam ist nur für Tyrannen, wahre Fürsten brauchen nur einen vernünftigen und motivirten Gehorsam.“ Durch eine ausdrückliche Cabinetsordre vom 30. August 1783 verbot er das Niederfallen gemeiner Leute auf die Erde, wenn sie Bittschriften zu überreichen haben oder auch bei anderer Gelegenheit, „denn das können sie wohl vor Gott thun, und wenn sie was abzugeben haben, so können sie das so thun, ohne dabei niederzufallen“ — die Cabinetsordre ging aus Breslau ans Oberconsistorium daselbst — der König war eben auf der Jahresreise in dem sonst östreichischen Schlesien.

Die Hauptstelle, worin Friedrich seine tiefe Hochachtung gegen den sittlichen Kern des Christenthums und damit seine innerste Herzensmeinung ausgesprochen hat, findet sich in dem Examen critique du systeme de la nature des Baron von Holbach, welche Schrift der König mit einem Briefe vom 18. October 1770 seinem Freunde d'Alembert übersandte. Er sagt da: „Wie kann der Baron von Holbach mit Wahrheit sagen, die christliche Religion sei die Ursache von den Uebeln des Menschengeschlechts? Er hätte, um sich richtiger auszudrücken, sagen sollen, Stolz und Eigennutz der Menschen gebrauchen diese Religion zum

Vorwande, die Welt zu beunruhigen und ihre eigenen Leidenschaften zu befriedigen. — Wäre auch im ganzen Evangelium nur das einzige Gebot: Was du willst, daß dir die Leute thun sollen, das thue du ihnen auch, so muß man doch gestehen, daß auch diese wenigen Worte die Quintessenz der ganzen christlichen Moral in sich begreifen. Hat nicht Christus in seiner herrlichen Bergpredigt Verzeihung für Beleidigungen, Liebe und Humanität gepredigt? Man sollte auch auf das Gesetz und nicht auf den Mißbrauch desselben zurückgehen und nicht die Vorschrift mit der Ausübung verwechseln, noch die wahre christliche Moral mit der, die die Pfaffen herabgewürdigt haben. — Läßt man das Dogma des Fatalismus zu, so giebt es weiter keine Moral, keine Tugend und das ganze Gebäude der menschlichen Gesellschaft bricht zusammen."

Friedrich der Große hatte eine äußerst schlechte Meinung von den Theologen. Viel Grund zu dieser Ansicht hatte ihm der pietistische Professor Joachim Lange zu Halle gegeben. Als dieser 1738 in Berlin war, um Friedrich's Vater abzuhalten, Wolf wieder zurückzurufen und beim König speiste, mußte er zwischen dem König und dem Kronprinzen sitzen: er mißfiel demselben aufs Höchste wegen seines ungeschlachten Betragens an der Tafel. Als Friedrich König geworden war, mußten die Hallischen Theologen des Königs Abneigung entgelten. Unterm 31. Januar 1745 bat die Universität in Halle um Abschaffung der Comödianten daselbst: sie stellten vor, die Studenten hätten sich im

Theater geprügelt. Der König ertheilte die Marginalresolution: „Das ist das geistliche Mukerpack schuldt dran. sie Sollen Spillen und Hr. Francke (August Gotthilf, der Sohn des berühmten Hermann August) oder wie der Schurke heisset, Sol darbei Seindt, umb die Studenten wegen seiner Närischen Vohrstelung eine öfentliche Reparation zu thun, und mihr Sol der ateſt vom Comedianten geschicket werden, das er dargewesen ist.“ Am 19. Februar berichtet das Generaldirectorium, daß des Königs Befehl expedirt sei. Der König schrieb wieder an den Rand: „ins künftige werden die Herren Pfafen wohl vernünftiger werden und nicht gedenken das Directorium und mihr Nasen anzudrehen. Die Halischen Pfafen müssen kurz gehalten werden; Es seindt Evangelische Jesuiter, und Mus Man Sie bei alle Gelegenheiten nicht die Mindeste Auctorität einräumen.“

Die Priesterherrschaft hob Friedrich unterm 31. Mai 1746 auf, indem er durch eine Cabinetsordre aus Pyrmont, der das Edict vom 20. Juni 1746 folgte, die öffentliche Kirchenbuße abschaffte, als die mehr zum Aergerniß und zur Erbitterung, wie zur Besserung diene. Unterm 27. März 1747 erging das Verbot an die Geistlichen, eigenmächtig Jemand vom Abendmahl auszuschließen. Unterm 18. Mai 1781 sagt der König in einer Cabinetsordre: „Die Herren Priester oder Katheder-redner, wer sie sind, haben nichts zu befehlen, sondern nur an Christi Statt zu bitten, d. h. schriftmäßig, nicht als die übers Volk herrschen.“ Friedrich entzog den Geistlichen auch die Aufsicht über die Schulen.

Als Prof. Sulzer 1773 einkam, dem Amte eines Visitators beim Schulrath des Joachimsthalischen Gymnasiums enthoben zu werden und man den Hofprediger Noltenius vorschlug, schrieb er an den Rand: „keinen Pfafen, das komt nichts mit heraus, Merian wirdt Sich dazu Schicken.“, 1771 ward der Abt Hähn zu Klosterbergen bei Magdeburg entfernt auf eine Marginalresolution des Königs zu einem Bericht des Ministers von Münchhausen vom 11. Juni 1770: „Der Abt Tanget nichts Man Mus Einen andern in die Stelle haben Kein Mensch wil jetzo Seine Kinder dahin Schicken weil der Kerel ein übertriebener pietistischer Narr ist.“ Director Fromman aus Coburg erhielt die Stelle, man nannte ihn, um mit dem Namen nicht anzustoßen, statt Fromman: Frohman. Der König genehmigte die Wahl mit den Worten: „guht, wo er nuhr kein Muker ist.“

Friedrich duldete alle religiöse Sekten in seinen Staaten. Er schrieb an Voltaire 13. Septbr. 1766: „Ich selbst, nun mein Glaube ist lau, dulde die ganze Welt, vorausgesetzt, daß man auch mich duldet. Ich bekümmere mich nicht darum, was andre für Ueberzeugungen haben.“ In diesem Geiste tolerirte und schützte er die Katholiken in Schlesien, erlaubte ihnen den Bau der Hedwigkirche in Berlin, die 1773 eingeweiht wurde, nahm die Brüdergemeinden unterm 25. December 1742 in Schlesien auf und stellte sie mit ihren Bischöfen ohne Dazwischenkunft eines Consistoriums unmittelbar unter seinen Schutz. Eben so nahm er die Hussiten, die Schwenkfelder, die böhmischen

Brüder und die Mennoniten in allen ſeinen Staaten auf. Bei der Wahl der Prediger war es Hauptmaxime des Königs, den Gemeinden vollkommene Freiheit zu laſſen, er unterſagte dem geiſtlichen Departement und dem Oberconſiſtorium, ſie darin zu behindern. Eine Rand-Reſolution vom 20. November 1772 befahl an: „Guhte mores iſt das erſte vohr ein Dorf prister und wan er die Bauern gefält, ſo mus man Sie nicht chicaniren.“ Eben ſo lautete ein Cabinetsbefehl vom 17. Juli 1784: „S. K. Maj. wollten den Gemeinden gar nicht verwehren, wenn ſie den einen Prediger lieber haben wollen, wie den andern, daß ſie ſich den wählen, zu den ſie das meiſte Vertrauen haben, denn er prediget vor ſie. Nur muß das ein ordentlicher Menſch ſein, gegen deſſen Leben und Wandel nichts zu ſagen iſt.“ Einen der ſtärkſten Beweiſe, daß der König die ſeltene Kunſt beſaß, Menſchen zu gewinnen, legte er in Schleſien ab, wo nicht nur die proteſtantiſchen, ſondern auch die katholiſchen Einwohner ihm treu blieben, der Abt zu Camenz rettete ihn vor der Schlacht von Hohenfriedberg 1745 ſogar aus der Gefahr, gefangen zu werden. Friedrich hatte eine Einladung von dem Abt angenommen, zum Jahrestag der Schlacht von Czaslau 17. Mai einem Hochamte beizuwohnen; nach dem Hochamt ward der König in einer Gartenlaube köſtlich bewirthet. Es gefiel ihm, er kam wieder zum Beſuche. Die Oeſtreicher erfuhren es und ſandten dem Abt eine Aufforderung zu, den König einmal bis zum Abend aufzuhalten, um ihn dann zu überfallen. Sobald der Abt das Schreiben

erhalten hatte, theilte er es dem Könige mit, der sogleich fliehen wollte. Allein die Panduren waren schon da; der Abt rettete den König, indem er ihn in eine Mönchskutte steckte und Messe lesen ließ. Als die Panduren ins Kloster drangen, fanden sie die Klerisei beschäftigt, die Stätte mit dem Weihwedel zu reinigen, die der Ketzer entheiligt. Friedrich schrieb 5. Januar 1746 auf den Neujahrswunsch des Abts: „ich halte mein Gelübte und Schicke ihm portzelen, Champagner Wein und Stoff zum pontificiren.“ Der König war so artig, den Jesuiten zu Glatz ein Kleid vom reichsten Stoff für ihre Madonna zu schicken, nachdem das Gelübde der Gräfin Grünne, Gemahlin eines Stabsoffiziers der östreichischen Besatzung vergeblich gewesen war, ein schönes Kleid der H. Jungfrau bei den Jesuiten zu schenken, wenn die Belagerung aufgehoben werde. Die Jesuiten waren entzückt, kamen in Prozession, sich bei dem König zu bedanken und zeigten allen Fremden das herrliche Kleid als ein herrliches Denkmal der gottseligen Gesinnungen des Monarchen. Als die Jesuiten von allen europäischen Ländern ausgeschlossen, als sie sogar vom Papst aufgehoben wurden, duldete sie Friedrich wie das Parlament von England und Catharine von Rußland in Schlesien und Cleve fort. Er überließ sogar den Jesuiten ihre Erziehungshäuser noch ferner, freilich nur aus dem Grunde, weil man gefunden hatte, daß die Güter dieser Häuser, wenn sie aufgehoben würden, zu dem Unterrichtszwecke nicht zureichen würden. Es schwebten die Reichthümer der Jesuiten vor Augen.

Da dieſe unſichtbar blieben, wurden ihre Schulen 1781 aufgehoben. 1776 ſchon hatten ſie den Ordenshabit ausziehen müſſen. Nur für die Juden war Friedrich, wie er ſich einmal ausdrückte, „nicht ſehr portirt“, er wollte ſie nicht vermehrt haben, nur wer 10,000 Thlr. Vermögen beſaß, hatte Hoffnung, den Aufenthalt in Preußen verſtattet zu erhalten. Die Juden wurden auf Handel und Fabriken beſchränkt. Jeder Jude, der ſich verheirathete, mußte nach Friedrich's eigenthümlicher Vorſchrift für 300 Thaler Porzellan aus der königlichen Manufactur kaufen, er verließ ſich darauf, daß die Juden es verkaufen und ſo die Manufactur im Ausland bekannt machen würden.

Friedrich hatte in ſeiner Armee viele altkirchliche Generale, wie die bekannten Ziethen, Schwerin, Fouqué und Schmettau, Chriſtoph Ludwig von Stille, Cuiraſſiergeneral, Wilhelm Sebaſtian von Belling, Huſarengeneral, Friedrich Chriſtoph von Saldern, Commandant von Magdeburg, und Moller; viele von ſeinen nächſten Umgangsgenoſſen und Freunden waren eifrige Katholiken, wie der Marquis d'Argens, der Graf Rothenburg, der Hauptbeförderer des Baues der katholiſchen Kirche in Berlin, der Graf Algarotti und der Abbé Baſtiani, Domherr in Breslau. Das Heer war, ſo lange es zumeiſt aus Landeskindern beſtand, in den erſten ſchleſiſchen Kriegen und im Anfang des ſiebenjährigen durchaus kirchlich geſtimmt; es machte einen feierlich erhabenen Eindruck, als nach dem Siege bei Leuthen 1757 ein Soldat, als das Heer auf dem mit

Verwundeten und Leichen bedeckten Schlachtfelde die Nacht über stehen blieb, laut und langsam das Lied: „Nun danket alle Gott“ zu singen anfing. Die Spielleute mit den Instrumenten fielen ein und in einer Minute sang das ganze Heer das herrliche Lob- und Danklied mit. Der König selbst mußte es bitter beklagen, daß später, als er gezwungen war, aus aller Orten aufgegriffenen Leuten sein Heer wieder vollzählig zu machen, dieser alte fromme Geist nicht mehr anzutreffen war. Bei den Feldlazarethen mußte überall ein evangelischer und ein katholischer Geistlicher vorhanden sein, um die Kranken zu besuchen und die Sterbenden mit dem letzten Troste der Kirche zu erquicken. Die Siegesfeste wurden jederzeit feierlich begangen, die Infanterie schloß einen Kreis, schoß Victoria und sang: „Eine feste Burg ist unser Gott“, der Feldprediger hielt eine Rede und das Te Deum ward mit Trompeten und Pauken abgesungen.

Als ein Hauptmittel, die Toleranz und die Bildung überhaupt zu fördern, gebrauchte Friedrich die Rede- und Preßfreiheit in seinen Staaten. Selbst im Politischen bestand eine bedeutende Redefreiheit. „Nichts befremdete mich, schreibt der englische Tourist Moore 1775, Anfangs, als ich nach Berlin kam, so sehr, als die Freimüthigkeit, womit viele Leute von den Maßregeln der Regierung und dem Betragen des Königs sprechen. Ich habe politische Sachen und andere, die ich für für noch kitzlicher gehalten hätte, hier eben so frei und ungescheut, als in einem Londoner Kaffeehause behandeln hören.“ In publicis, im Politischen durfte

aber nach einer Verordnung vom 21. März 1741 nichts ohne Erlaubniß des auswärtigen Ministeriums gedruckt werden. Doch fiel auch hier dem Engländer auf, wie in den Buchläden zu Berlin die neulich herausgekommene Schrift über die Theilung Polens, „worin der König gar nicht geschont wird, ohne Schwierigkeit zu haben war, eben so andere Schriften, worin einige der vornehmsten Personen mit aller Bitterkeit der Satyre angegriffen werden.“ Friedrich, meint Moore, stützte sich auf seine Bajonette, „er behält, sagt er, die Macht, über Leben und Eigenthum seiner Unterthanen nach Gutdünken zu verfügen und verstattet ihnen dafür die volle Freiheit, sich über sein Betragen mit Glossen und Späßen die Zeit zu vertreiben.“ Friedrich selbst schrieb über die Satyre „Le partage de Pologne en sept dialogues en forme de Drame“ an Voltaire 1. März 1775: „Ich bin mit der Zeit ein gutes Postpferd geworden, lege meine Station zurück und bekümmere mich nicht um die Bullenbeißer, die auf der Landstraße bellen“ und am 26. März 1775: „Mazarin sagte: „Mögen die Franzosen singen, wenn sie mich nur schalten und walten lassen.“ Im Reinwissenschaftlichen gab Friedrich die Presse so frei, daß Alles, was nicht „gottlose und ärgerliche Bücher“ waren, wie es im Befehl vom 3. April 1743 heißt, gedruckt werden durfte. Den 11. Mai 1749 erschien das allgemeine Censur-Edict Friedrich's, das bis zu seinem Tode in Kraft blieb. Es hieß darin § 10.: „Bei dieser vorgeschriebenen Censur ist Unsre Allergnädigste Absicht jedoch keines-

wegs dahin gerichtet, eine anständige und ernsthafte Untersuchung der Wahrheit zu hindern, sondern nur vornehmlich Demjenigen zu steuern, was den allgemeinen Grundsätzen der Religion und sowohl moralischer als bürgerlicher Ordnung entgegen ist."

Von Friedrich an datirt nun die Entwicklung der s. g. liberalen Ideen durch die Presse, eine ähnliche Entwicklung, wie sie in England durch die Deisten, in Frankreich durch den Philantropismus stattgefunden hatte. Die Wissenschaften erhielten dadurch einen mächtigen Schwung. Die Freiheit laut zu denken wurde ein Haupthebel der Bildung; Friedrich gebrauchte sie sehr geschickt, um sich dadurch in der öffentlichen Meinung gegen minder aufgeklärte Cabinette, namentlich das östreichische, einen mächtigen Verbündeten zu erwerben. An die Spitze der Aufklärungsbewegung trat der Buchhändler Nicolai in Berlin, der sehr gut beim König stand und den er wiederholt zu sich kommen ließ: am 5. Januar 1785 unterhielt er sich einmal mit ihm anderthalb Stunden. Nicolai war Buchhändler und Buchschreiber: er gab mehrere Romane, eine historische Beschreibung von Berlin und Potsdam und ein Reisewerk über Deutschland heraus. Sein Haus gehörte zu den ersten, einigermaßen offnen Bürgerhäusern — nebst dem des Criminalisten Klein und dem des Generalchirurgus Görcke. Nicolai stiftete schon seit 1759 mit Lessing und Moses Mendelssohn die Literaturbriefe, das erste freisinnige, geistvolle und gründliche kritische Blatt in Deutschland, 1765 löste sie die berühmte Allgemeine deutsche

Bibliothek ab, die ſich bis auf die Wöllner'ſche Periode erhielt und in ihren 225 Bänden unermeßlichen Einfluß auf die deutſche Bildung verſchaffte, indem die erſten Gelehrten von ganz Deutſchland als Mitarbeiter gewonnen wurden. Berlin wurde nun der Sitz einer eignen Literatur. Als Philoſophen glänzten vor Allen der berühmte Jude Moſes Mendelsſohn, geboren 1729 zu Deſſau, erſt Commis in einer Seidenhandlung in Berlin, dann Disponent derſelben, geſtorben 1786, kurz vor dem König und Ziethen, 4. Januar in ſeinem Hauſe, Spandauerſtraße n. 68, welches das erſte Haus in Berlin war, das allen Gelehrten und namentlich den gelehrten Fremden offen ſtand. Demnächſt Engel, der Autor des Fürſtenſpiegels, Gouverneur Friedrich Wilhelm's III., der Aeſthetiker und Kritiker Sulzer und der Philoſoph Merian, Schwiegerſohn Jordan's, beide Schweizer und dem König ſehr werth, die Prediger Teller und Spalding, der Dichter Ramler. Als Schulmänner zeichneten ſich aus: Büſching, der Schöpfer der neueren Geographie, Moritz, ein Liebling Goethe's, und Meierotto; an der Bibliothek ſtanden der Antikenkenner Stoſch und der Pſycholog Bieſter, früher Privatſecretair des Miniſters von Zedlitz, Herausgeber der Berliner Monatsſchrift. Die Ernennung Winkelmann's in Rom, der zum Bibliothekar von Quintus Icilius 1765 empfohlen wurde, ſcheiterte, weil der König ihm nur 1000 Thlr. ſtatt 2000, um die Winkelmann gebeten, geben wollte, und die Heyne's in Göttingen, den 1770 Münchhauſen vorſchlug,

weil Heyne des Französischen nicht mächtig war: der König schrieb an den Rand des Berichts: „ich will keinen Pedanten haben.“ In Breslau lebte Garve, der Uebersetzer der Pflichten des Cicero, mit dem der König oft verkehrte, wenn er in Schlesien war. Der größte Gelehrte aber unter Friedrich war der berühmte Philosoph Kant in Königsberg, der 1781, fünf Jahre vor Friedrich's Tode, mit seiner Kritik der reinen Vernunft der Socrates der neueren Philosophie ward.

Bis jetzt ist die Lichtseite der Friedrich'schen Aufklärungsperiode dargestellt worden — es darf aber nun auch ihre Schattenseite nicht verschwiegen werden. Das Aufklärungssystem Friedrich's war von wesentlichen und schweren Mißständen begleitet. Es war eine Opposition des Verstandes gegen die Einfalt, des hellen, aber auch übermüthigen und sogar frechen Verstandes gegen die rohe, aber fromme Einfalt. Der Geist wurde emancipirt, aber den Sitten kam diese Emancipation vorerst nicht sehr zu Gute. Eingestandnermaßen setzte sich in der preußischen Hauptstadt ein Ton der Frivolität und Liederlichkeit fest, der sehr traurige Consequenzen hatte und in letzter Folge das Unglück von 1806 nach sich zog. Dies Urtheil gab der sybaritische Gentz kurz vor diesem Unglück in einem Briefe an Joh. v. Müller am 21. April 1806: „Eigentlich nenne ich Friedrich II. le plus grand et le plus immoral des hommes de son temps und klage ihn als den Urheber alles Unglücks an vor Welt und Nachwelt.“ Und Müller schrieb ihm zurück: „Ihr Urtheil

über Friedrich's Immoralität nehme ich keinen Augenblick Anſtand auch zu unterſchreiben. In dem Gefühl ſeiner Größe hielt er die Moral des Staatsrechts für einen Behelf, den er nicht brauche und ſein Spott auch darüber hat unendlich geſchadet."

Unterm 25. Auguſt 1769 ſchrieb Leſſing aus Hamburg an Nicolai: „In dem franzöſirten Berlin reducirt ſich die Freiheit, zu denken und zu ſchreiben auf die Freiheit, gegen die Religion ſo viel Sottiſen, als man will, zu Markte zu bringen und dieſer Freiheit muß ſich der rechtliche Mann nun bald zu bedienen ſchämen. Laſſen Sie es einmal einen in Berlin verſuchen, über andere Dinge ſo frei zu ſchreiben, als Sonnenfels in Wien geſchrieben hat, laſſen Sie es ihn verſuchen, dem vornehmen Hofpöbel ſo die Wahrheit zu ſagen, als dieſer ſie ihm geſagt hat; laſſen Sie einen in Berlin auftreten, der für die Rechte der Unterthanen, der gegen Ausſaugung und Despotismus ſeine Stimme erheben wollte, wie es jetzt ſogar in Frankreich und Dänemark geſchieht und Sie werden bald die Erfahrung machen, welches Land bis auf den heutigen Tag das ſclaviſchſte Land in Europa iſt. Sagen Sie mir von Ihrer Berliniſchen Freiheit, zu denken und zu ſchreiben ja nichts!" Aehnliche ſtarke Aeußerungen über Berlin finden ſich mehrfach in Leſſing's Briefwechſel. Unterm 1. Februar 1767 ſchreibt er vor ſeinem Abgang nach Hamburg: „Was hätte ich auf der verzweifelten Galeere (in Berlin) zu ſuchen?" Und 6. November 1768 aus Hamburg an Ramler: „Sie ſind krank

geweſen? Aber wie kann man auch in Berlin geſund ſein? Alles, was man da ſieht, muß einem ja die Galle ins Geblüt jagen.“ Leſſing hatte ſich in ſeinen jüngeren Jahren lange in Berlin und Potsdam aufgehalten, namentlich in der Zeit von 1748—1755 und wieder von 1758—1760. 1760 war er als Secretair des General Tauentzien, des Gouverneurs von Breslau, nach Breslau gegangen und hatte hier ſechs Jahre gelebt; von da ging er wieder faſt auf ein Jahr, bis zum Februar 1767, nach Berlin, von da nach Hamburg und zuletzt 1770 an die Bibliothek nach Wolfenbüttel.

1770 erſchien dem Grafen Alfieri der preußiſche Staat „wie eine ununterbrochene Wachtſtube und die vielen Tauſende bezahlter Satelliten, die einzige Baſis der willkürlichen Gewalt,“ verdoppelten ſeinen Haß gegen das abſcheuliche Soldatenhandwerk. Er vermißte Thätigkeit, Induſtrie und Handelsverkehr, Dinge, aus denen ein gewiſſes, allgemeines Wohlſein entſpringt, das den Ankömmling beim erſten Anblick einnimmt; er dankte dem Himmel, daß er ihn nicht habe als Friedrich's Sclaven geboren werden laſſen und verließ Berlin, die große preußiſche Caſerne, mit dem ihr gebührenden Abſcheu.

„Hinſichtlich der Annehmlichkeiten des geſelligen Lebens“, ſchreibt der engliſche Geſandte Lord Malmesbury 1772, „kann es keinen ſchlechtern Ort geben, als Berlin. Berlin iſt eine Stadt, wo, wenn man fortis mit ehrlich überſetzen will, es weder vir fortis nec femina casta giebt. Eine totale Sittenverderbniß

beherrscht beide Geschlechter aller Classen, wozu noch die Dürftigkeit kommt, die nothwendigerweise theils durch die von dem jetzigen König ausgehenden Bedrückungen, theils durch die Liebe zum Luxus, die sie seinem Großvater abgelernt haben, herbeigeführt worden ist. Die Männer sind fortwährend beschäftigt mit beschränkten Mitteln ein ausschweifendes Leben zu führen. Die Frauen sind Harpyen, die mehr aus Mangel an Scham, als aus Mangel an etwas Anderm so weit gesunken sind. Sie geben sich dem preis, der am besten bezahlt und Zartgefühl und wahre Liebe sind ihnen ganz unbekannte Gegenstände. Alles was ich zu Gunsten der Berliner sagen kann, ist, daß das Beispiel einer irreligiösen Vernachlässigung aller moralischen und geselligen Pflichten, womit ihr König ihnen vorangeht, in Verbindung mit dem Glück bei allen seinen Unternehmungen und der Achtung, die ihm ganz Europa zollt, ihr bessres Urtheil abgestumpft und ihnen das Laster in einem zu günstigen Licht gezeigt hat." Johann Georg Forster, der zu Anfang des Jahres 1779 fünf Wochen lang in Berlin war, urtheilte in gleicher Weise: „Ich habe, schreibt er an Jacobi, mich in meinen mitgebrachten Begriffen von dieser großen Stadt sehr geirrt. Ich fand das Aeußerliche viel schöner, das Innerliche viel schwärzer, als ich's mir gedacht hätte. Berlin ist gewiß eine der schönsten Städte in Europa. Aber die Einwohner! Gastfreiheit und geschmackvoller Genuß des Lebens, ausgeartet in Ueppigkeit, Prasserei, ich möchte sagen Gefräßigkeit — freie aufgeklärte Denkungsart — in

freche Ausgelassenheit und zügellose Freigeisterei. Und dann die vernünftigen, klugen Geistlichen, die aus der Fülle ihrer Tugend und moralischen Vollkommenheit Religion von Unverstand säubern und dem gemeinen Menschenverstande ganz begreiflich machen sollen! — Ich erwartete Männer von ganz außerordentlicher Art, reiner, edler, von Gott mit seinem hellen Lichte erleuchtet, einfältig und demüthig, wie Kinder. Und siehe, da fand ich Menschen, wie andere; und was das Aergste war, ich fand den Stolz und den Dünkel der Weisen und Schriftgelehrten. Ist's nicht also, daß die Weisen mit sehenden Augen nicht sehen und mit offnen Ohren nicht hören? — Spalding hat mir noch am Besten gefallen. Nicolai, ein angenehmer Gesellschafter, ein Mann von Kopf, freilich von sich etwas eingenommen. Engel, ein launiges, aber sehr gelehrtes Geschöpf, munter und dann wieder ganz still, wie alle Hypochonder. Ramler, die Ziererei, die Eigenliebe, die Eitelkeit in eigner Person. Sulzer — noch vor seinem Tode sprach ich ihn — heiter und theilnehmend noch bei anhaltenden Schmerzen und Schlaflosigkeit — weiter brauche ich nichts zu sagen. Die französische Akademie? Lassen Sie mich den Staub von meinen Füßen schütteln und weiter gehen. — Die Frauen allgemein verderbt. — Endlich ist mir's ärgerlich gewesen, daß Alle, bis auf die gescheitesten, einsichtsvollsten Leute, den König vergöttert und so närrisch angebetet, daß selbst was schlecht, falsch, unbillig und wunderlich an ihm ist,

ſchlechterdings als vortrefflich und übermenſchlich pronirt werden muß."

Einſichtig war Friedrich genug, den ſchlechten Geiſt, der in Berlin und Potsdam herrſchte, zu ſehen. Es iſt bekannt, daß er in ſeinen ſpäteren Jahren oft geſagt hat: „Die Berliner taugen nichts." Als 1765 ein Maurergeſell um das freie Meiſterrecht in Berlin bat, reſolvirte er: „wohr er nicht faul wie die berliner Seindt iſt." Und als die Potsdamer 1764 um Unterſtützung bei Bezahlung von öſtreichiſcher Contribution baten: „ich werde das liderliche Geſindel nicht einen groſchen geben Sie Mögen Sehen wie Sie die Schulden bezahlen Könen."

Schlecht, falſch, unbillig und wunderlich war allerdings Manches an dem ſo großen König. Friedrich konnte es namentlich nicht über ſich gewinnen, der beißenden, ſarkaſtiſchen franzöſiſchen Spott-Philoſophie Voltaire's nicht den Zügel ſchießen zu laſſen. Er begnügte ſich nicht bloß, über ſeinen eignen ſchwachen Glauben ſich zu beklagen, er verſpottete auch den ſtarken Glauben bei Andern. Seinen Witz über die ſeinem Verſtande nicht einleuchtenden Myſterien der Religion vermochte er nicht zu unterdrücken, ſo herbe auch das Gefühl bei wirklich frommen und einfältigen Leuten dadurch verletzt werden mußte. Eben ſo wenig konnte er ſeiner Herr werden, Bibelſtellen auf eine zwar ſehr geiſtreiche aber doch ſehr leichtfertige und deshalb nicht immer ſeiner würdige und edle Weiſe anzuwenden. Seine Marginalreſolutionen in geiſtlichen Angelegenheiten ſind claſſiſch. Schon unterm 2. Sept.

1740, ein Vierteljahr nach seiner Thronbesteigung kam eine. Die Prediger hatten dringend ersucht, ihnen ihr Deputatgetreide wieder in natura verabfolgen zu lassen, Friedrich's Vater hatte es für den Scheffel Roggen und Gerste auf zwölf Groschen, für Hafer auf acht Groschen gesetzt. Friedrich resolvirte: „Nein es Mus bei des Seligen Königs vervaßungen bleiben, wenn auch 100 pristers heute den geistlichen abscheit nehmen, so kan man Morgen 1000 wieder Krigen. Soldaten Krigen Brodt, aber Prister leben von das Himlische Manna was von da oben Kömt und ist ihr Reich nicht von disser Welt, sondern von jener; weder petrus noch paulus haben brodtKorn gekrigt und ist im Neuen testament kein Apostel-Magacin zu finden."

Als der Hofprediger Cochius zu Potsdam 1771 um eine Stelle beim Dom zu Berlin bat, resolvirte er: „Jesus Saget, mein Reich ist nicht von dießer Welt So müsen die prediger auch denken, denn predigen Sie Nach Ihren Thodt im Duhm von Neuen Jerusallem." Eben so resolvirte er auf ein Gesuch des Predigers Pels zu Bernau um jährliche 150 Thlr. Pension, da er von 186 Thaler Tractement nicht leben könne 1765: „Die aposteln Seindt nicht gewinn Süchtig gewessen Sie haben umb Sonst geprediget, der Herr Pels hat keine apostolische Sehle und denket nicht das er alle güther in der Welt vohr nichts ansehen muß." Auf das Gesuch eines Landraths um Schadenvergütung beim Cüstriner Bombardement im siebenjährigen Kriege vom

Jahre 1766 hieß es: „am jüngſten Tag Krigt ein jeder alles Wieder was er in dieſen Leben verlohren hat. Und eben ſo auf das Geſuch eines Berliner Weinhändlers wegen bei der ruſſiſchen Invaſion weggeführtem Weine 1773: „Warum nicht auch Was er bei der ſündfluht gelitten Wo ſeine keller auch unter waſſer geſtanden.“ Bei einer Kirche in Potsdam gefiel dem König die Façade nicht, er ließ ſie umändern, aber ſo, daß der Kirche dadurch im Sommer etwas Licht benommen wurde. Der Pfarrer und die Gemeinde machten Vorſtellungen dagegen, er beſchied ſie mit dem Bibelſpruch: „Selig ſind die nicht ſehen und doch glauben.“ Den unerbittlichen Vertheidigern der Ewigkeit der Höllenſtrafen ließ er inſinuiren: „que puisqu'ils avaient si fort à coeur d'être damnés éternellement, il y donnait volontiers les mains et trouvait très bon que le diable ne s'en fit faute.“ Im ſiebenjährigen Kriege hatten die öſtreichiſchen Huſaren vom Putkammer'ſchen Regiment die Preußiſchen vom Natzmer'ſchen Regiment mit dem Spottnamen: Schaafe, lächerlich gemacht, weil dieſes Natzmer'ſche Regiment weiße Pelze zur Uniform hatte mit hellblauen Dollmans. Die „Schaafe“ ſäbelten bei der erſten Affaire faſt das ganze öſtreichiſche Regiment ohne Pardon zu geben, nieder. Der gefangene General Putkammer beklagte ſich deshalb bei dem König. Friedrich fragte ihn, ob er die Bibel geleſen habe. Als Putkammer es bejahte, fuhr Friedrich fort: „Nun da wird er ſich's erklären können, denn da ſteht: „Seht

Euch vor vor denen, die in Schaafskleidern zu Euch kommen, inwendig aber sind sie reißende Wölfe!“ Als 1780 das Berliner Consistorium ein neues aufgeklärtes und vernüchtertes Gesangbuch einführen wollte, baten die vier Berliner Gemeinden ihr altes Gesangbuch vom Hofprediger Porst behalten zu dürfen. Der König ließ ihnen einen beifälligen Bescheid ertheilen, schrieb aber noch eigenhändig darunter: „Ein jeder kann bei mir glauben was er will, wenn er nur ehrlich ist. Was die Gesangbücher angeht, so steht einem jeden frei zu singen: „Nun ruhen alle Wälder“ oder dergleichen dummes und thörigtes Zeug mehr. Aber, die Priester müssen die Toleranz nicht vergessen, denn ihnen wird keine Verfolgung gestattet werden.“ Virgil in der Aeneide IV. 522—528 und Statius Silvarum v. 4. hatten freilich ganz eben so wie Paul Gerhard von der Ruhe der Wälder ꝛc. gesungen, aber den König empörte die Art, wie der Liederbuchstreit geführt wurde und wie die Geistlichen dabei ihre geheimen hierarchischen Zwecke im Auge hatten. „Das Volk“, schreibt er am 13. April 1781 an d'Alembert, „schreit über Ketzerei, ohne zu wissen warum, die Priester wurden eifersüchtig über einander und wollten sich schon in den Bann thun“ u. s. w. Er rief bei diesem Gesangbuchsstreite aus: „Mon Dieu! Bêtes vous me les avez données et bêtes je vous les rends!“ Gleiche Gefühle erweckte bei ihm der Perrückenstreit der Geistlichen und der Zopfkampf derselben. Eine besondere Vorliebe hatte Friedrich zu dem Breslauer Domcapitular, dem oben als

Liebhaber der Frau von Trouſſel genannten Grafen Philipp Gotthard Schaffgotſch, einem geiſtreichen aber ungläubigen und höchſt frivolen und lüſternen Herrn. Nach dem Tode des Cardinalbiſchofs Sinzendorf, Sohn des öſtreichiſchen Staatskanzlers — der nicht weniger ein Weltmann geweſen war — wollte ihn Friedrich 1747 zum Biſchof von Breslau befördern: das Domkapitel machte aber Einwendungen und verſchrie ihn hart beim Volke. In der Schaffgotſch'ſchen Hauscapelle war ein hochverehrtes Crucifix, das ſeit Alters gar wenig Haare trug. Insgeheim ließ ihm ein vom König wohlbeſtallter Friſeur von ſechs zu ſechs Wochen die Haare wachſen. Dieſes Wunder ſchlug durch. Auch der päpſtliche Stuhl, der lange ſich geſträubt hatte, gab nach: der Nuntius in Warſchau, Cardinal Archinto, Erzbiſchof von Nicäa in partibus führte Schaffgotſch in Breslau ein. Nach der Schlacht bei Collin verläugnete der Undankbare aber ſeinen Wohlthäter, den König, verſchrie ihn als einen Tyrannen gegen die allein ſelig machende Kirche und trat den erhaltenen ſchwarzen Adlerorden mit Füßen. Selbſt die öſtreichiſchen Generale kehrten ihm den Rücken. In Prag, in Wien, ſogar in Rom ward er mit Verachtung behandelt. Nach dem Frieden kehrte er zurück, es ward ihm Oppeln als Aufenthaltsort und eine mäßige Summe zum Unterhalt angewieſen. Das Capitel, das früher gegen ihn geweſen, bat 1761 wegen Verbeſſerung ſeiner Revenuen. Friedrich gab die Reſolution eigenhändig: „er Mus Seine Schulden bezalen. Ein Biſchof mus ohnſträflich Seindt" Der Biſchof Schaffgotſch ſtarb 1795.

Friedrich ließ auch bei Andern in Wort und Schrift die beißende, sarkastische, französische Spott-Philosophie Voltaire's gewähren. Preußen, namentlich Berlin wurde das Elysium der Freigeister. Gleichzeitig ging von der Universität Halle der s. g. Neuglaube aus. Professor Semler bewirkte diese natürliche Reaction gegen die hohle unduldsame Frömmigkeit der Pietistenpartei mittelst des Princips der freien Forschung. Noch ärger und gröber und seichter trat Bahrdt, der ebenfalls in Halle lebte, auf, der geradezu die Offenbarung auf den gemeinen Menschenverstand zurückführen wollte. Es entstand eine allgemeine Bewegung in den Gemüthern. Das Beispiel von oben wirkte ungeheuer. Es ward förmlich guter Ton, nichts mehr zu glauben, sondern zu philosophiren. Tausende, die keine Zeile von Voltaire gelesen hatten, verehrten ihn gutmüthig, wie einen neuen Apostel der Wahrheit. Die Unterrichteten aber, die es wußten, daß Voltaire am 24. Juli 1763 an d'Alembert geschrieben hatte: „Fünf oder sechs Männer von Geist, wie wir, werden doch im Stande sein, das Christenthum zu stürzen, wie die zwölf Lumpen, von denen es gegründet worden ist" — diese Unterrichteten schwiegen.

Mit der Frivolität ging die Entnervung durch Unsittlichkeit Hand in Hand. Friedrich behandelte auch diesen Punkt mit leichtem Spotte. Ein Hoffräulein hatte einen Fehltritt begangen, den die Oberhofmeisterin, Frau von Camas für eine Wassersucht hielt. Als sie ihren großen Irrthum gewahr ward, klagte sie sich

ſelbſt beim König an und erbat ſich Verhaltungsbefehle. Es war im Jahre 1760, während des ſiebenjährigen Krieges. Er antwortete ihr: „In Wahrheit meine liebe Mama, Sie ſind eine erfahrene Frau und ich wünſche Ihnen Glück, daß Sie eine Waſſerſucht ſo haarſcharf unterſcheiden können. Ich, mit den Schwächen unſrer Gattung ſehr nachſichtig, hebe nicht den erſten Stein gegen Hof- und Ehrenfräuleins auf, welche Kinder bekommen. Das iſt ein ſehr gewöhnliches Ereigniß, es giebt keinen Hof, kein Kloſter, wo es nicht vorfällt. Die Damen pflanzen ihre Art fort, ſtatt daß die bärbeißigen Politiker ſie durch ihre unſeligen Kriege zerſtören. Ich geſtehe Ihnen, daß ich die zu zärtlichen Temperamente mehr liebe, als die Keuſchheitsdrachen, die über ihres Gleichen unbarmherzig herfallen, und die zankſüchtigen Frauen, die im Grunde boshaft und unheilſtiftend ſind. Man erziehe das Kind mit Sorgfalt, entehre nicht eine Familie und entferne ohne Aufſehen und Aergerniß das arme Mädchen vom Hofe und ſchone ihres Rufes ſo viel als möglich.“

Die leichte, galante, franzöſiſche Philoſophie brachte in Verbindung mit der hohen Meinung, die viele Philoſophen von ſich hatten, die weit nicht mit den übrigen herrlichen und tüchtigen Eigenſchaften des großen Königs begabt waren, den ſchlechten Geiſt in Preußen hervor, der ſchon von von Bülow, dem berühmten Autor des neuen Kriegsſyſtems vor dem Unglück von 1806 daſſelbe vorausſehen ließ. Er ſchrieb: „Die Urſache der Ignoranz liegt größtentheils im Atheismus

und in der Demoralisation, welche die Regierung Friedrich's II. zur Folge hatte. Die so laut gepriesene Aufklärung in den preußischen Staaten besteht nur in einer Abklärung von aller Kraft." Wie der König später der französischen Frivolität abgeneigt war, zeigt eine Marginalresolution vom Jahre 1777, wo ein Franzose um eine Stelle bat. Sie lautete: „ich Wil keine Frantzosen Mehr, sie seynd gar zu liderlich und machen lauter liderliche Sachen." Zu lange aber hatten sie schon in Berlin den Ton angegeben.

Eine merkwürdige Stelle über die Sittenumwandlung in Preußen enthält ein anonymes Werk, das wegen der Censur ungedruckt blieb: „Geschichte des preußischen Staats vom Frieden zu Hubertsburg bis zur zweiten Pariser Abkunft," das Börne recensirte: der Recension ward von der Censur das Imprimatur im Jahre 1820 zu Frankfurt ebenfalls verweigert. Die betreffende Stelle und die Recension finden sich am Schlusse des zweiten Bandes der nachgelassenen Schriften von Börne.

„Merkwürdig war die Umwandlung, welche, während und nach dem siebenjährigen Kriege, die Denkungsart und die Sitten der Unterthanen Friedrich's erfuhren, zuerst in der Hauptstadt und unter dem Adel, dann in den Provinzen und im Mittelstande. Die biedre Einfalt wich allmälig der höfischen Klugheit, die häusliche Eingezogenheit der Begierde sich zu zerstreuen und zu glänzen, und die Sparsamkeit der Genußliebe. Immer mehr schätzte man kostbaren Hausrath, nette Kleidung und üppige Tafeln, und begehrte neuer Trachten, ausländischer Speisen und fremder

selbst beim König an und erbat sich Verhaltungsbefehle. Es war im Jahre 1760, während des siebenjährigen Krieges. Er antwortete ihr: „In Wahrheit meine liebe Mama, Sie sind eine erfahrene Frau und ich wünsche Ihnen Glück, daß Sie eine Wassersucht so haarscharf unterscheiden können. Ich, mit den Schwächen unsrer Gattung sehr nachsichtig, hebe nicht den ersten Stein gegen Hof- und Ehrenfräuleins auf, welche Kinder bekommen. Das ist ein sehr gewöhnliches Ereigniß, es giebt keinen Hof, kein Kloster, wo es nicht vorfällt. Die Damen pflanzen ihre Art fort, statt daß die bärbeißigen Politiker sie durch ihre unseligen Kriege zerstören. Ich gestehe Ihnen, daß ich die zu zärtlichen Temperamente mehr liebe, als die Keuschheitsdrachen, die über ihres Gleichen unbarmherzig herfallen, und die zankſüchtigen Frauen, die im Grunde boshaft und unheilstiftend sind. Man erziehe das Kind mit Sorgfalt, entehre nicht eine Familie und entferne ohne Aufsehen und Aergerniß das arme Mädchen vom Hofe und schone ihres Rufes so viel als möglich.“

Die leichte, galante, französische Philosophie brachte in Verbindung mit der hohen Meinung, die viele Philosophen von sich hatten, die weit nicht mit den übrigen herrlichen und tüchtigen Eigenschaften des großen Königs begabt waren, den schlechten Geist in Preußen hervor, der schon von von Bülow, dem berühmten Autor des neuen Kriegssystems vor dem Unglück von 1806 dasselbe vorausſehen ließ. Er schrieb: „Die Ursache der Ignoranz liegt größtentheils im Atheismus

und in der Demoralisation, welche die Regierung Friedrich's II. zur Folge hatte. Die so laut gepriesene Aufklärung in den preußischen Staaten besteht nur in einer Abklärung von aller Kraft." Wie der König später der französischen Frivolität abgeneigt war, zeigt eine Marginalresolution vom Jahre 1777, wo ein Franzose um eine Stelle bat. Sie lautete: „ich Wil keine Frantzosen Mehr, sie seynd gar zu liderlich und machen lauter liderliche Sachen." Zu lange aber hatten sie schon in Berlin den Ton angegeben.

Eine merkwürdige Stelle über die Sittenumwandlung in Preußen enthält ein anonymes Werk, das wegen der Censur ungedruckt blieb: „Geschichte des preußischen Staats vom Frieden zu Hubertsburg bis zur zweiten Pariser Abkunft," das Börne recensirte: der Recension ward von der Censur das Imprimatur im Jahre 1820 zu Frankfurt ebenfalls verweigert. Die betreffende Stelle und die Recension finden sich am Schlusse des zweiten Bandes der nachgelassenen Schriften von Börne.

„Merkwürdig war die Umwandlung, welche, während und nach dem siebenjährigen Kriege, die Denkungsart und die Sitten der Unterthanen Friedrich's erfuhren, zuerst in der Hauptstadt und unter dem Adel, dann in den Provinzen und im Mittelstande. Die biedre Einfalt wich allmälig der höfischen Klugheit, die häusliche Eingezogenheit der Begierde sich zu zerstreuen und zu glänzen, und die Sparsamkeit der Genußliebe. Immer mehr schätzte man kostbaren Hausrath, nette Kleidung und üppige Tafeln, und begehrte neuer Trachten, ausländischer Speisen und fremder

hier besucht und am ersten Weihnachtsfeiertage 1785 war die Scene, die Chodowiecky durch seinen Kupferstich verherrlicht hat: „Mein lieber alter Papa Ziethen, setze er sich doch.“ Ziethen mußte, wenn gerade keine fürstlichen Personen gegenwärtig waren, immer zunächst bei dem Könige an seiner Seite sitzen. Einstmals hatte er ihn auch zum Mittagsessen am Charfreitage einladen lassen; Ziethen aber entschuldigte sich, daß er nicht erscheinen könne und werde, weil er an diesem hohen Festtage immer zum heiligen Abendmahle zu gehen pflege und dann gern in seiner andächtigen Stimmung bleibe, er dürfte sich darin nicht unterbrechen und stören lassen.

Als Ziethen das nächstemal wieder in Sanssouci zur königlichen Tafel erschien und die Unterredung bald, wie gewöhnlich einen geistreichen, heitern Gang genommen hatte, richtete der König scherzend die Rede an seinen nächsten Nachbar mit den Worten: „Nun Ziethen, wie ist Ihm das Abendmahl am Charfreitage bekommen? hat er den wahren Leib und das wahre Blut Christi auch ordentlich verdauet?“ Ein lautes höhnendes Gelächter schallte durch den Saal der fröhlichen Gäste. Der alte Ziethen aber schüttelte sein graues Haupt, stand auf, und nachdem er tief vor seinem König sich gebeugt, richtete er mit lauter, fester Stimme folgende Worte an ihn:

„E. K. Maj. wissen, daß ich im Kriege keine Gefahr gefürchtet und überall, wo es darauf ankam, entschlossen mein Leben für Sie und das Vaterland gewagt habe. Diese Gesinnung beseelt mich auch

heute noch, und wenn es nützt und Sie befehlen, so lege ich mein graues Haupt gehorsam zu Ihren Füßen. Aber es giebt Einen über uns, der ist mehr, wie Sie und ich, mehr als alle Menschen, das ist der Heiland und Erlöser der Welt, der für Sie gestorben und uns alle mit seinem Blute theuer erkauft hat. Diesen Heiligen lasse ich nicht antasten und verhöhnen, denn auf ihm beruht mein Glaube, mein Trost und meine Hoffnung im Leben und im Tode. In der Kraft dieses Glaubens hat Ihre brave Armee muthig gekämpft und gesiegt; unterminiren E. Maj. diesen Glauben, dann unterminiren Sie zugleich damit die Staatswohlfahrt. Das ist gewißlich wahr. Halten zu Gnaden!"

Die Tafelgesellschaft war todtenstill geworden. Der König war sichtbar ergriffen. Er stand auf, reichte dem wackern General die rechte Hand, legte die linke auf seine Schulter und sprach bewegt: „Glücklicher Ziethen! möchte auch ich es glauben können! Ich habe allen Respect vor Seinem Glauben. Halte Er ihn fest; es soll nicht wieder geschehen!"

Kein Mensch hatte den Muth, ein Wort weiter zu reden. Und da nach einer solchen ernsten Scene auch der König keinen schicklichen Uebergang zu einem andern Gespräch finden konnte, hob er die Tafel, wenngleich erst in der Mitte derselben auf und gab das Zeichen zur Entlassung. Ziethen aber reichte er die Hand mit den Worten: „Komme Er mit in mein Cabinet."

„Zu verschiednen andern unglaublichen Schwächen eines so großen Geistes, wie Friedrich, schreibt der

englische Gesandte James Harris unterm 11. März 1775, gehört auch die, daß er einigen Glauben an Astrologie hat, und ich habe von einer Person, gegen deren Glaubhaftigkeit nichts einzuwenden ist, gehört, daß die Furcht vor der Erfüllung einer von einem sächsischen Wahrsager ausgesprochenen Prophezeihung ihm im Kopfe herumgeht und seine schon von Natur mürrische Stimmung noch vermehrt. Ich habe selbst bemerkt, daß er Jemandem, der bei seinem Lever in Trauerkleidern erschien, sein Mißfallen zu erkennen gab und sichtbar sah ich ihn seine Züge verändern, als er erfuhr, daß ein gewisser Mann eines plötzlichen Todes gestorben sei. Dies deutet so klar auf einen Hang zum Aberglauben, daß, obschon ich für die Wahrheit der Geschichte mit dem sächsischen Wahrsager nicht einstehen mag, sie doch hinreichend wahrscheinlich ist, um wenigstens der Gegenstand der Curiosität zu werden."

Bekannt ist, daß der König von dem General Tauentzien Alles genau aufschreiben ließ, was ein schlesischer Wahrsager, Lucas, der im Laufe des siebenjährigen Kriegs aufstand, vom Gang der Kriegsereignisse vorhergesagt hatte. Auch die Prophezeihungen des Bruders von Lehnin, des ältesten Brandenburger Propheten, wurden wieder hervorgesucht und fleißig gelesen und gedeutet.

Ueber diesen Glauben an Astrologie und Wahrsagerkunst — den er bekanntlich mit dem letzten größten Manne unsrer Geschichte theilte — erklärte sich der König selbst gegen seinen Freund, den Minister Julius August Friedrich Baron von der Horst,

der in den letzten sechs Jahren des Königs nebst Bastiani, Lucchesini, dem Bischof von Ermeland Grabowsky und dem Lübecker Stadtcommandanten Graf Chazot zur Gesellschaft in Potsdam gehörte. Friedrich sagte ihm: „Da ich überzeugt bin, daß man auf ganz vernunftwidrigen Wegen oft Wahrheiten entdeckt, und daß die scheinbarsten Vernunftschlüsse gar oft zu grundfalschen Begriffen leiten, so machte ich alle mir mögliche Untersuchungen. Alle, die sich für Astrologen ausgaben, sogar alle Dorfpropheten (dévins de village) ließ ich um Rath fragen: denn über solche Dinge erfährt man nichts, weder von Cathedern noch Kanzeln. Der Erfolg aber war, daß ich überall nichts fand, als Alteweibermährchen und Unsinn!“

Eben so erklärte sich Friedrich gegen den Minister von der Horst über Goldmacherei: „Fredersdorf glaubte fest daran und ließ sich mit Alchemisten in Potsdam ein. Bald verbreitete sich das Gerücht über die ganze Garnison und es gab keinen Fähndrich, der nicht hoffte durch Alchemie seine Schulden zu bezahlen. Windige und betrügerische Adepten schlichen von allen Ecken und unter allerlei Gestalt nach Potsdam. Aus Sachsen kam eine Frau von Pfuel mit zwei sehr schönen Töchtern; diese trieben das Handwerk kunstmäßig, und junge Leute zumal hielten sie für große Prophetinnen. Ich wollte dem Ding mit Gewalt steuern, aber es gelang mir nicht. Man erbot sich, in meiner Gegenwart alle nur erdenkliche Proben zu machen und mich durch den Augenschein zu überzeugen.

Dies hielt ich für das beste Mittel, die Thorheit aufzudecken und also ließ ich diese Alchemistinnen unter genauer Aufsicht arbeiten. Gold in die Tiegel zu werfen und anderer grober Betrug konnte nicht gelingen; aber dennoch machte Frau von Pfuel die Sache so wahrscheinlich, daß ich alle Versuche erlauben mußte und daß es mir am Ende weit über die 10,000 Thaler kostete, die ich dazu bestimmt hatte."

Der große König hatte entschiedene Sympathien und Antipathien. So ist bekannt, daß er nur die zu Kammerdienern annahm, deren Physiognomien ihm gefielen. Loudon's widerwärtige Physiognomie und rothe Haare waren allein Schuld, daß er ihn nicht in Dienst nahm. Er sah die stets mit Mißtrauen an, die seine Windspiele nicht mochten: er glaubte, diese Thiere hätten den Instinct, ihm anzuzeigen, ob Jemand, der in seine Nähe kam, es ehrlich mit ihm meine oder nicht.

Friedrich scheint auch gewisse Tage für glückliche und andere für unglückliche gehalten zu haben. Als am 4. October 1767 die Schwester des Prinzen von Preußen mit dem Erbstatthalter Wilhelm V. sich vermählte, soll der König den Bräutigam gefragt haben, an welchem Tage die Hochzeit sein solle, Sonntags oder Dienstags — mit dem Zusatze: „nur nicht am Montag, denn dieser Tag ist nicht günstig, zum wenigsten habe ich an einem Montage niemals eine Bataille gewonnen." Der Statthalter wählte darauf den Sonntag. Er selbst, Friedrich, machte

ſich über dieſe Montagsſcheu beim alten Deſſauer luſtig in einem Briefe an Voltaire vom 29. Juni 1771 und noch mehr in einem Briefe an d'Alembert vom 13. Mai 1771 über „die Boutonomanie," das an den Knöpfen Abzählen eines Herzogs von Mecklenburg, den er gekannt habe. Im Kalender auf 1779 mußten auf königlichen Befehl zum erſtenmale „die Aſpecten," die Angabe der Tage, wo „gut Aderlaſſen, Haarabſchneiden" u. ſ. w. vorzunehmen ſei, überhaupt aller rother Druck weggelaſſen werden — es war die Zeit des baieriſchen Erbfolgekriegs, wo die proteſtantiſche Aufklärung gegen den katholiſchen Aberglauben mit zu Felde ziehen mußte.

Sehr feſt ſprach der König ſeine Meinung über das, was dem Menſchen angeboren iſt, in einem Briefe an d'Alembert vom 13. Auguſt 1777, aus: „Die Menſchen haben bei ihrer Geburt einen unauslöſchlichen Charakter an ſich; die Erziehung kann Kenntniſſe verſchaffen, dem Zögling Schaam über ſeine Fehler einflößen — nie wird ſie die Natur der Dinge ändern. Die Grundlage bleibt und jedes Individuum trägt den Urſtoff ſeiner Handlungen in ſich."

Von der Hoffnung, durch den Freimaurerorden das, was die Kirche nicht hatte erreichen können, allgemeine Glückſeligkeit der Menſchen durch Tugend, herzuſtellen, kam Friedrich frühzeitig zurück. Er war ſchon als Kronprinz 1738 Freimaurer geworden. Er machte damals eine Reiſe mit ſeinem Vater nach Weſel und man beſuchte von da aus den Prinzen von Oranien in Loo. Bei Tafel kam das Geſpräch auf den

Orden. Friedrich Wilhelm äußerte ſich gegen ihn, während der mit anweſende regierende Graf Albert Wolfgang von Lippe-Bückeburg die Maurerei eifrig in Schutz nahm. Der Graf war in England dem Orden beigetreten. Nach aufgehobener Tafel gab Friedrich ihm ſeine Abſicht zu erkennen, in eine Geſellſchaft, die ſo wahrheitsliebende Männer zu ihren Mitgliedern zähle, aufgenommen zu werden. Es erfolgte nun die Aufnahme Friedrich's auf der Rückkehr zu Braunſchweig, wo gerade Meſſe war, in aller Stille, ohne Vorwiſſen des Vaters. Der Graf von Lippe ließ aus Hamburg, wo damals die einzige Loge in Deutſchland „zur Weintraube“ war mit dem Ordensgeräthe, den Baron von Oberg, als Meiſter vom Stuhle, Baron von Bielefeld und den Herrn von Löwen und aus Hannover den Grafen von Kielmannsegge und den Baron von Alten kommen, Rabon, Kammerdiener des Grafen machte den dienenden Bruder, die Nacht vom 14. zum 15. Auguſt ward zur Einweihung Friedrich's beſtimmt. Sie erfolgte im Gaſthofe „zum Schloß Salzdahlum.“ Friedrich erſchien in Begleitung des Grafen von Wartensleben, Hauptmanns im großen Potsdamſchen Regimente, und bat ſich ausdrücklich aus, daß alle übliche Proben, wie bei jedem Andern, mit ihm vorgenommen werden möchten. Die Ceremonie dauerte bis Morgens nach vier Uhr. Unmittelbar darauf reiſten die fremden Maurer wieder ab, um nicht den Zorn des Königs Friedrich Wilhelm auf ſich zu ziehen. Bei ſeiner Rückkehr ſtiftete Friedrich

eine Loge zu Rheinsberg, von der er ſelbſt Meiſter vom Stuhle wurde, die Zahl der darin Aufgenommenen war aber ſehr beſchränkt und beſtand nur aus den genaueſten Vertrauten. Alle Logenverſammlungen wurden, ſo lange Friedrich Wilhelm lebte, ganz im Verborgenen gehalten. Gleich nach ſeiner Thronbeſteigung erklärte ſich Friedrich öffentlich als Maurer und gab den Wunſch zu erkennen, in Berlin eine Loge zu ſtiften. Der Baron von Bielefeld und der Geheime Rath Jordan übernahmen die Sache. Schon am 11. Juni 1740 hielt der König zu Charlottenburg eine prachtvolle Loge, wobei er ſelbſt den Meiſterſtuhl einnahm und an welcher außerdem noch Baron Kayſerling, Knobelsdorf, Fredersdorf, die Grafen Wartensleben und Truchſeß, der Capitain und Page von Möllendorf und Herr von Quais Theil nahmen. Im Juli wurden Prinz Wilhelm, Friedrich's Bruder, der Markgraf Carl und der Herzog von Holſtein-Beck aufgenommen. Am 13. September 1740 kam die neue Berliner Loge Aux trois globes in der Brüderſtraße zu Stande, im Hôtel de Mongobert, der nachherigen Stadt Paris, in der Brüderſtraße n. 39, einem der erſten Gaſthöfe von Berlin; ſie ward dann nach dem großen Beer'ſchen Hauſe in der Leipziger Straße verlegt, dem Hauſe, wo Meyerbeer geboren wurde. Bei der Stiftung war der König zwar nicht zugegen, erklärte ſich aber zum Großmeiſter. Er iſt nie im Hôtel de Mongobert erſchienen. In einer Hof-Loge, die er in ſeinen Zimmern im Berliner Schloſſe hielt, nahm er ſeinen Schwager, den Mark-

grafen von Baireuth, selbst in den Orden auf, noch im Herbst 1740. Seit Ausbruch des schlesischen Krieges hörte er auf, den Hammer zu führen, doch mußte die Loge zu den drei Weltkugeln in allen zweifelhaften Fällen bei ihm anfragen und seine Entscheidung abwarten. Am 24. Juni 1744 erklärte sie sich zur Mutterloge und nahm den Titel: Große Königliche Mutterloge an, sie stiftete 1754 und 1755 die beiden Berliner Töchterlogen Concorde und Royale York de l'Amitié: diese letztere ward als französische Loge gestiftet, arbeitete in französischer Sprache und erhielt den Namen, weil der Herzog von York ihr Mitglied war. Erst später, als der König sich nicht mehr mit dem Großmeisterthume befaßte, nahm die Mutterloge aux trois globes in Folge eines Vertrags mit der großen Loge in London den Namen: Große Nationalmutterloge der preußischen Staaten an, die unterm 16. Juli 1774 von Friedrich bestätigt wurde. Der König legte den Hammer nieder, als im Jahre 1748 sich der General von Wallrave, ebenfalls ein Maurer, der Betrügerei und Landesverrätherei schuldig gemacht hatte: er kam auf die Festung Magdeburg, wo er 1773 starb. Kurz vor dem siebenjährigen Kriege trat Friedrich ganz aus, verbot auch seinen Staatsministern, die dem Orden angehörten, die Logen ferner zu besuchen. Der Austritt des Königs erfolgte gerade zu einer Zeit, als die Logen und Geheimnisse der Freimaurer zu Gaukeleien und Betrügereien gemißbraucht zu werden anfingen. Anfang August 1757 (nach der Colliner Niederlage) erhielt der König einen Brief,

darin ihm die deutschen Freimaurer als „dem größten und mächtigsten Protector deutscher und besonders protestantischer Nation ihre Hülfe anboten“: unterzeichnet war der Brief mit „Die Commission habenden Glieder des Ordens.“ Der König sandte die Mystification an das auswärtige Departement, wo sie ad acta gelegt wurde. Friedrich's Nachfolger als Großmeister waren: Baron Bielefeld; als dieser 1755 nach seinem Gute in Altenburg ging, Markgraf Carl und nach dessen Tode 1764 der joviale Prinz Friedrich von Braunschweig-Oels, der 1805 starb. 1777 schenkte Friedrich der Loge sein Bildniß mit einem sehr huldvollen Schreiben an Prinz Friedrich, seinen Neffen, als Großmeister; er bat zugleich in diesem Schreiben die Versammlung der Weisen, wie er die Maurer nannte, daß, wenn sie für das Bild keinen Raum im Saale ihres Lokals haben sollten, so möchten sie ihm einen Platz im Garten als Vogelscheuche anweisen. Eigenhändig hatte der König unter das Schreiben die Apostille gesetzt: „Vous allez donc, mon cher neveu devenir le grand Prieur des Franc-maçons à Berlin, comme le Prince Ferdinand (de Brunswic) l'est dans le Saint Empire Romain.“ Friedrich gab zwei Urtheile über die Maurerei, die seine große spätere Abneigung gegen dieselbe bezeugen. Er schrieb an d'Alembert unterm 18. Mai 1782: „Wissen Sie, daß die Freimaurer in ihren Logen eine Religionssekte stiften, die, und das ist viel gesagt: noch abgeschmackter ist, als die andern bekannten Sekten?“ Und gegen den hannöverschen Arzt Ritter von Zimmermann

äußerte er kurz vor seinem Tode, am 2. Juli 1786; „Alchemie und Theurgie haben ihren Ursprung in der Freimaurerei: ich verlache alle diese Thorheiten.“

An die Stelle der romantischen Jugendidee von der Völkerbeglückung aus dem Schooße geheimer Verbindungen heraus, trat bei Friedrich die weit praktischere, daß man die Leute durch ein streng gehandhabtes Regiment gouverniren und namentlich die s. g. große Gesellschaft fortdauernd überwachen müsse, damit sie dem Souverain des Staats nicht über den Kopf wachse. Um diesen Zweck zu erreichen, hatte Friedrich nicht nur eine Polizei in seiner Hauptstadt, die schon seit 1693 her datirte und an deren Spitze lange Zeit unter ihm als Chef der Stadtpräsident Carl David Kircheisen stand, der Vater des Justizministers unter Friedrich Wilhelm III., der 1770, sechsundsechzig Jahr alt, starb, und dem der Regiments-Auditeur Philippi folgte, sondern auch eine geheime Polizei. Er gebrauchte zu derselben gewandte und gescheite junge Männer, welche der europäischen Hauptsprachen mächtig waren.

Der Hamburger Meyer, später Bibliothekar in Göttingen und deutscher Sprachmeister der englischen Prinzen, die daselbst studirten, berichtet in seinen Briefen, die 1847 herausgekommen sind, daß ihm ebenfalls ein solcher Posten habe anvertraut werden sollen. Zu seiner größten Verwunderung seien, als er auf eine allgemeine Einladung des Königs nach Berlin gekommen, am andern Morgen nach seiner Ankunft der Polizeiminister, ein anderer Minister und

außerdem noch mehrere Große des Hofs bei ihm erschienen, um ihm ihren Besuch abzustatten. Meyer wußte sich das nicht zu erklären. Um Mittag ward er nach Sanssouci zum König geholt, aber nicht durch den gewöhnlichen Eingang, sondern durch eine Hinterthür eingeführt. Der König empfing ihn sehr freundlich und machte ihm sofort die Offerte, in seine Dienste und zwar dergestalt einzutreten, daß er nur die vornehme Gesellschaft frequentiren und berichten solle, was er da höre. Meyer aber, der den Vorschlag für seine Individualität und seinen Geschmack nicht passend fand, lehnte den Vertrauensposten, zu dem der große König ihn ausersehen hatte, ab.

---

10. Friedrich's des Großen größtes Verdienst um Deutschland durch Abwehr des letzten großen Conversionsplans Seiten der katholischen Kirche.

Das größte, eingreifendste und nachhaltigste Verdienst, welches Friedrich der Große sich um Deutschland erworben hat — ein Verdienst, das noch heut zu Tage nicht hoch genug angeschlagen und in seinem ganzen Werthe gewürdigt ist — ist das Verdienst, daß er uns vor der allgemeinen Wiedereinführung des Katholicismus auf den Fuß der blödbigotten Maria Theresia bewahrt hat. Was in England ein ganzes

Volk that, indem es ſich in der glorious revolution mit den katholiſchen Stuarts der Gefahr der Zurückſtauung in den Katholicismus entſchlug, das that in Deutſchland ein einziger großer Mann, indem er ſein ſcharfes Auge über die Garne hatte, die im achtzehnten Jahrhundert noch einmal, und diesmal das letzte mal auf lange Zeit, die römiſche Kirche und die in ihrem Sinne handelnde letzte Tochter der habsburgiſchen Cäſaren über Deutſchland auswarf.

Von drei Kurfürſten des Reichs, die im ſechzehnten Jahrhundert auf die Seite der Proteſtirenden getreten waren, war nur noch einer jetzt übrig. Die Länder des Kurfürſten von der Pfalz waren ſeit 1685, wo die bigotte Linie des ſchon 1614 convertirten Hauſes Neuburg ſuccedirte, wieder in den Händen eines katholiſchen Landesherrn und ſogar der Kurfürſt von Sachſen — das Haupt des Corpus der Evangeliſchen am deutſchen Reichstag — war bei der Uebernahme der Polenkrone 1697 wieder in den Schoos der allein ſelig machenden Kirche zurückgetreten.

Noch einmal jetzt verſuchte die katholiſche Kirche eine letzte große Anſtrengung im achtzehnten Jahrhundert, nicht mit Gewalt wie im ſiebzehnten, ſondern ganz im Geheimen, nach und nach, unter der Hand gleichſam Deutſchland wieder zur Einigkeit des Glaubens zurückzuführen. Kaiſer Leopold hatte ſchon ſeine dritte Gemahlin aus dem Hauſe Neuburg genommen 1676, ihre Schweſter ward 1690 mit dem letzten Habsburger in Spanien vermählt. Auch in dem Hauſe der Welfen waren zwei Converſionen

eingetreten, in Wolfenbüttel und in Hannover: im Jahre 1669 ward Amalie von Hannover mit Kaiſer Joſeph I. und 1708 Eliſabeth von Wolfenbüttel mit dem letzten Kaiſer Carl VI. vom Hauſe Habsburg vermählt. Nur das Ausſterben der alten Branchen in Wolfenbüttel und in Hannover rettete in den Welfenländern den Fortbeſtand der proteſtantiſchen Religion und vor allem ſicherte ihn die Succeſſion der Hannoverdynaſtie in England. Aber Würtemberg in Süddeutſchland, Heſſen in Norddeutſchland ward in's katholiſche Netz gezogen. Zweifelsohne wäre früher oder ſpäter doch der gottſeligſtille Converſionsplan gelungen, wenn nicht „der ſchlimme Mann“ der frommen Maria Thereſia ihre Pläne, die ſie Hand in Hand mit ihrer Mutter, der Kirche verfolgte, ſo barſch vereitelt hätte.

Die einzelnen Momente der ſehr wohlberechneten Bewegung der katholiſchen Kirche und namentlich der Jeſuiten, einer Bewegung, die wie in einem großen Netze von der Pfalz und Schwaben aus über Franken und die Rheinländer ging und ſich bis nach Weſtphalen, Sachſen und Schleſien hinzog, einer Bewegung die dem Proteſtantismus geradezu Tod und Untergang drohte — dieſe einzelnen Momente brauchen nur aneinander gereiht zu werden, um die Größe der Gefahr und das Verdienſt der Rettung zu erkennen.

Im Jahre 1697, demſelben Jahre, wo der Fürſt des Landes, das die Wiege der Reformation geweſen war, zu den Reihen der Katholiken ſich wieder geſtellt hatte, war der Frieden zu Ryswick mit dem allerchriſtlichſten König, dem Feinde Deutſchlands, aber

guten Katholiken im Sinne der römischen Kirche abgeschlossen worden. Der berüchtigte Artikel 4. setzte die Rückgabe fest der außer dem Elsaß von Frankreich reunirten Orte Seiten Frankreichs an Deutschland, „doch, daß die römisch-katholische Religion in den Orten, wo sie jetzt ist, bleibe.“ Durch diese eingeschmuggelte Clausel wurden nicht weniger als 1922 Orte, die vorher protestantische gewesen waren und wo Ludwig XIV. die Gegenreformation durchgesetzt hatte, wieder katholisch gemacht. Darauf folgten unmittelbar die Drangsale des katholischen Terrorismus, durch den das lutherische Schlesien und und die calvinische Pfalz wieder katholisch gemacht werden sollten. Nur die furchtbare Erscheinung Carl's XII. von Schweden im Herzen von Deutschland preßte dem Kaiser und seinen Räthen 1709 den bekannten Vertrag ab, der die Gnadenkirchen schenkte. Die katholische Herrschaft in Schlesien war so verhaßt, daß Friedrich der Große mit Jubel bei seiner Eroberung empfangen wurde. Seit demselben Jahre 1709, das Schlesien einigermaßen schützte, erfolgten die berüchtigten Pfälzer Auswanderungen nach England und Amerika, Auswanderungen, die so in Massen gingen, daß die Ausdrücke „Auswanderer“ und „Pfälzer“ gleichbedeutende Ausdrücke wurden, Auswanderungen, die Tausende von Deutschland nach England und Hunderttausende nach Pennsylvanien geworfen haben, wo Leute jetzt die Gesetzgeber und Regierer des blühenden Landes sind, die so arm waren, daß sie nicht einmal die Ueberfahrt nach Amerika hatten bezahlen können und das Ueberfahrtsgeld durch

Dienſte hatten abarbeiten müſſen. Auf dieſe Pfälzer Plackereien folgte die bekannte große Salzburgiſche Emigration von 30,000 proteſtantiſchen Bauern im Jahre 1732 und die im Intereſſe der römiſchen Kirche gleichfalls aufgeſtachelten Bedrückungen in den Hohenlohiſchen Herrſchaften ſeit 1728 durch die convertirten Branchen des Hauſes Hohenlohe. Es folgte dann das Attentat, Würtemberg wieder katholiſch zu machen. Hier war in der Perſon des Herzogs Carl Alexander wieder ſeit 1733 ein convertirter Prinz zur Succeſſion gekommen und in vollem Zuge war die katholiſche Conſpiration, die während einer Reiſe des Herzogs nach Danzig, mit militairiſcher Macht, unterſtützt durch ein Truppencorps des Biſchofs von Würzburg Grafen Schönborn, der zugleich deutſcher Reichsvicekanzler in Wien war, ausbrechen ſollte, als der Herzog in der Nacht vor der Abreiſe 1737 von einem plötzlichen Tode ereilt ward. Sein Sohn, ebenfalls katholiſch, der bekannte Herzog Carl, der Stifter der Carlsſchule, ſuccedirte. Er ward in Berlin erzogen, heirathete auch eine Prinzeſſin von Brandenburg-Baireuth, ſchlug aber ſpäter ſich ganz auf Oeſtreichs Seite, führte ſogar gegen alle Sympathien in ſeinem Volke Truppen im ſiebenjährigen Kriege gegen Friedrich, die freilich dieſem wenig Schaden thaten: ſchon 1757 ſagte der König bei Liſſa, als er die linke Flanke der Oeſtreicher plötzlich attaquirte: „Hier ſtehen die Würtemberger, die werden uns bald Platz machen!“ 1759 machten ſie gründlich Platz, indem der Erbprinz von Braun-

ſchweig den Herzog Carl in Fulda bei einem Balle überfiel, worauf derſelbe in einem Zuge bis Stuttgard in Galopp floh und nicht wieder ſich auf dem Kriegsplane einſtellte. Zuletzt endlich noch kam der Plan, auch Heſſen wieder in die Netze des Katholicismus zu verſtricken, eingeleitet durch die Verleitung des Erbprinzen Friedrich zum heimlichen Uebertritt in die katholiſche Kirche im Jahre 1749 hinter dem Rücken ſeines Vaters.

Damals ſuchte Friedrich der Große — in der Allianz noch mit Frankreich — durch die mit Frankreich verbundenen beiden Wittelsbachiſchen Höfe, dem Pfälzer und dem Cölner, der öſtreichiſch-katholiſchen Bewegung das Gegengewicht zu halten. Sehr übel ward das am dritten Wittelsbacher Hofe, dem bairiſchen vermerkt. Wir haben davon das Zeugniß eines kaiſerlichen Geſandten in München, Baron Widemann, das der Oberhofbibliothekar Baron Aretin im ſechſten Bande ſeiner Beiträge zur bairiſchen Geſchichte mitgetheilt hat. Es iſt in einer Depeſche auf einen Hof vom 26. Juni 1752 enthalten, geſchrieben, unmittelbar nach einer Audienz in Nymphenburg bei der verwittweten Kaiſerin, Gemahlin Carl's VII. von Baiern, einer dem großen König „vorderſt in Anſehung der Religion unausſprechlich abgeneigten Dame.“ „Die Kaiſerin“ ſchreibt der Geſandte, „erkennet mit mir, wie bedauernswürdig es ſei, daß anſehnliche katholiſche Stände, als Kurcölln und Kurpfalz, aus Rückſicht für Preußen, wo nicht unmittelbar doch mittelbar, durch Lauigkeit und durch verſagende Theilnehmung an der ſtandhaften Gegen-

entſchließung, der katholiſchen Religion ſo viel Nachtheil zufügten und den Gegnern ein gewonnenes Spiel machten.“ Kurfürſt Max Joſeph von Baiern äußerte gegen Widemann: „Er ſehe wohl, daß katholiſcher Seits Standhaftigkeit und Zuſammenſicht mehr als jemals nöthig ſei.“

Friedrich der Große ſicherte in Würtemberg, er ſicherte auch in Heſſen-Caſſel den Fortbeſtand der proteſtantiſchen Religion. Er ſetzte im Jahre 1753 bei Gelegenheit der Heirath, die der dereinſtige Nachfolger in Würtemberg, Friedrich Eugen mit der Prinzeſſin von Brandenburg-Schwedt einging, durch, daß in den Ehepacten das Verſprechen ausgedrückt wurde, daß die Kinder in der proteſtantiſchen Religion erzogen werden ſollten: Friedrich Eugens Sohn Friedrich, der erſte König von Würtemberg, der 1797 zur Succeſſion kam, war ſeit vierundſechzig Jahren wieder der erſte proteſtantiſche Landesherr in Würtemberg. Friedrich der Große ſetzte ferner in Heſſen-Caſſel durch, daß im Jahre 1754 dem Lande die Religions-Aſſecurationsacte gegeben wurde und daß die Kinder des Landgrafen Friedrich von ihrer proteſtantiſchen Mutter, der engliſchen Prinzeſſin Maria, in Hanau in der proteſtantiſchen Religion erzogen werden mußten. Daß im Jahre 1785 in der Perſon des ſpäteren erſten Kurfürſten Wilhelm von Heſſen nicht ein Katholik zur Succeſſion gelangte, iſt allein Friedrich dem Großen zu danken.

Aber dieſe energiſchen Einſchreitungen des Königs in Würtemberg und Heſſen-Caſſel erfuhren abſeiten der

katholiſchen Machthaber Europas eine Rachebegegnung, die ſchon ein paar Jahre darauf mit ihrem furchtbarſten Gewichte in der Coalition von 1756 auf Friedrich niederfiel. Die ſeit mehr als 100 Jahren, ſeit den Zeiten Richelieu's, auf's Aeußerſte gegen einander erbitterten Häuſer Frankreich und Oeſtreich reichten ſich in der Babiole der Pompadour die Hände zum Untergang Friedrich's — und des Proteſtantismus. Aus den hinterlaſſenen Papieren des Herzogs von Choiseul iſt neuerlich erſt mit Beſtimmtheit aufgeklärt worden: der Hauptgrund, welcher König Ludwig XV. beſtimmte, die Allianz mit dem Hauſe Oeſtreich gegen Preußen abzuſchließen, war ein religiöſer Grund — der Proteſtantismus, als deſſen Hauptſtütze Friedrich auf dem Continent eingetreten war, ſollte mit ihm unterdrückt werden. Choiſeul erzählt ausdrücklich, daß ihm lange nachher der König ſelbſt dies Geſtändniß gemacht habe.

Das Genie Friedrich's und die Hand, welche die Welt regiert, retteten ihn und retteten Deutſchland gegen die furchtbare Gefahr, die eine Wolke von erbitterten Feinden — von religiös erbitterten Feinden — heranwälzte.

Während Friedrich's tapfrer Degen mit allerhöchſter Mühe ſich nur der Uebermacht zu erwehren vermochte, eroberte das Princip, für das er den Degen gezogen hatte, in Paris die Sympathien der geſcheiten Leute und in der Hofburg zu Wien das Herz des Sohnes ſeiner erbittertſten Feindin. Selbſt der alte Kaunitz rief, als er die Todesnachricht Friedrich's empfing, aus:

„Wann wird doch ein solcher König das Diadem wieder adeln!?“ Als Joseph II. zur Regierung gelangte, war sein ganz entschiedener Wille, dasselbe in Oestreich zu thun, was Friedrich in Preußen gethan hatte — Fortschritt im religiösen und politischen Felde, Abstreifung der katholischen Bevormundung und Loslösung von den gothischen Fesseln der Feudalität.

Daß Joseph seine Reformpläne auf dem durch den harten Tritt seiner religiösen und politischen Machthaber festgetretenen Boden Oestreichs nicht glückten, hatte seinen Grund nicht in dem Mangel der Güte dieser Pläne, sondern in dem Mangel an Klugheit bei der Ausführung derselben — in dem eigenthümlichen Umstand, den der König einmal sehr treffend mit den Worten bezeichnete: „Joseph thut immer den zweiten Schritt ohne den ersten.“

Nachdem aber einmal der Sohn der Cäsaren so feierlich sich zu dem neuen Principe bekannt hatte, war auch der Sieg dieses Princips in der öffentlichen Meinung entschieden. Von jetzt an kämpften und kämpfen gegen etwaige neue Pläne der katholischen Kirche die Kanonen, die stärker sind, als die Artillerie der Könige und stärker als die Glaubensartillerie — die Kanonen des gesunden Menschenverstandes, der es nicht anders als lächerlich und absurd finden kann, daß gewisse, ganz unbestritten fromme Absichten für das Seelenheil sich doch auch niemals ohne zugleich mit unterlaufende recht grob handgreiflich weltliche Rücksichten haben ausführen lassen.

Daß Preußen wegen seiner Opposition gegen das kaiserlich-katholische Oestreich seit der großen „Rebellion“ von 1756, wie Wien die Erhebung des großen Friedrich taxirte, ein revolutionairer Staat ist — das ist eben so unbestritten, als unbestreitbar. Preußen und ganz Deutschland kann aber die Revolution von 1756 mit demselben Rechte seine glorreiche Revolution nennen, wie England die seinige von 1688.

In dem Sinne jedoch, wie Oestreich taxirte, revolutionair zu heißen, verbat sich der große Friedrich ganz gehörig. Als der östreichische Cäsar es wagte, das Achtsdecret gegen ihn zu schleudern — das letzte, das ein deutscher Kaiser hat ausgehen lassen, die Sache kam durch Friedrich aus der Mode — ergrimmte der große Friedrich mit vollem Rechte. Und deßhalb warf sein Gesandter bei der Reichsversammlung zu Regensburg, der Reichsfreiherr von Plotho, bekanntlich den kaiserlichen Notar, welcher Dr. April hieß und welcher, aber erst, als man nach der Colliner Schlacht dazu das Herz gefaßt hatte, sich einfand, um besagtes Achts-Decretum des Cäsars zu insinuiren, mit den berühmten Worten: „Was du, Flegel, insinuiren“? die Treppe hinunter. Unten angelangt quittirte Dr. April nomine seiner Prinzipalen. Bei dieser Quittung hatte es im Hubertusburger Frieden und hat es bis auf den heutigen Tag sein Bewenden.

Neuerdings in dem großen Trouble von Interessen und Plänen und Kämpfen kann das wohl in

Vergeſſenheit gekommen ſein, was Friedrich für die ganze Zukunft Deutſchlands gethan hat — es ſollte aber nicht vergeſſen werden. Der große König von Preußen hat Deutſchland 1756 gerettet — durch ſeine Revolution gegen „das allerhöchſte Reichsoberhaupt“ gerettet, das ſich für „die von Gott über ihn geordnete Obrigkeit“ ausgab und — man denke nur an die 1740 nach Schleſien geſchickten Banditen — ſo ſehr menſchliche Rachepläne im Sinn und Werke hatte, Preußen, wenn's recht glücklich ginge, „böhmiſche Hoſen anmeſſen laſſen zu wollen!“

---

11. Urtheile über Friedrich's Regiment und Charakter.

Die Urtheile über den König von Fremden lauteten oft ſehr herbe. Eines der herbſten gab über ihn in einem offiziellen Schreiben vom Jahre 1750 der engliſche Geſandte Sir Charles Hanbury Williams, der wegen ſeiner böſen Zunge denn auch ſehr bald von Friedrich ausgeſchaßt wurde.

„Es iſt unglaublich, ſchreibt er, wie ſorgſam ſich dieſer Pater Patriae um ſeine Unterthanen bekümmert. Er nimmt ſich ihrer ſo ſehr an, daß er ſich in ihre Familienangelegenheiten, in ihre Heirathen, in die Erziehung ihrer Kinder und in die Verwaltung ihrer Güter einmiſcht. Er kann nicht leiden, daß irgend

jemand heirathet, beſonders ein Offizier, von welchem Range er auch ſein mag; von dem Augenblicke an, wo er eine Frau nimmt, kann er darauf rechnen, daß er nie mehr befördert wird. Alle Kinder werden gleich nach der Geburt in ein Regiſter eingetragen und die Eltern müſſen im vierzehnten Jahre entweder Todtenſcheine vorlegen oder die Knaben ſelbſt herbeibringen, damit ſie enrollirt werden und dem König den Soldateneid ſchwören; geſchieht dieß nicht oder ſind die Kinder entwiſcht, ſo werden die Eltern dafür verantwortlich gemacht und ins Gefängniß geſchickt."

„Niemand in Preußen darf, ohne beſondere Erlaubniß des Königs, Land verkaufen; und da er keine Erlaubniß mehr giebt, ſo kann jetzt niemand über ſeine Beſitzungen verfügen oder ſie veräußern. Könnten die Leute es und fänden ſie Narren, die kauften, ſo glaube ich, es würden ihm in Zeit von einem Jahre nicht zehn ſeiner gegenwärtigen Unterthanen verbleiben. Er läßt ihnen in der That keine andre Freiheit, als die des Denkens. Dieſer Zwang geht durch alle Stände und Mißtrauen drückt ſich auf jedem Geſichte aus. Man hegt keinen größeren Wunſch, als die Erlaubniß zu bekommen, ſich auf ſeine Landgüter zurückzuziehen, wo man mit niemanden zu verkehren braucht, als mit ſeiner eigenen Familie. Aber dieſe Erlaubniß wird nicht leicht ertheilt, weil der Landesvater darauf beſteht, daß man in Berlin lebe und das Gedeihen der Hauptſtadt befördere. Er iſt nie hier außer von Anfang December bis Ende Januar und während dieſer Zeit müſſen Preußen, Schleſier und

alle Unterthanen aus den entferntesten Gegenden hierher kommen und Aufwand machen und Alles ausgeben, was sie in den andern zehn Monaten zusammengespart haben. Er kann's nicht leiden, daß irgend einer seiner Unterthanen reich ist oder in behaglichen Umständen lebt und wenn er noch einige Jahre länger lebt, wird er diesen seinen großmüthigen Plan ausgeführt haben. Es giebt jetzt bloß vier Personen in dieser großen Stadt, die aus eignen Mitteln leben und das sind Leute, die sich in ihrer gegenwärtigen Lage nicht lange behaupten können ꝛc." Ueber den Reichthum schrieb Friedrich den 24. December 1774 an Voltaire: „Anständige Mittelmäßigkeit ist für einen Staat am zuträglichsten, durch Reichthümer entstehen darin verderbte Sitten und Weichlichkeit ꝛc. Vielleicht werfen Sie mir ein, daß England reich und doch große Männer hervorgebracht habe. Das gebe ich zu; aber die Insulaner haben überhaupt einen andern Charakter, als wir auf dem festen Lande ꝛc. Sie sind eine seefahrende Nation und müssen also härtere Sitten haben, als wir Landgeschöpfe ꝛc. Auch unterscheidet sich ihre Regierungsform von der unsrigen."

„Wenn ein Eilbote, fährt der Engländer fort, nach Versailles oder ein Gesandter nach Wien abgeschickt werden soll, so entwirft S. Maj. selbst die Verhaltungsbefehle für den einen und schreibt die Briefe für den andern. Das, werden Sie sagen, ist groß; wenn aber ein Operntänzer mit einer Sängerin zankt, oder jemand von diesen Künstlern und Künstlerinnen ein Paar neue Strümpfe, eine Feder für einen Helm oder

einen hübſchen Cotillon braucht, ſo iſt es der nämliche König von Preußen, der in dieſer Angelegenheit das Urtheil ſpricht und der eigenhändig den Brief des Tänzers oder der Tänzerin beantwortet. S. Preuß. Maj. verwendete 20,000 Pf. St. auf den Bau eines hübſchen Theaters und Muſik und Tänzer koſten ihm jährlich ohngefähr die gleiche Summe; dennoch will dieſer nämliche König, wenn eine Oper aufgeführt werden ſoll, nicht 10 Pf. für den Abend bewilligen, um das Theater mit Wachslichtern zu beleuchten und der Rauch, den das ſchlechte Oel macht und der abſcheuliche Geſtank, den das Unſchlitt verbreitet, macht viele von den Zuhörern krank und verdirbt wirklich die ganze Unterhaltung. Meine Meinung über dieſen Fürſten iſt gewiß begründet; und ich glaube, daß, wenn Sie geleſen haben, was ich über ihn ſage, Sie meine Meinung theilen werden. Er iſt groß in großen Dingen und klein in kleinen."

„Ich denke, Hamlet ſagt irgendwo: „„Dänemark iſt ein Gefängniß."" Das ganze preußiſche Land iſt eines im buchſtäblichen Sinne des Worts. Niemand kann oder darf es verlaſſen, ohne daß der König und ſeine Miniſter darum wiſſen. Sehr hart iſt das Loos derjenigen, die noch in andern Staaten, als in denen S. Preuß. Maj., Güter beſitzen; er geſtattet ihnen weder ihre Güter in ſeinem Lande zu verkaufen, noch auf jenen ihren Aufenthalt zu nehmen, die ſie auswärts haben. Die Noth, die über die Schleſier gekommen iſt, die auch in Böhmen Güter haben, iſt ungemein groß. Manche haben ihre Beſitzungen daſelbſt im

Stiche gelassen oder für eine Kleinigkeit verkauft, um sich aus diesem Lande Egypten, diesem Hause der Knechtschaft zu erretten. 600 Thaler machen gerade 100 Guineen und das ist gerade so viel, als nach der Meinung des Königs von Preußen irgend einer seiner Unterthanen haben soll, außer dem, was er ihnen etwa giebt. Ich bin überzeugt, daß in wenig Jahren keinem seiner Unterthanen, der nicht auswärts Güter besitzt, mehr übrig bleibt. Doch beginnt er nachgerade einzusehen, daß es nicht länger möglich ist, die drückenden Steuern einzutreiben, die er seinen Unterthanen auflegt. Ich weiß, daß der Ertrag seiner sämmtlichen Provinzen, Schlesien ausgenommen, in jedem dieser letzten fünf Jahre sich vermindert hat.“*)

---

*) So gescheit Sir Charles Williams war, so sah er doch in der Residenzfrage als Engländer und nicht als Deutscher. In dem Nachbarstaate Sachsen durften die Edelleute auswandern: daher ist es hier gekommen, daß mehrere Minister und Generale sich mit dem in Sachsen erworbenen guten Gelde auswärts bedeutende Güter erkauften. Der Minister Hoym, der ehemalige Gemahl der Gräfin Cosel, kaufte die große Herrschaft Schlawentschitz bei Cosel in Schlesien, die jetzt die Fürsten von Hohenlohe als glückliche Erben Hoym's und des guten sächsischen Geldes besitzen. Der General Renard, der Bruder der schönen Warschauer Weinwirthin Madame Renard, die dem schönen August die schöne Gräfin Orselska gebar, wandte sich ebenfalls nach Schlesien und machte dort mit dem guten sächsischen Gelde fortune: er ist der Ahnherr der Grafen, die jetzt die ehemals gräflich Colona-Fels'schen Herrschaften Großstrehlitz, Lessnitz u. s. w. besitzen. — Solchen Emigrationen, die

„Die Preußen werden Ihnen mit sehr ernsthaftem Gesichte sagen, daß ihr jetziger König der barmherzigste Fürst ist, der jemals regiert hat und daß er Blutvergießen haßt. Das ist nicht wahr. Es finden in diesem Lande oft eben so grausame und martervolle Hinrichtungen statt, als unter irgend einem sicilianischen Tyrannen vorkamen. Freilich werden sie nicht in Berlin und vor aller Welt Augen vollzogen, sondern in Potsdam im Geheimen. Seit meiner Ankunft in diesem verdammten Lande wurde ein altes Weib lebendig geviertheilt, weil sie die Entweichung von zwei Soldaten befördert hatte. In der Regel straft

---

das gute im Lande erworbene Geld außer Lands verschleppten, beugte Friedrich der Große sehr weislich vor und daß er keineswegs tyrannisch Allen und Jeden wehrte, außer Lands zu gehen, beweist das Beispiel des ersten Grafen Redern, Hofmarschalls der Königin Mutter, der mit dem in Preußen erheiratheten Gelde nach Sachsen gehen durfte, wo er die jetzt Hohenthal'sche Herrschaft Königsbrück 1773 kaufte. Daß es in Preußen nicht gerade ganz so, wie im Lande der Knechtschaft, Egypten, beschaffen gewesen sein muß, wie die einzelnen gut östreichisch gesinnten schlesischen Edelleute, wie der Verräther Warkotsch oder die an Verknechtung ihrer Unterthanen gewöhnten, wie Graf Frankenberg-Gröditzberg wohl heuchlerisch klagen mochten — das beweist wieder am besten, daß so manche reiche Leute sich mit ihrem Gelde in Preußen niederließen, wie noch 1773 der Oberkammerherr Graf und später Fürst Osten-Sacken, der damals Sachsen verließ. Das oben angeführte Zeugniß des Touristen Moore: Keine Bauern in Europa leben besser, als die preußischen, beweist wenigstens, daß für diese Leute Preußen nicht Egypten war.

jedoch S. Preuß. Maj. die Verbrecher mit engem Gefängniß und harter Zwangsarbeit, läßt sie im kältesten Wetter unbekleidet und giebt ihnen Jahre lang nichts, als Wasser und Brot. Manche bringen sich hier aus Desperation selbst um; aber man thut alles Mögliche, um diese Selbstmorde zu verheimlichen."

So vieles Uebertriebene in dieser Schilderung, namentlich was die Prophezeihungen anbetrifft, enthalten ist, so ist doch die Beschuldigung des harten Regiments wahr. Ein Diplomat ganz anderen Schlages, als Sir Charles Hanbury Williams, der spätere englische Gesandte in Berlin, James Harris, nachmaliger Lord Malmesbury, schreibt im Jahre 1767, als er von Berlin nach Warschau versetzt ward: „Ich gestehe, daß es für mich erfrischend war, die Luft einer Republik zu athmen, nachdem ich so lange in einem so despotischen Lande zugebracht hatte."

Sehr merkwürdig und eigenthümlich ist das Urtheil Goethe's über den großen König. Er war 1778, kurz vor Ausbruch des bairischen Erbfolgekriegs in Berlin und Potsdam in Begleitung des Herzogs Carl August von Weimar und schreibt unterm 17. und 19. Mai an seine Vertraute, Frau von Stein: „Wenn ich nur könnte bei meiner Rückkunft Ihnen Alles erzählen, wenn ich nur dürfte — von der Bewegung der Puppen kann man auf die Bewegung der Räder, besonders auf die große alte Walze FR, gezeichnet mit tausend Stiften, schließen, die diese Melodien, eine nach der andern, hervorbringt. So viel kann ich sagen: je größer die Welt, desto garstiger

die Farce und ich ſchwöre, keine Zote und Eſelei der Hanswurſtiaden iſt ſo ekelhaft, als das Weſen der Großen, Mittleren und Kleineren durch einander.“ Eben ſo ſchrieb er an ſeinen Freund Merck in Darmſtadt am 5. Auguſt 1778: „Auch in Berlin war ich im Frühjahr. Wir waren wenige Tage da und ich guckte nur darin, wie das Kind in ſchön Raritäten-Kaſten. Dem alten Fritz bin ich recht nah worden, da hab ich ſein Weſen geſehen, ſein Gold, Silber, Marmor, Affen, Papageien und zerriſſene Vorhänge! und hab über den großen Menſchen ſeine eigenen Lumpenhunde raiſonniren hören. Mit Menſchen hab ich ſonſt gar nichts zu verkehren gehabt und hab in preußiſchen Staaten kein laut Wort hervorgebracht, das ſie nicht könnten drucken laſſen.“

Auch Wieland ſchrieb 16. Juni 1780 an Merck: „König Friedrich iſt zwar ein großer Mann, aber vor dem Glücke, unter ſeinem Stocke (sive Scepter) zu leben, bewahre uns der liebe Herrgott!“

Eine der ſtärkſten, aber in ihrer Art tiefſten Charakteriſtiken des großen Königs, als Königs und als Menſchen, giebt Lord Malmesbury in einem Briefe an den damaligen Staatsſecretär des Aeußern, Lord Suffolk, vom 18. März 1776: „Die Baſis, ſchreibt er, der Handlungsweiſe des Königs von Preußen, von der Zeit an, wo er den Thron beſtieg, bis auf den heutigen Tag, ſcheint die geweſen zu ſein, daß er die Menſchheit im Allgemeinen und ganz beſonders die, über welche er zu herrſchen beſtimmt worden, als Weſen betrachtet, die bloß geſchaffen ſind, um ſeinem

Willen dienstbar zu sein und Alles in Ausführung bringen zu helfen, was auf Vermehrung seiner Macht und Erweiterung seiner Herrschaft abzweckt. Von diesen Grundsätzen ausgehend, hat er sich stets nur von seinem eignen Urtheil leiten lassen, ohne jemals einen seiner Minister oder höheren Offiziere zu Rathe zu ziehen, und zwar nicht sowohl wegen der niedrigen Meinung, die er von den Fähigkeiten dieser Leute hat, als vielmehr in Folge der Ueberzeugung, daß sie, wenn er sich ihrer anders, als einfacher Werkzeuge bediente, mit der Zeit auch ihren eignen Willen äußern und anstatt Nebenpersonen zu bleiben, sich bemühen würden, Hauptpersonen zu werden. Um bei diesem System zu verharren, war es für ihn nothwendig, sich des Mitleids und des Gewissens und folglich der Moral und Religion zu entäußern. An die Stelle der letzteren hat er den Aberglauben, an die Stelle der erstern das, was man in Frankreich Sentiment nennt, gesetzt. Daraus kann man einigermaßen jene buntscheckige Mischung von Barbarei und Humanität erklären, welche ein so charakteristisches Merkmal von ihm ist. Ich habe ihn bei einem Trauerspiele weinen sehen, ich weiß, daß er um einen kranken Hund so bekümmert gewesen ist, wie eine zärtliche Mutter um ihr Kind. Und doch hat er den nächsten Tag Befehl zu Verwüstung einer Provinz gegeben oder durch eine muthwillige Vermehrung der Abgaben einen ganzen District ins Elend gestürzt; ja er hat, was vielleicht noch unerklärlicher erscheint, den Tod seines eignen Bruders (Prinz Wilhelm's) dadurch

beschleunigt, daß er ihm während der Dauer seiner letzten Krankheit fortwährend Beweise seiner Ungunst gab. Dahingegen ist er so weit entfernt, blutdürstig zu sein, daß er kaum einen Verbrecher mit dem Tode bestrafen läßt, wenn es sich nicht um ein Verbrechen der schwersten Art handelt. Und doch gab er im letzten Kriege wieder mehreren seiner Militairchirurgen **geheimen Befehl, lieber dann und wann einen verwundeten Soldaten sterben zu lassen, als durch Amputationen die Zahl und die Unterhaltskosten der Invaliden zu vermehren.**"*) Schon 1767 hatte der Lord in einer Depesche berichtet: „Es giebt für einen Offizier nichts Besseres, um sich beim Könige zu insinuiren, als wenn er die von demselben einem Soldaten zuerkannte Strafe überschreitet und statt 400, 500 Hiebe aufzählen läßt. Die rohsten und brutalsten Offiziere können des Avancements gewiß sein: ein eclatantes Beispiel davon ist der eben jetzt ernannte Gouverneur von Berlin, General von Ramin (ein Pommer von altem Adel, seit 1767 Ritter des schwarzen Adlerordens, gestorben 1783, dreiundsiebzig Jahre alt), der sowohl Offiziere als

*) Das ist wiederholt in Abrede gestellt worden, von Friedrich selbst in einer seiner letzten Unterredungen mit Zimmermann. Die große Noth des siebenjährigen Kriegs erklärt den Befehl, wenn ergegeben wurde. Nach dem von Graf Waldersee über den Maiaufstand in Sachsen 1848 publizirten Buche hieß es noch in einem Parolebefehle des sächsischen Kriegsministers: „Die Staatsregierung ist nicht mit vielen Gefangenen zu belästigen."

Gemeine mit äußerſter Strenge behandelt.“ Dieſer Friedrich Ehrenreich von Ramin war einer der größten Lieblinge des Königs, der ihm wiederholt Geld (gewöhnlich 7000 Thaler), Pferde, Uhren, Tabatièren, porzellanene Tafelſervice und 1773 die Propſtei zu Camin ſchenkte und der wochenlang bei dem König in Potsdam wohnte. Ramin war, wie Thiébault erzählt, ein ſo roher Mann, daß er um eines leichten Vergehens willen einem Soldaten mit dem Stocke ein Auge aus dem Kopfe ſchlug und dann ein Goldſtück mit den Worten hinwarf: „Da haſt du was für das zerbrochne Fenſter!“

Höchſt merkwürdig iſt, was der Lord in der Depeſche von 1776 an Suffolk weiter von dem Charakter der Preußen ſagt:

„Die Preußen ſind im Allgemeinen arm, eitel, unwiſſend und ohne Grundſätze. Wären ſie reich, ſo würde der Adel ſich nie dazu verſtanden haben, in Subalternſtellen mit Eifer und Tapferkeit zu dienen. Sie glauben in ihrer Eitelkeit, ihre eigene Größe in der Größe ihres Monarchen zu erblicken. Ihre Unwiſſenheit erſtickt in ihnen jeden Begriff von Freiheit und Widerſtand. Und endlich ihr Mangel an Grundſätzen macht ſie zu bereitwilligen Werkzeugen zu Ausführung aller Befehle, die ſie erhalten; ſie überlegen gar nicht, ob ſie auf Gerechtigkeit ſich gründen oder nicht.“

„Der König hat ſehr wohl verſtanden, dieſen Charakter zu benutzen, indem er ſeine Unterthanen ſtets in der ehrerbietigſten Entfernung gehalten hat. Sie

betrachten ein Wort oder ein Lächeln von ihm als eine Gnade und dadurch, daß er sie niemals nach ihren Verdiensten belohnt, hat sich ihnen der Glaube eingeprägt, daß sie überhaupt gar kein Verdienst besitzen. Die hohen Gaben, die ihm die Natur verliehen hat und die Höhe, auf die er sich seinen Unterthanen gegenüber stellt, haben diese veranlaßt, ihn wie eine Gottheit anzusehen. Obschon sie die eiserne Ruthe fühlen, mit der sie beherrscht werden, klagen doch nur wenige und keiner wagt zu murren."

Die Depesche erinnert unwillkürlich an ein paar Worte, die einmal im Edinburgh Review standen: „Die Sclaven vergessen in dem Ruhme ihrer mächtigen Herren ihre Knechtschaft. Wohl haben sie sich in den Steinbrüchen überarbeitet und stöhnend unter der Last ihren Schweiß vergossen; erhebt sich aber endlich das Gebäude, so wandeln sie stolz unter den Säulen des Triumphbogens umher, der seinen Glanz ihrer Arbeit verdankt."

Als der König sich einst mit einem Engländer unterhielt und der Worte sich bediente: „Wenn ich König von England wäre", fiel ihm dieser ins Wort: „Ew. Maj. würden nicht vierundzwanzig Stunden lang König von England sein." Das war ganz richtig. Eben so recht hat Lord Malmesbury in seinem Urtheil über Friedrich nach seinem Standpunkte, dem Standpunkte eines Mannes aus einem großen freien Volke. Der große König von Preußen ist aber seinem Volke gegenüber nach seinem Standpunkt

zu beurtheilen, wie denn jeder Charakter nach dem Maßstab der gegebenen Verhältniſſe beurtheilt werden muß. Friedrich der Große fand bei ſeinem Regierungsantritt ein armes Volk vor, welches das: „Soll nicht raiſonniren, iſt mein Unterthan“ an blinden Gehorſam gewöhnt hatte. So viele geſcheite, tüchtige Leute er unter ſeinen Unterthanen zählte, er war wirklich der geſcheiteſte und tüchtigſte unter allen. Dieſe beiden Thatſachen zuſammen bilden das, was man die gegebenen Verhältniſſe bei Friedrich nennen kann. Er regierte unumſchränkt mit ſeinem überlegenen Geiſte; wie das große Wort aber, das er noch ein Jahr vor ſeinem Tode in einer Cabinetsordre von 1785 ausſprach, bezeugt: „Ich bin es müde über Sclaven zu herrſchen“, fand er keineswegs eine eitle Luſt daran, unumſchränkt zu herrſchen: ihm genügte, wie er dem Herzog von Braunſchweig ſagte, ein vernünftiger und motivirter Gehorſam. Er kannte und ſchätzte Geiſt und ſuchte ihn, wo und wie er es verſtand, zu wecken. Die Saat, die er ausſtreute, ging ſpät auf: unter allen deutſchen Ländern iſt aber gewiß Preußen jetzt das, welches am Stärkſten durch einen ſeiner Fürſten zum Bewußtſein geiſtiger Selbſtſtändigkeit und zu einem verſtändigen, männlich kräftigen Sinn und Verlangen nach politiſcher Freiheit hingedrängt worden iſt.

12. Die letzten Freunde des Königs: Correſpondenz mit Fouqué, der Oberſt Quintus Icilius, Graf Hodiz u. ſ. w. Die letzten Fremden in Sansſouci: Großfürſt Paul, Graf Casanova, Grimm, der Fürſt von Ligne, La Fayette, Mirabeau u. ſ. w.

Nach dem ſiebenjährigen Kriege mußte Friedrich den Schmerz erfahren, daß ihm nach und nach alle ſeine vertrauteſten Freunde und Freundinnen nach einander hinſtarben, ſo daß er faſt ganz einſam ſtand, als er ſelbſt von hinnen berufen wurde. Zuerſt wurde ihm entriſſen 1764 der liebenswürdige Italiener Graf Algarotti, der Mann, deſſen Umgang er vor allem andern Umgange unvergleichlich gefunden hatte: er ſtarb zu Piſa. 1766 ging die Gräfin Camas, „die liebe gute Mama“ in ihrem Paradieſe vier Treppen hoch im Berliner Schloſſe mit Tod ab, 1770 Baron Bielefeld auf ſeinem Gute Trebra, 1771 der langjährige engliſche Geſandte Sir Andrew Mitchell in Berlin und in demſelben Jahre Friedrich's Buſenfreund, der redliche Marquis d'Argens zu Aix in der Provence, 1773 der alte Quanz, ſein Lehrer auf der Flöte, der ſeit 1741 mit 2000 Thalern angeſtellt war, und der Held von Roßbach, General Seydlitz, aus einer alten ſchleſiſchen Familie, auf ſeinem Gute Minkowsky in Schleſien: Seydlitz ward nur dreiundfunfzig Jahre alt, er war ein ſtarker Lebemann geweſen. 1774 ſtarb die eine der deutſchen Fürſtinnen, die Friedrich beſonders hoch gehalten hatte,

die männlich-geistreiche Landgräfin Caroline von Darmstadt, die Schwiegermutter des Prinzen von Preußen, die noch im December 1773 in Berlin gewesen war, und in demselben Jahre der fast siebenundsiebzigjährige Held von Landshut, seit 1749 Ritter des schwarzen Adlerordens, General Heinrich August Baron de la Motte Fouqué zu Brandenburg, wo er seit dem Hubertusburger Frieden, nachdem er aus der östreichischen Gefangenschaft losgekommen war, als Propst des Domstifts gelebt hatte. Fouqué, der Großmeister des Bayardsbunds, war einer der ältesten Freunde des Königs noch von dem Rheinsberger Kreise her. Er war einer von denen, die Friedrich's Herzen am allernächsten standen: in den 1788 erschienenen Memoiren Fouqué's sind die rührenden Zeugnisse der zärtlichen Sorgfalt aufbewahrt, mit denen der König seinem alten treuen Freund und Kriegskameraden den Abend seines Lebens auf alle erdenkliche Art zu verschönen suchte. Friedrich hatte, ehe Fouqué einzog, sein Haus in Brandenburg königlich meubliren lassen, in den Garten wurden aus Sanssouci und Charlottenburg Orangenbäume, in den Keller Weine von allen Sorten geschafft. Auch später überschickte er ihm aus Sanssouci einmal über das andre Obst und Gemüse, alten Rhein- und Ungarwein, Trüffeln, Silber- und Porzellanservice, einen bequemen Lehnstuhl, ein Hörrohr, weil Fouqué fast ganz das Gehör verloren hatte, ja sogar aus Constantinopel ließ er wiederholt Balsam aus Mekka als Stärkungsmittel

für ihn kommen. Der Leibarzt wurde jedesmal abgesandt, wenn der König hörte, daß Fouqué eine Unpäßlichkeit zugestoßen sei. Die Briefe Friedrich's an Fouqué zeigen ihn von der liebenswürdigsten Seite: er stellt seinem Freunde alles, was in seiner Macht stand, zur Verfügung. 26. April 1768 schreibt er: „S'il y a quelque chose à votre service, vous n'avez qu'à dire un mot; tout ce qui dépend de moi, se fera." Jedesmal zu Weihnacht kommt ein Präsent mit dem verbindlichsten Glückwunsche. Unterm 22. December 1768 schreibt der König: „Mon cher ami, voici une petite marque de souvenir, que je vous envoye. L'usage est que les familles se fassent des présents à la noël; et je vous traite comme de la famille tant en qualité d'honnête et preux chevalier sans peur et sans reproche qu'en qualité de mon ancien ami. Ayez bien soin de votre santé, pour que je conserve mon bon et vieil ami le plus long temps possible etc."

Fast wider seinen Willen drang Friedrich Fouqué wiederholt bedeutende Geldgeschenke auf. Er mußte nach Sanssouci kommen und der König schickte ihm auf halbem Wege seine Pferde entgegen. Er widmete ihm alle seine freien Stunden; wenn Fouqué allein war, schickte Friedrich ihm seinen Lector zur Unterhaltung. Täglich ging er mit ihm im Garten spazieren, und da Fouqué nicht mehr die Terrassen hinabsteigen konnte, ließ er ihn in einem Lehnsessel tragen und wenn er herabgekommen war in einem kleinen eigends gemachten

Wagen in den Alleen herumfahren, Friedrich ging zu Fuß neben ihm her. Auch in Brandenburg in ſeinem Hauſe beſuchte er ihn faſt regelmäßig, wenn er nach Magdeburg zur Revue ging und blieb zuweilen die Nacht in Fouqué's Hauſe. Fouqué erwartete den König, wenn er zu ihm kam, an der Thür ſeines Hauſes, der König umarmte ihn und führte ihn, wie ein Sohn den Vater, in ſeinen Lehnſeſſel auf ſein Zimmer zurück. Er unterhielt den alten Freund mit den Ereigniſſen der großen Welt, aus der er ſich zurückgezogen hatte. Sie luſtwandelten dann in den Alleen von Fouqué's kleinen Garten unter dem Schatten dickbelaubter Linden und trennten ſich neun Uhr Abends, um zur Ruhe zu gehen. Den andern Morgen bei Tagesanbruch kam der König wieder zu ſeinem alten Freunde, frühſtückte mit ihm und trennte ſich um zehn Uhr von ihm. Fouqué war mit einer reformirten Franzöſin, Elisabeth Marie Mason vermählt und hatte zwei Söhne: der ältere, von einer Wärterin in der Jugend vernachläſſigt, mußte wegen ſchwächlicher Geſundheit aus dem Kriegsdienſt ſcheiden und ward der Pfleger ſeines alten Vaters; deſſen Sohn Friedrich iſt der Autor der Undine, der Fahrten Thiodolfs, des Zauberrings und anderer Ritter- und Recken-Romane, die nach den Lafontaine'ſchen eine Zeitlang Furore machten, unmittelbar nach den Befreiungskriegen, bis ſie Clauren und noch ſpäter Scott auf die Seite ſchob.

Leichter zu verschmerzen, wie des alten treuen Fouqué's Verlust war der von dem Touristen Pöllnitz, der im Jahre 1775 starb. In dasselbe Jahr fällt aber auch der Tod des Obersten Carl Gottlob von Quintus Icilius, des Autors der Mémoires militaires sur les Grecs et les Romains, der eine besondere Vertrauensstellung hatte. Er hieß eigentlich Guichard und war der Sohn eines Magdeburger Fabrikanten, geboren 1725. Der König stiftete ihm den neuen Römernamen, weßhalb, weiß man nicht; einige berichten, es sei im Hauptquartier Landshut im Mai 1759 wegen eines Streites über den Namen eines Centurio der zehnten Legion hergekommen: der König nannte ihn Quintus Cäcilius, Guichard Quintus Icilius — als sich zeigte, daß Guichard Recht gehabt habe, soll der König geäußert haben: „Nun, so soll Er auch zeitlebens Quintus Icilius heißen.“ Noch 1759 ward ihm unter diesem Namen ein Freibataillon übertragen, nachdem bei der Parole bekannt gemacht worden war, der Hauptmann Quintus Icilius sei zum Major avancirt worden. Die adeligen Offiziere pflegten ihn aber den holländischen Professor zu nennen, weil er erst Theologie in Holland studiert und oft gepredigt hatte; endlich hieß er beim König selbst auch noch Seigneur de Wassersuppe, welchen Titel ihm Friedrich von dem von den Schätzen des durch ihn auf königlichen ausdrücklichen Befehl im siebenjährigen Kriege ausgeplünderten Schlosses Hubertusburg gekauften Rittergute gegeben hatte. Quintus Icilius wohnte seit 1763 in Potsdam und diente dem König

zur Unterhaltung über gelehrte Sachen. 1770 begehrte er deſſen Einwilligung zu ſeiner Heirath mit Fräulein Schlabrendorf, Tochter des Generals Guſtav Albrecht, und als der König, der ſie verweigerte, ungeduldig ward, ſagte er zu dem Oberſt: „er ſei von zu ſchlechter Herkunft, um ſich mit einem Fräulein von Schlabrendorf zu verheirathen, ſein Vater und ſein Großvater ſeien Töpfer geweſen.“ „Ew. Maj.,“ ewiederte Quintus, „ſind ſo gut ein Töpfer als mein Vater und Großvater; nur hatten dieſe eine Fabrik von Fayence und Sie haben eine von Porzellan.“ Quintus nahm ſeinen Abſchied und wohnte darauf einſam mit ſeiner Gemahlin in Potsdam. Es verging aber kaum ein Jahr, ſo ließ ihn der König wieder rufen und war gnädiger als zuvor. Quintus durfte dem König manche Wahrheit ſagen. Als dieſer ihn einſt bei Tafel fragte: „Was hat Er denn eigentlich mitgenommen, als er das Schloß des Grafen Brühl (Pförten in der Lauſitz) plünderte?“ antwortete Quintus keck und ſchnell: „Das müſſen Ew. Maj. am Beſten wiſſen, denn wir haben ja getheilt!“ Er war es, der hauptſächlich die deutſche Literatur gegen ihn vertrat. Quintus' Geſchlecht erloſch ſchon mit ſeinem Sohne, der als Huſarenoffizier wegen eines Scherzes über eine Huſarenmütze im Duell fiel.

Im Jahre 1778 ging der alte Galerie-Inſpector Oeſterreich mit Tod ab und der merkwürdige öſtreichiſche Graf Hoditz, den Friedrich aus ſeinem über und über verſchuldeten Feenſchloſſe Hoditz in Mähren, wo

er ihn früher auf der Hin- und Zurückreise von Neustadt 1770 zu Joseph II. selbst besucht hatte, 1776 nach Potsdam hatte kommen lassen. Hoditz kam eben zu Sanssouci an, als der König zur Tafel gegangen war. Der König ließ ihn in einer Portechaise den Berg heraufstragen. Der Graf trat mit einem großen Blumenbouquet in's Zimmer. „Sire," rief er aus, „die Weisen aus dem Morgenlande, da sie kamen den Heiland zu suchen, brachten Gold, Weyrauch und Myrrhen, ich bringe nichts als diese Blumen, aber hierbei ein Herz, das bloß für Ew. Maj. schlägt und so lange wie ich lebe schlagen wird." Der König nöthigte ihn zum Sitzen und er war eine geraume Zeit der tägliche Tischgesellschafter des Königs. Er wohnte erst in Sanssouci, dann nahm er ein Quartier in Potsdam, wo er an Steinschmerzen starb. Ferner starb noch in demselben Jahre, 1778, der edle gegen neunzig Jahr alte Engländer Lord Marischal, der ebenfalls seit 1765 in Potsdam dem König gegenüber wohnte und aus dessen Garten eine Pforte nach Sanssouci führte, er hieß vorzugsweise „des Königs Freund", er konnte beim König täglich speisen und dieser besuchte ihn wiederholt, oft ohne alle Anmeldung. Ein Theil von Marischal's Vermögen ging an seine Pflegetochter Emmetah Ulla über, die sein Bruder, Marschall Keith, unter den Ruinen von Otzakow gerettet hatte, sie war mit einem H. von Froment von der französischen Colonie vermählt und lebte in Potsdam.

Daſſelbe ſchlimme Jahr 1778, das Jahr des unwillkommenen baieriſchen Erbfolgekriegs, raffte auch den Mann weg, der den größten, faſt überwältigenden Einfluß auf Friedrich ausgeübt hatte, den Patriarchen von Ferney, Voltaire. Friedrich hatte ihm noch aus der Berliner Porzellanmanufactur ſeine wohlgetroffene Büſte geſchickt und mit eigner Hand die Worte darunter geſchrieben: „Viro immortali.“ 1781 ließ Friedrich Voltaire's Büſte im Verſammlungsſaale der Berliner Akademie aufſtellen; auf ſeinem Schreibtiſch ſtand fortan in Sansſouci der bekannte Kupferſtich in Glas und Rahmen: L'apothéose de Voltaire.

Im Jahre 1780 ſtarb die zweite der drei deutſchen Fürſtinnen, die der König beſonders ausgezeichnet hat, die verwittwete Kurfürſtin Marie Antonie von Sachſen und in demſelben Jahre noch ſeine Nichte, die Tochter der Memoirenſchreiberin, die Herzogin von Würtemberg, die Gemahlin des Stifters der Carlsſchule. 1782 folgte Friedrich's Schweſter, die Königin von Schweden; 1783 d'Alembert, nächſt Voltaire derjenige Gelehrte, mit dem der große König ſeit dem Jahre 1760 bis zu ſeinem Tode im fleißigſten Briefwechſel, wie früher mit d'Argens und Jordan geſtanden hatte und der in Betreff des Charakters weit über Voltaire ſtand. 1786 endlich, am 26. Januar, ſieben Monate vor Friedrich, ſtarb der Held von Torgau, der die Monarchie gerettet hatte, der treue Ziethen.

Von intereſſanten Fremden ſprachen in Friedrich's letzten Lebensjahren ſeit dem Hubertusburger Frieden

in Sanssouci ein: 1761 der durch seine merkwürdigen Memoiren bekannte italienische Glücksritter, Graf Casanova, vom Grafen Schwerin vorgestellt. Friedrich trug ihm eine — Gouverneurstelle bei dem Cadettenhause an; der galante stattliche Herr schüttelte sofort den Berliner Staub von seinen Füßen. 1769 kam Grimm, der nachmalige sehr einflußreiche Correspondent an die Höfe über die Pariser Zustände in Politik, gesellschaftlichem Leben und Literatur — er reiste damals nach Frankreich; 1773 kam er nochmals in Begleitung des Erbprinzen von Darmstadt und ein drittes Mal 1777 auf der Rückreise von Petersburg nach Paris. 1770 kamen die Landgräfin von Darmstadt zur Geburt ihres Enkels, des spätern Königs Friedrich Wilhelm III. und die Kurfürstin von Sachsen; 1771 Lord Percy und sein Begleiter Dutens, auf ihrer großen Tour durch Europa. Dutens sollte erst nicht angenommen werden, nur der achtzehnjährige Lord, auch Abbé Bastiani konnte die Vorstellung nicht vermitteln. Darauf introducirte sich Dutens selbst und zwar durch ein charakteristisches Creditiv — charakteristisch für den Aussteller und den, der es annahm. Er schrieb nämlich in's Fremdenbuch des neuen Palais die Verse:

„Superbes bâtimens, goût, genie et beaux arts
Tout ici vous retrace une image de Rome
Et si vous cherchez un grand homme
Frédéric seul vaut les deux premiers Césars."

Das wirkte: Dutens hatte sich legitimirt und ward darauf empfangen.

Im Jahre 1772 reiſte der berühmte Diderot durch Berlin, ohne Friedrich zu ſehen: Diderot mit ſeiner Gluth und mit ſeiner Abneigung gegen die Großen der Welt war Friedrich unausſtehlich. 1773 und nochmals 1775 kam die Landgräfin von Darmſtadt, 1773 auch Lord Cheſterfield. 1775 ſprachen noch ein: der galante franzöſiſche Duc de Lauzun, gegen den Friedrich ganz ungemein artig ſich bezeigte, — der martialiſche Fürſt Orlow, der Liebling der Kaiſerin Catharine II., der über der Leiche ihres Gemahls zu dieſer bevorzugten Stellung emporgeſtiegen war, und der ſehr fetirt wurde, — Lecain, der Schüler Voltaire's, der franzöſiſche Garrick, von dem der König ſchrieb: „Dieſer Mann würde der Roscius unſers Jahrhunderts ſein, wenn er weniger übertriebe"; — der Lord Dalrymple, „ein Lord mit ſonderbarem Namen aber liebenswürdigem Geiſte," wie Friedrich an Voltaire ſchreibt, der auch zuletzt Geſandter in Berlin wurde — und der Herzog von Hamilton in Begleitung des Dr Moore. Das Jahr 1776 war eins der glänzendſten Jahre für den Berliner Hof: der König feierte die Hochzeit des Großfürſten Paul mit der Prinzeſſin von Würtemberg, Tochter einer Prinzeſſin von Brandenburg-Schwedt, mit einer Pracht, wie ſie ſeit dem erſten König von Preußen nicht geſehen worden war. Die Feſtlichkeiten, über die ein eignes 1776 in Berlin erſchienenes Buch Bericht giebt „Ausführliche Beſchreibung der Reiſe des Großfürſten Paul von Petersburg nach Berlin" waren folgende:

21. Julius: Der Großfürst, in Begleitung des nach Petersburg schon am 20. März gegangenen Prinzen Heinrich kommt in Berlin an: der König, die Königin und der ganze Hof empfangen ihn Abends sieben Uhr auf dem Schlosse.

23. Julius: Verlobung auf dem Schlosse, dann große Cour, Tafel beim König, wo vom goldnen Service gespeist wird, Abends bal paré.

24. Julius: Tafel bei der Königin, Abends Oper: Angelica und Medoro.

25. Julius: Prinz Ferdinand giebt dem Großfürsten im Thiergarten am Spreeufer ein Déjeûner, wobei der ganze Hof und die fremden Herrschaften; der Platz erhielt den Namen: Großfürstenplatz. Abends Redoute im Opernhause.

26. Julius: Sämmtliche Herrschaften nach Charlottenburg, Diner in Potsdam, Abends im Neuen Palais in Sanssouci Opera buffa: La Ritornata di Londra.

29. Julius: Französische Comödie im Schlosse in der Stadt: Le misanthrope.

30. Julius: Sämmtliche Herrschaften nach Charlottenburg und dann nach Berlin. Abends Souper und Concert beim Prinzen Heinrich.

5. August: Abreise des Großfürsten.

Die Hofschmeichelei stand damals im Zenith. Als der Großfürst fortfuhr, regnete und donnerte es und dabei wurden die Kanonen gelöst. Ein Poet schrieb damals Folgendes: „Engel vereinigten ihre Thränen mit denen des Volks bei der

Abreiſe Paul's: Jupiter und Friedrich gaben ihm das Geleit mit ihrem Donner."

1777 kam Claude de Rulhière von der Petersburger Geſandtſchaft, Materialien damals ſammelnd zu ſeinem Meiſterwerk, Histoire de l'anarchie de Pologne, durch das er einer der vier größten Geſchichtsſchreiber wurde, die Frankreich hervorgebracht hat, wenn nicht ihr größter: auch Friedrich wird in dieſem Buche mit Schlaglichtern beleuchtet, welche erkennen laſſen, wie tief dieſer profund weltvertraute Mann in die geheimen Falten der Menſchenſeelen und in die ſo wichtige Maſchinerie hinter den Couliſſen geblickt hatte. Dabei kann man immer ſtehen laſſen, daß er ſich „einzelner Irrthümer" ſchuldig gemacht habe. Das iſt die allgemeine Schuld der Menſchen oder vielmehr ihre Schwäche. Im Großen und Ganzen irrte ſich Rulhière nicht. Intereſſant iſt, was Friedrich am 26. März 1780 über Rulhières Project an d'Alembert ſchreibt: „Sie ſagen mir, daß Herr Rulhière, den ich kenne, die Abſicht hat, die Geſchichte der letzten Unruhen in Polen zu ſchreiben. Mich dünkt die Epoche iſt zu neu, als daß ein Schriftſteller ſich mit aller ſchicklichen Freiheit über dieſe Begebenheit auslaſſen könnte; die handelnden Perſonen leben noch alle, und es hält ſchwer, die Wahrheit zu ſagen, und doch nicht den Einen und den Andern zu beleidigen ꝛc. Wollte man ſich auf nähere Umſtände einlaſſen, ſo würde das zu perſönlichen Erörterungen Anlaß geben, die man nur den Augen der Nachwelt mit Sicherheit darſtellen darf."

Rulhière hatte durch d'Alembert bei Friedrich auf eine feine Art um Mittheilungen anfragen lassen „weil es ihm bei dieser Geschichte um Wahrheit zu thun sei.“ Die „persönlichen Erörterungen“, die Darstellung der Charaktere, und „die nähern Umstände,“ die Enthüllung der geheimen Motive sind allerdings die Hauptsache in Rulhières Werke geworden, das übrigens wirklich erst 1807 herauskam, es war aber in Frankreich während der Revolutionszeit viel im Manuscript gelesen worden. 1780 erschien der Prinz von Ligne, von dem wir auch ein kleines Mémoire über Friedrich haben: auch Ligne war ein gewiß weltvertrauter Mann, geistreich, wie der geistreichste Franzose, aber durch Temperament und Stand in der Gesellschaft ganz anders gerichtet, mit andern Auge daher auch die Dinge auffassend und weder so tief noch so unbestechlich in die Personen blickend, wie der mit der feurigsten Phantasie ausgestattete und doch ganz kalt und umsichtig urtheilende Autor der Anarchie von Polen.

1781 kam noch ein dritter Historienschreiber nach Sanssouci und fand Vorstellung bei Friedrich: Johannes von Müller. Er gefiel dem großen König ganz und gar nicht, er fand ihn in einem Briefe an d'Alembert „minutiös“, er war ihm so unbedeutend erschienen, daß er sogar den Namen Müller mit Mayer verwechselt hatte, er schrieb an d'Alembert: „Ihr Herr Mayer ist hier gewesen“ ꝛc.

1783 war der englische Gesandte am Hof von Neapel, Chevalier Hamilton, in Potsdam.

1784 sprachen ein: Marquis de Bouillé, der später Ludwig XVI. zu seiner verunglückten Flucht half, und Graf Ségur der Memoirenschreiber, 1785 der berühmte Marquis de la Fayette und Lord Cornwallis, der bei Yorktown in Virginien mit 7000 Mann hatte capituliren müssen — vier Helden des amerikanischen Revolutionskriegs, in welchem die Kriegskunst Friedrich's der kämpfenden jungen Republik durch zwei Preußen zu Gute gekommen war, durch Steuben und Kalb: Baron Steuben, früher Generaladjutant des großen Königs, ward Generalquartiermeister der Continentalarmee und inniger Freund Washington's. La Fayette sagte damals dem Könige, als dieser ihm die Bemerkung machte, daß es eigen sei, wie Frankreich so viele große Genies in den Wissenschaften hervorgebracht habe, Deutschland dagegen so wenige: „Sire, das kommt daher, weil der Schöpfer hier an einem Einzigen sich ganz erschöpft hat."

Endlich am 22. Januar 1786 kam der vierte Historienschreiber und Hauptheld der französischen Revolution, der nachher so berühmte Graf Mirabeau: er wurde, obgleich der König in der Regel keine Fremden mehr sah, schon am 25. Januar vorgestellt. Am 28. Januar schreibt ihm der König: „Monsieur le Comte de Mirabeau. Je n'ai qu'être bien sensible à la confidence que Vous me faites dans Votre lettre du 26. des raisons qui Vous ont engagé à Vous expatrier avec la permission de Votre Souverain et à chercher dans l'étranger à

faire valoir Vos talens avec plus de succés. Vous pouvez être persuadé que je Vous en garde le secret, et que je m'interesserai tous jours du sort d'un homme de Votre mérite souhaitant de bien coeur qu'il soit des plus favorables et conforme à Votre attente. D'ailleurs il dépendra entièrement de Vous, de Vous arreter à Berlin jusqu'à l'arrivé de Monsieur Votre frère, qui veut me demander la permission d'assister aux manoeuvres. Ce dessin me fait d'autant plus de plaisir que j'espére dans cet intervalle d'avoir celui de Vous voir encore une couple de fois, pour Vous assurer de bouche de tous mes sentiments pour Vous. En attendant je prie Dieu etc. Am 15. April hatte Mirabeau noch eine Unterredung mit dem König, die den Grafen aber — weil der König ſehr leidend war und nur mit großer Beſchwerde Athem holen konnte — ſo beängſtigte, daß er ſie möglichſt abzukürzen ſuchte und noch denſelben Abend Potsdam verließ. Mirabeau ſchrieb damals mit dem Braunſchweiger Mauvillon das große Werk: de la Monarchie Prussienne und das kleine Buch: Histoire Secrète de la cour de Berlin depuis le 5. Juillet 1786 jusqu'au 9. Janvier 1787, auf das ich unter Friedrich Wilhelm II. zurückkomme.

13. Friedrich's letzte Tage und verdrießliche Stimmung. Der Handelstractat mit der jungen Republik Amerika. Der Fürstenbund. Die letzte Revue in Schlesien. Die Wassersucht. Dr. Selle und Ritter Zimmermann. Tod und Bestattung. Urtheile von Mirabeau, Jean Paul und Gans.

Bis zum Jahre 1785 hatte der große König ohne schwere Niederlage gelebt, doch immer geplagt von Gicht und Hämmorrhoiden, seinen beiden stehenden Uebeln, die fast alljährlich und nach und nach immer heftiger wiederkehrten. Er half sich dagegen mit Diät, abführenden Mitteln, namentlich mit Rhabarber und ganz besonders durch Abwartung der Transpiration. Periodisch hinfällig war er schon seit den siebziger Jahren und konnte dann weder arbeiten noch die Parade besuchen. Aber er suchte das möglichst zu verheimlichen. „Er ist argwöhnisch", schreibt der Lord Malmesbury 1775 „gegen Jedermann, und fürchtet so sehr für krank gehalten zu werden, daß die Anstrengungen, die er macht, um gesund zu scheinen, sehr oft sein Leben gefährden." Schon damals 1775 ging er gebückt und der Kopf hing fast stets nach einer Seite. Am 1. November 1772 hatte er an Voltaire geschrieben: „Ich bin alt, hinfällig, podagrisch, tief in Jahren, aber immer heiter und bei guter Laune." Es war das aber nicht wahr, wenigstens blieb es nicht immer wahr. „Es quälen ihn" schreibt Malmesbury 1775 allerlei Umstände im eignen Hause. Sein Nachfolger, der fühlt, daß er nach dem Laufe der Natur bald König werden muß, beginnt schon im

Voraus ſich zu fühlen und behandelt ſeinen Oheim mit weniger Reſpect und Nachgiebigkeit, als früher; ſeine Diener betrügen ihn, ſeine Tiſchgenoſſen bitten um Entlaſſung, ſelbſt ſeine Soldaten klagen — mit Einem Worte, jedes Symptom zeigt ſich jetzt, das das Ende einer Herrſchaft andeutet, welche ein fortwährendes Schauſpiel der Unterdrückung geweſen iſt.“ Als der Prinz de Ligne 1780 in Potsdam war und dem König viel Verbindliches ſagte, erwiederte er ſelbſt: „Sie ſehen nur meine ſchöne Seite; fragen Sie nur die Herren Generale nach meinem Eigenſinn und meinen Launen, ſo werden Sie ein anderes Lied anſtimmen.“

Gegen Ende ſeiner Regierung wurde Friedrich der Große über alle Maßen übellaunig und mißtrauiſch. Dieſe üble Laune und dieſes Mißtrauen traf ſelbſt Männer, die ſein volles Vertrauen beſaßen. Unterm 28. December 1784 ſchrieb der Cabinetsminiſter Graf Herzberg einmal an den Geſandten in Petersburg Grafen Görtz, der ſich über die kränkenden Depeſchen, die er erhielt, beklagt hatte: „Ew. Exc. würden getröſtet ſein, wenn Sie die Antworten leſen ſollten, die ich auf Alles erhalte, was ich in der beſten Abſicht vorſchlage und was denn doch öfters einige Tage nachher befolgt wird.“ Auf den Rand eines Concepts zu einer Verordnung für verſchiedene Provinzen, die er vollziehen ſollte, ſchrieb der König eigenhändig: „Schon wieder eine Verordnung, man ſchreibt ſich bald die Finger ab; mehr Execution und weniger Verordnung!“

Bei der schlesischen Reise im August 1785 fand der König sich sehr körperlich hinfällig und erschüttert, geistig und gemüthlich verstimmt. Doch behielt der alte Herr — 73 Jahre alt — noch Kraft genug, zu Pferde die Revue über die 50,000 Mann starke schlesische Armee bei Groß-Tiez, einer Johanniter-commenthurei ohnweit Strehlen, abzuhalten. Aber er war bei dieser letzten Revue, wie die vertrauten Briefe erzählen, „gar des Teufels". „Die Krücke flog ihm nur so in der Hand und alle Augenblicke hieß er bald den einen, bald den andern Stabsoffizier sich in's Teufels Namen hinter die Fronte scheren." Diesem schlesischen Manöver wohnten eine Menge Fremde bei, die Herzoge von Braunschweig, Herzog Constantin von Sachsen Weimar in sächsischen Diensten, die Herzoge von York und von Curland, Lord Cornwallis und der Marquis de la Fayette, dazu noch dreizehn englische, sechs französische, acht sächsische Offiziere und ein polnischer General Lubomirsky. Sie wohnten im alten und neuen Schlosse zu Groß-Tiez, in Klein-Tiez, in Bohrau und Bischkowitz; der König im Hause des Dorfschulzen zu Groß-Tiez. Darauf im September sollte das berühmte Potsdam'sche Herbstmanöver folgen, die Fremden kamen größtentheils ebenfalls aus Schlesien nach Berlin. Am 9. September war der König zum letztenmal in Berlin, wo er die Prinzessin Amalie besuchte und die Bauten in der Stadt besah. Den 18. September, drei Tage vor dem Manöver Abends zehn Uhr bekam Friedrich einen heftigen Stickfluß, er mußte das Bett verlassen,

man half mit Vomitiven und Lavements. Um Mitternacht war der Zufall glücklich vorüber, er konnte sich wieder in's Bett legen und fiel nun in einen ruhigen und festen Schlaf. Am Morgen stellte sich das Podagra wieder ein und damit der Anfang der letzten elfmonatlichen Krankheit. Der Prinz von Preußen mußte das Manöver und General Rohdig die Musterung commandiren. Seitdem kränkelte der König stets fort, behielt einen beschwerlichen Husten, Schlafsucht bei Tage, Schlaflosigkeit in der Nacht und die Vorboten zur Brust-Wassersucht stellten sich ein. Zum Carneval in Berlin konnte er nicht gehen. Unter großen Schmerzen ging der Winter vorüber. Zunehmende Schwäche, vermehrte Engbrüstigkeit, trockner Husten, Indigestionen machten das Uebel fast unüberwindlich. Regelmäßig aber von vier Uhr Morgens an besorgte der König die Regierungsgeschäfte, er ließ die großen Gegenstände der damaligen Politik nicht einen Augenblick aus den Augen. Sein Wahlspruch, den er unterm 7. September 1776 in einem Briefe an Voltaire ausdrückte, war: „Daß ich lebe, ist nicht nothwendig, wohl aber, daß ich thätig bin. Mein Stand verlangt Arbeit und Thätigkeit, mein Leib und mein Geist beugen sich unter ihrer Pflicht.“ Die beiden letzten Angelegenheiten, die den König beschäftigten, waren der Handelstractat mit der jungen Republik Amerika und der Fürstenbund. Der Tractat mit Amerika kam unterm 10. September 1785 zu Stande: der Geheime Rath Thulemeyer, Gesandter im Haag schloß ihn mit Adam Jefferson und Franklin ab.

Der deutsche Fürstenbund gegen Kaiser Joseph's II. Tauschprojecte wegen Baiern und für die Erhaltung der Reichsverfassung ward abgeschlossen am 23. Juli 1785 mit Kur-Sachsen und Kur-Hannover; es traten bei: Kur-Mainz, Zweibrücken, der eventuelle Erbe von Baiern, Hessen-Cassel, Braunschweig, Baden, Sachsen-Gotha und Weimar, Anspach, Baireuth, die Herzoge von Mecklenburg, die Fürsten von Anhalt-Dessau, Bernburg und Cöthen, der Fürstbischof von Osnabrück. Nur Kur-Cöln, Kur-Trier und Hessen-Darmstadt traten nicht bei, wegen ihrer Abhängigkeit von Oestreich, ferner Würtemberg nicht wegen des nahen Verhältnisses des Herzogs zu Oestreich und Rußland, ebenso Oldenburg nicht aus Rücksicht auf Rußland und endlich Anhalt-Zerbst nicht aus Abneigung gegen Friedrich. — Mit dem Fürstenbund schloß Friedrich seine politische Laufbahn. Im April 1786 kam der letzte Frühling für Friedrich, er begrüßte ihn mit innigster Freude, er ließ sich bisweilen Nachmittags bei dem Mittagsportale des Potsdamer Schlosses auf die s. g. grüne Treppe einen Stuhl setzen, um sich an der milden Frühlingsluft zu erquicken. So that er am 12. April, wo er zu den beiden Grenadieren, die Wache standen, und das Gewehr scharf beim Fuße hatten, als er das bemerkte, sagte: „Geht ihr immer auf und nieder; ihr könnt nicht so lange stehen, als ich hier sitzen kann!“ Am 17. April verließ er früh sechs Uhr Potsdam, fuhr auf einem starken Umwege spazieren und ließ sich in Sanssouci nieder. Auch hier ließ er sich öfters auf die Terrasse bringen, um sich an der warmen Frühlings-

ſonne zu laben. Hier war es, wo er einſt ſagte: „Bald werde ich dir näher kommen“, die bekannte Scene, die Chodowiecky in Kupfer geſtochen hat. Wiederholt verſuchte er Ende April und im Mai auszureiten, kam aber aus Kraftloſigkeit nur bis zum Neuen Palais und einmal bis an's Brandenburger Thor, der Staub der trocknen Witterung und der Bauten hinderte ihn, in die Stadt hineinzureiten und die Parole ſelbſt auszugeben. Anfang Juni fingen die Füße an zu ſchwellen, am 15. und 16. war die letzte Miniſter-Revue. Am 23. Juni ſah er zum letzten mal einen Verwandten: es war ſein Liebling, der joviale Prinz Friedrich von Braunſchweig-Oels, der ſeit dem 21. Juni bei ihm zu Beſuch war. Auf einem Ritt mit dem Condé am 22. Junius folgte am 24. ein Blutauswurf; am 4. Juli ritt er zum letztenmal aus, Mittags 11 Uhr drei viertel Stunden lang im großen Garten von Sansſouci, mehrentheils im Galopp, höchſt matt kam er zurück, hatte keinen Appetit bei Tafel und mußte ſich gleich nachher erbrechen. Bisher hatte Dr. Selle ihn behandelt, am 23. Juni war der hannöveriſche Leibarzt Ritter Zimmermann eingetroffen, er beſuchte den König dreiunddreißigmal bis zum 10. Juli, dann ward Selle wieder berufen. Friedrich hatte ſich über die Aerzte immer luſtig gemacht. Aber ſein oft ausgeſprochener Wahlſpruch war: „Alles wohl erwogen, iſt gute Verdauung wichtiger als Philoſophie.“ Er las auch dabei immer mediciniſche Bücher, zog auch bei de la Mettrie, der Arzt war, Rath ein. Man überſchickte ihm einmal

aus Marseille 1775 ein Mittel gegen das Podagra. Er befahl man solle zurückschreiben in dem Sinne: „ich danke vor der Cuhr und laße die Natur Valten.“ 1757 hatte er zu dem Dr. Tralles in Breslau, der den Prinzen Ferdinand von Preußen curirte, gesagt: „Das wird er nicht läugnen, daß ein jeder Doctor vorher einen Kirchhof füllen muß, ehe er Kranke kuriren kann; sag' Er mir doch, war Sein Kirchhof groß und ist Er mit dem Füllen fertig?“ Als die Nachricht vom Tode Kaiser Carl's VI. 1740 nach Rheinsberg kam, lag der König am Quartanfieber darnieder; er curirte sich selbst mit China und seitdem wurde dieses Mittel auch von den Aerzten mit Vertrauen empfohlen. Während der Schmerzen der Krankheit pflegte Friedrich geduldig und sanftmüthig zu sein; seine Diener merkten allemal, daß es besser mit ihm wurde, wenn die Heftigkeit und Ungeduld sich wieder einstellte. Friedrich machte den Aerzten ungemein viel durch seine Diätfehler zu schaffen. „Der König, erzählte General Görtz dem Ritter Zimmermann, hatte heute, den 30. Juni, sehr viel Suppe zu sich genommen und diese bestand wie gewöhnlich in der allerstärksten und aus den hitzigsten Sachen gepreßten Bouillon. Zu der Portion Suppe nahm er einen großen Eßlöffel voll von gestoßenen Muskatblüthen und gestoßenem Ingwer. Er aß sodann ein gutes Stück Boeuf à la Russienne — Rindfleisch, das mit einem halben Quart Branntwein gedämpft war (es war eine Erfindung des Obersten Pinto). Hierauf setzte er eine Menge von einem italienischen

Gericht, das zur Hälfte aus türkiſchem Weizen beſteht und zur Hälfte aus Parmeſankäſe: dazu gießt man den Saft von ausgepreßtem Knoblauch und dieſes wird in Butter ſo lange gebacken, bis eine zarte, eines Fingers dicke Rinde umher entſteht. Und dieſe von Lord Mariſhal in Sansſouci zuerſt angegebene, aber von dem Könige emendirte und corrigirte Lieblingsſchüſſel hieß Polenta. Endlich beſchloß der König, indem er den herrlichen Appetit lobte, den ihm der von mir angerathene Löwenzahn machte, die Scene mit einem ganzen Teller voll aus einer Aalpaſtete, die ſo hitzig und ſo würzhaft war, daß es ſchien, ſie ſei in der Hölle gebacken." Noch an der Tafel ſchlief er ein und bekam Convulſionen. Zu anderer Zeit aß der König wieder eine Menge von kühlenden und blähenden Früchten, beſonders Melonen und allerlei Zuckerwerk. Die Köche waren ſeine gefährlichſten Feinde."

Unausgeſetzt behielt Friedrich den Gleichmuth bei, mit dem er ſich über ſeine Schmerzen zu erheben ſuchte. Obgleich er nun von der Waſſerſucht ſo geſchwollen war, daß er ſich nicht allein aus ſeinem Stuhle zu bewegen vermochte, worin er vorwärts gebückt Tag und Nacht zubrachte, ohne ſich des Bettes bedienen zu können, gab er doch nie ein Zeichen von Unbehaglichkeit und Schmerz, behielt ſeine heitere ruhige Miene und ſcherzte ſogar bisweilen. Als der Herzog von Curland ihn beſuchte, ſagte er zu ihm: wenn er einen guten Nachtwächter brauchte, ſo bäte er ſich dieſes Amt aus, er könne des Nachts vortrefflich wachen. Er war aber des Lebens ſatt. Schon 1763

hatte er, wie d'Alembert an Madame du Deffand schrieb, zu Jemand, der ihm zum Hubertusburger Frieden als zum schönsten Tage seines Lebens gratulirt hatte, gesagt: „Le plus beau jour de la la vie est celui ou on la quitte.“ Er hatte nie geglaubt, daß er noch so lange leben werde. Schon 1769 hatte er sein Testament gemacht und bei Herzog Carl von Braunschweig niedergelegt. Schon lange hatte er immer in seiner derben Sprache geäußert: „Ich bin ein alter abgelebter Kerel, die Maschine will nicht mehr aushalten, der Teufel wird mich bald holen.“ Doch fürchtete er ein stumpfes Alter, er wollte da lieber, wie er öfter in seinem Latein gesagt hat: „stante pede morire.“ Ueber seinen Zustand oder vom Tode sprach er nie, nur über die Zeitläufte, die Literatur, alte und neue Geschichte und vorzüglich über den Landbau und die Cultur seiner Gärten, die er noch immer mit neuen Anlagen versehen ließ. Noch in den letzten Monaten seines Lebens ließ er beim Neuen Palais Spaliere für die besten Arten von Kirschen, Pflaumen und Pfirsichen machen. Weil er sich wenig mit Lesen und Schreiben beschäftigen konnte, vertrieb er sich die freie Zeit Nachmittags damit, daß er sich seine Juwelen, seine Dosen, Ringe, geschliffenen und rohen Chrysoprase, seine Banknoten, das Portefeuille und die Papiere, welche die Vertheilung seiner Hand- und Dispositionsgelder enthielten, vorlegen ließ und alles ansah. In dieser Zeit bekam er von den Abgeordneten der Berliner Herrnhuter Gemeinde einen merkwürdigen Brief, worin

er beſchworen wurde, „die liebreichſte Verſöhnung Jeſu Chriſti und ſeine liebevollen heiligen Geſinnungen anzunehmen und ſich den heiligen Geiſt zum Führer ernſtlich zu wünſchen“. Die Zuſchrift ſchloß mit den Worten: „Bei Gott iſt gar kein Ding unmöglich. Herr Jeſu! Hilf! Ich verbleibe Ihro Königl. Maj. mit allerunterthänigſtem Reſpect und Liebe verbundener Chriſt O. F.“ Als der König dieſen Brief geleſen hatte, gab er ihn ruhig wieder zurück und ſagte: „Man muß den Leuten höflich antworten, ſie meinen es gut mit mir.“

Der Miniſter Herzberg, den Friedrich am 8. Juli nach Sansſouci rufen ließ und der die letzten fünf Wochen hier blieb, berichtet, daß des Königs beſtändiger und täglicher Lebenslauf dieſer geweſen ſei. Ganz früh Morgens las er die Depeſchen ſeiner Geſandten und die militairiſchen und Civilberichte ſeiner Generale und Miniſter. Um vier oder fünf Uhr ſchon, nach der Menge der Geſchäfte, ließ er die Cabinetsräthe, einen nach dem andern zu ſich hereinkommen. Dem Einen diktirte er die Antworten auf die Depeſchen ſeiner Geſandten, die er nachher dem Miniſter Herzberg zuſtellen ließ, den beiden andern die Befehle und Antworten an die Staatsminiſter und Generale über Kriegs-, Finanz- und Juſtizſachen, wie auch die Antworten auf die unendliche Menge Briefe und Bittſchriften von Privatperſonen und zwar mit einer ſolchen Genauigkeit und Ordnung, daß die Cabinetsräthe nur die Titel, Curialien und das Datum beizuſetzen hatten.

Noch am 1. August 1786, vierzehn Tage vor seinem Tode, erließ er folgende Cabinetsordre an den Kammerpräsidenten Baron Goltz in Königsberg:

„Vester, besonders lieber Getreuer. Ich bringe in Erfahrung, daß auf der Seite von Tilsit annoch ein großer Morast zu defrechiren sei, das Terrain soll zu Meinen Aemtern gehören ꝛc. Die Bauern, welche da angesetzt werden, müssen ihre Güter alle eigenthümlich haben, weil sie keine Sclaven sein sollen. Es ist ferner die Frage, ob nicht alle Bauern in Meinen Aemtern aus der Leibeigenschaft gesetzet und als Eigenthümer auf ihren Gütern angesetzt werden können? Ich erwarte darüber Eure Anzeige, was das für Difficultäten haben könne und bin Euer gnädiger König.

Potsdam, den 1. August 1786.

Friedrich."

Ein „am 12. August, (fünf Tage vor seinem Tode,) expedirter" Zettel enthielt die eigenhändigen Worte des Königs:

„An Korkwitz und Dohmhard"

1tens Vor ein Jahr habe ich befohlen zu probiren Leinsamen zu ziehen und solchen in Schlesien probiren zu lassen. Das haben die ..... vergessen.

2tens an Dohmhard. Berlin braucht noch 4000 Centner Butter, deswegen muß er sehen, wie viel Brücher von den Polnischen Adligen können urbar gemacht und gekauft werden.

Friedrich."

War das Geschäft mit den Cabinetsräthen um sieben oder acht Uhr geendigt, so ließ er den Commandanten von Potsdam, Generallieutenant Rohdich, eintreten und nach ihm seine Adjutanten, um ihnen die Tagsbefehle für die Garnison mündlich zu ertheilen. Hierauf sah er seine Aerzte. Um elf Uhr traten die gewöhnlichen Gesellschafter ein. Diese waren: der Marquis Lucchesini aus Lucca, der seit 1780 als Kammerherr an den preußischen Hof gekommen war, und auf den ich unter Friedrich Wilhelm III. zurückkomme — der General Graf Carl Friedrich Adam Görtz, der Bruder des Diplomaten, ein feiner Hofmann — der alte, kleine, dicke General und Oberstallmeister Graf Schwerin, der beim König in Sanssouci wohnte, — der Ingenieur-Oberst Graf Pinto, ein Piemontese aus der berühmten alten jüdischen portugiesischen Familie stammend, die wie die Bolza zum ältesten Adel Portugals gehörte, ein erfahrner Ingenieur, seit 1770 ohngefähr in des Königs Dienst, der 1781 bei ihm Gevatter stand, gestorben 1788 und Lucchesini's Schwager — und Herzberg. Mit diesen Fünfen unterhielt der König sich, bis es zwölf schlug, worauf er sie entließ und allein seine Mittagstafel einnahm. Früher bildeten diese ersteren vier Herren außer Herzberg seine tägliche Tischgesellschaft, doch ließ sie Friedrich jeden Morgen von Neuem zum Essen einladen. Seit dem 8. Juli wohnte wie gesagt, auch Herzberg in Sanssouci. Schwerin hatte am 31. Juli Urlaub nach Braunschweig genommen, den der König nicht geben wollte, als er wiederholt

hat, sagte er: „Nun, so reist denn, Ihr werdet mich aber bei Eurer Zurückkunft nicht mehr am Leben finden!“ Vom 4.—9. August war der schlesische Minister Hoym in Sanssouci: der König besprach mit ihm Urbarmachungen und Anlagen von Fabriken. Noch in den letzten Krankheitstagen, bis zum 8. August, corrigirte Friedrich wie gewöhnlich die Küchenzettel, Preuß hat die vier letzten derselben mit den Correcturen in seiner Biographie abdrucken lassen, der vom 5. August ist oben mitgetheilt.

In den Nachmittagen setzte sich Friedrich dann bisweilen auf seine Terrasse in voller Uniform mit Hut und Mantel in die Sonne. Alle Nachmittage unterzeichnete er aber noch regelmäßig mit großer Aufmerksamkeit sämmtliche Depeschen und Briefe, die er am Morgen dictirt hatte und die die Cabinetsräthe während des Vormittags expedirt haben mußten. Gegen fünf Uhr ließ er die fünf Gesellschafter wieder kommen und behielt sie bis acht bei sich; darauf nahmen diese Herren das Abendessen unter sich. Dann verbrachte er eine Stunde oder etwas mehr mit seinem Lector Dantal, den er seit November 1784 auf des Schweizer Merian Empfehlung aus der französischen Colonie angenommen hatte, um ihm aus den alten oder neuen Classikern und verschiednen historischen und philosophischen Werken, Voltaire, Hénault, Mezeray, Rollin, Bayle u. s. w. vorzulesen. Hierauf beschäftigte sich Friedrich wieder mit den neu eingegangenen Depeschen und genoß zuletzt des wenigen Schlafs, den ihm sein Zustand vergönnte. Dantal

ſchloß ſein Amt Sonntag 30. Juli Abends 9¼ Uhr mit dem Verhör Robert Damien's über das Attentat auf das Leben des Königs aus Voltaire's Précis du siècle de Louis XV.; der König ließ ihn zwar an den folgenden Tagen noch rufen, es konnte aber nicht mehr geleſen werden. Das Letzte, was der König ſelbſt geleſen hatte, war das Leben Heinrich's IV. und das Leben der zwölf erſten Kaiſer von Sueton, überſetzt von de la Harpe, l'evangile du jour von Voltaire und Quintilian. Bis zum Sonntag den 13. Auguſt aß der König ordentlich zu Mittag. Montag am 14. nahm er nur ein wenig Suppe und Boeuf à la Russienne und zu Abend eine halbe Seeſpinne. Dienſtag den 15. Auguſt ſchlummerte er gegen ſeine Gewohnheit bis früh elf Uhr, dann beſorgte er, wiewohl mit ſchwacher Stimme, mit aller Geiſtesgegenwart ſeine Cabinetsgeſchäfte, dictirte noch an den Cabinetsrath Laspeyres ſo richtig durchdachte Depeſchen, daß ſie dem erfahrenſten Miniſter würden Ehre gemacht haben: es befand ſich darunter eine vier Quartſeiten lange Geſandteninſtruction. Schon vorher hatte er dem General Rohdich die Dispoſition zu einem Manöver der Potsdamer Garniſon ertheilt. Dieß waren ſeine letzten Regierungshandlungen. „Als am 16. Auguſt das Manöver executirt wurde, erzählt Oberſt Maſſenbach, und wir eben im Avanciren waren, kam die Nachricht, daß ſich die Geſundheit des Königs merklich verſchlimmere.“ Der König aß am Morgen des 15. wieder die Hälfte einer Seeſpinne, unterſchrieb gegen Abend noch die ausgefertigten

Cabinetsbefehle und Briefe, war dann aber auch wieder faſt gar nicht bei Bewußtſein und in einem anhaltenden, betäubenden Schlummer. Die letzte Depeſche, die der ſterbende König unterzeichnete, ging an den Legationsrath Hüttel nach Petersburg, ſie wird im geheimen Staatsarchiv zu Berlin aufbewahrt.

Den 16. Auguſt gleich bei frühem Morgen fing der König gewaltig an zu röcheln und es ſchien, als wolle er augenblicklich aushauchen. Er vernahm ſich wieder etwas, als gegen fünf Uhr die drei Cabinetsräthe Beyer, Laspeyres und Müller angemeldet wurden. „Sie ſollten warten, gab er zu verſtehen, er werde ſie hereinrufen laſſen.“ Die Sprache ſtockte, die Räthe wurden nicht zum Vortrag gerufen. Als nach ſieben Uhr General Rohdich kam, arbeitete Friedrich, um aus dem Winkel des Stuhls ſein Haupt emporzuheben, mußte aber mit einem klagenden Blicke zu verſtehen geben, daß er nicht mehr ihn abfertigen könne. Rohdich trat mit Thränen in den Augen ab. Als Selle kam, fand er den Kranken nach drei Uhr Mittags mit etwas freierem Bewußtſein, gegen ſieben Uhr ſchlief er ein. Er klagte über Froſt und verlangte beſtändig mit Kiſſen bedeckt zu werden. Gegen Mitternacht bemerkte der König, daß ſein Hund vom Stuhle geſprungen war, er fragte, wo er ſei und befahl, ihn wieder auf den Stuhl zu ſetzen und mit Kiſſen zu bedecken. Morgens ein Uhr Donnerſtag am 17. Auguſt fand Selle den König ſterbend, die Lebensgeiſter ſchwanden ſichtbar, zwei Uhr zwanzig Minuten hauchte er ſeinen letzten Athenzug aus. Bei

ihm waren nur die Kammerdiener Schöning und Neumann, der Lakai Strützki hielt ihn in ſeinen Armen. Die letzten Worte, die ſie von ihm vier Stunden vor ſeinem Tode vernahmen, waren beim Auswerfen des Schleims: „Cela sera bon, la montagne est passée.“ Selle trat ungerufen ins Sterbezimmer, als Friedrich ſchon ohne Bewußtſein war. In den Seitenkammern befanden ſich Herzberg, Görtz und der von Braunſchweig wieder gekommene Schwerin.

Zwei Stunden nach Friedrich's Ableben nahm der Bildhauer Eckſtein die Todtenmaske deſſelben in Gyps ab, die ſich jetzt wieder auf der Berliner Kunſtkammer befindet, nachdem Napoleon ſie nach Paris entführt hatte. Der Leichnam, mit der Uniform des erſten Gardebataillons bekleidet, ward noch am 17. Aug. Abends acht Uhr auf einem achtſpännigen Leichenwagen nach Potsdam ins Schloß geführt. Alle Straßen waren mit Menſchen überfüllt. „Alles war todtenſtill, ſchreibt Mirabeau, aber Niemand war traurig. Alles war beſchäftigt, aber Niemand war betrübt. Nicht ein Bedauern, nicht einen Seufzer, nicht ein Lob bekam man zu hören, weil Friedrich diejenigen mehr geliebt hatte, denen er zugehörte, als diejenigen, die ihm zugehörten.“ Preuß, in der Fülle ſeines Patriotismus, hat dieſe Nachricht Mirabeau's für die grundloſeſte Unwahrheit erklärt. Er ſchreibt: „Wie noch lebende Augenzeugen ſich erinnern, lag, als Friedrich zur Todtenwohnung einzog, Ruhe der Mitternacht auf ſeinem Volke; nur hie und da ein ſchwerverhaltenes Schluchzen und

der Seufzer: „Ach, der gute König!“ Gewiß ist aber, daß Friedrich mehr Respect als Liebe genossen hat, namentlich in der letzten Zeit seines Lebens. Daß im Jahre 1777 schon diese Stimmung die allgemeine war, bestätigt unter andern auch der englische Tourist William Wraxall; eben so bestätigt es der bekannte Prinzenerzieher in Weimar, Major von Knebel, der zehn Jahre lang nach dem Hubertusburger Frieden als Offizier in preußischem Dienst stand. Am 18. stand die Leiche unter einem Baldachin in Parade im gelben Audienzzimmer des Potsdamer Schlosses aus. Neben ihr auf einem Tabouret lagen Degen, Krückenstock und Schärpe. Der König hatte streng geboten, ihn nach seinem Tode nicht auszukleiden, sondern in seinem militairischen Mantel bis an den Hals zugedeckt hinzulegen. Es geschah nicht. Schöning gab ihm sein Bräutigamshemd in den Sarg und die Gardeuniform ward ihm angezogen. Der Körper war auch punctirt worden, um das Wasser zu entziehen, er glich mehr den Gebeinen eines Kindes, als denen eines Mannes. Nur das Angesicht bewahrte noch das Bild der Größe, das dünne eisgraue Haar war etwas gepudert und in kunstlose Locken gelegt worden. Bei dem Anblicke des Uebrigen traute man seinen Augen nicht, daß diese Hand voll Knochen solcher wunderbaren Kraft habe zum Wohnplatze dienen können. Einbalsamirt ward Friedrich nach seinem Wunsche nicht. Abends acht Uhr ward der Sarg nach der Garnisonkirche in Potsdam gebracht und unter der Kanzel neben seinem Vater beigesetzt. Das feierliche Leichenbegängniß fand den

9. September statt, wobei eine lateinische Trauercantate von Luchesini, in Musik gesetzt von Reichardt, aufgeführt wurde.

Des Königs Ruf war so weit europäisch geworden, daß Goethe aus Caltanisetta auf der Insel Sicilien unterm 28. April 1787 schrieb: „Wir müssen den Einwohnern von Friedrich II. erzählen und die Theilnahme an diesem großen Könige war so lebhaft, daß wir seinen Tod verhehlten, um nicht durch eine so unselige Nachricht unsern Wirthen verhaßt zu werden.“

An der Grabstätte Friedrich's des Großen zu Potsdam sagte in der Nacht vom 4. November 1805 der Kaiser Alexander Friedrich Wilhelm III., seinem Freunde, und der Königin Luise Lebewohl. Ein Jahr darauf stand am 25. October 1806 Napoleon als Sieger von Jena bei diesem Grabe. Den Tag vorher hatte er in der Gallauniform in Friedrich's Arbeitszimmer zu Sanssouci verweilt und zu seinem Gefolge, dem ausdrücklich der Befehl ertheilt worden war, die Gallauniformen anzulegen, die Worte gesagt: „Messieurs, c'est un endroit, qui mérite notre respect!“ Aus den Zimmern von Sanssouci nahm Napoleon den Degen Friedrich's mit, den er auf seinen Feldzügen getragen. Er schenkte ihn dem Invalidenhause zu Paris, wo er vom Gewölbe des Doms der Invaliden herabhängend aufbewahrt wurde „als ein Zeichen der Siege der großen Armee und der Rache wegen der unglücklichen Schlacht bei Roßbach“. 1814 ist dieser Degen zurückgebracht worden und 1815 schenkte Blücher den Degen Napo-

leon's, den er nach der Schlacht bei Waterloo bei Genappe erbeutet, dem Cadettencorps zu Berlin. Napoleon hatte auch Friedrich's Schärpe, Ringkragen und das Band des schwarzen Adlerordens mitgenommen. Friedrich's Uhr, die im Nebenzimmer seines Sterbezimmers stand, mit Titus' Bildniß und der Inschrift: Diem perdidi hing im Camin auf St. Helena in Napoleon's Wohnung, er vermachte sie nebst einer Klingel vom Tische Friedrich's in Sanssouci im Testamente seinem Sohne. Friedrich's Hut, den er in seiner letzten Lebenszeit und noch den Morgen vor seinem Tode auf seinem Kopfe getragen hatte, schenkte Herzog Friedrich von Braunschweig-Oels, der Großmeister der Loge aux trois globes, den 25. August 1786 an Gleim. Eben so erhielt Gleim 1787 durch den ehemaligen Geheimen Kämmerier Gericke diejenige Schärpe, die Friedrich den siebenjährigen Krieg hindurch getragen und die er in der Garderobe aufzuheben befohlen hatte. Friedrich Wilhelm II. hatte sie den Kammerleuten geschenkt, Gleim ließ zum Andenken Ringe für seine Freunde daraus machen. Der Stuhl, auf dem Friedrich gestorben war, und die Tasse, aus der er gewöhnlich getrunken, schenkte Friedrich Wilhelm II. seiner alten Tante, Friedrich's Lieblingsschwester, der Prinzessin Amalie. Kurze Zeit nach ihres Bruders Tode kam sie nach Sanssouci, um sich das Sterbezimmer, die Lieblingsplätze und die Gruft des Königs zeigen zu lassen. Die verwittwete Königin sah, so viel man weiß, Sanssouci niemals.

Es wird wenige Menſchen geben, die Jean Paul's Urtheil über Friedrich den Großen nicht unterſchreiben: „Es iſt leichter, ein großer als ein rechtſchaffner König zu ſein; er war beides. Es iſt leichter bewundert als gerechtfertigt zu werden, ihm iſt beides zu Theil geworden.“ Und nicht minder wahr iſt, was Gans einmal 1837 an Varnhagen ſchrieb: „Es iſt merkwürdig, wie lange ein Weltgenie vorhält. Wir können mit allen Abwaſchungen des Mittelmäßigkeitswaſſers doch nicht die inſicive Farbe Friedrich's des Großen loswerden.“

Wenn bedeutende Zeitgenoſſen Friedrich's über ſein Regiment das harte Wort „Sclaverei“ ausgeſprochen haben, ſo haben die Nachkommen gewiß doch es dankbar zu erkennen, daß aus der harten Steinbruchsarbeit, mit der die damals im Lande lebenden Menſchen überlaſtet wurden, der ſtolze und feſte Bau hervorgegangen iſt, unter deſſen Schirme ſie jetzt wandeln: er hat ſchwere Stürme überdauert und wird auch noch ſchwerere überdauern: „Wenn anders Preußen nur ſich ſelbſt bleibt treu.“

14. Die Brüder Friedrich's des Großen, Prinz Heinrich, Prinz Ferdinand und Prinz Wilhelm. Die Prinzessin Ferdinand und der Einsiedler am Vesuv. Friedrich's Schwester Amalie und Baron Trenk.

Den König überlebten zwei jüngere Brüder: die Prinzen Heinrich, geboren 1726, und Ferdinand, geboren 1730, der dritte Bruder, Wilhelm, „der Prinz von Preußen", als präsumtiver Thronerbe genannt, geboren 1722, zehn Jahre jünger als Friedrich, war schon 1758 gestorben. Wilhelm hatte sich 1742 mit einer braunschweigischen, Heinrich 1752 mit einer hessischen, Ferdinand 1755 mit einer Prinzessin von Brandenburg-Schwedt vermählt; Wilhelm hatte seine Hofhaltung in Oranienburg, das ihm der König geschenkt hatte, Heinrich in Rheinsberg, Ferdinand in Ruppin. Alle drei Prinzen waren lebenslustig und lebten auch, namentlich in den Jahren zwischen den ersten schlesischen und dem siebenjährigen Kriege auf ihren Lustschlössern ein heitres Leben, über das Bielefeld, der Gouverneur des jüngsten Prinzen Ferdinand war, berichtet.

„Oranienburg", schreibt er unterm 21. November 1754, hat Prinz Wilhelm aus dem Verfalle gezogen, in den es während der siebenundzwanzigjährigen Regierung Friedrich Wilhelm's I. gerathen war. Den großen nach le Nôtre's Plan angelegten Garten hatte die Vernachlässigung wunderbarerweise verschönert. Die seit 1713 nicht mehr verschnittenen Buchenhecken

hatten sich verwachsen und verschlungen und bildeten einen Gang, der so dicht jetzt ist, daß weder Sonne noch Wind durchdringen kann. In der größten Mittagshitze gewährt er Kühlung und Schatten und Abends speist man darin, ohne daß die Luft die Kerzen auslöscht. Ein geschickter Gärtner, der die Verwilderung benutzte, hat viele geschmackvolle, kleine Gartenhäuser aus der Erde wachsen lassen."

„Das Schloß zu Rheinsberg ist geblieben wie es war: nur einige Zimmer, die nicht fertig waren, sind ausgebaut worden. Der Garten hingegen ist sehr vergrößert worden. Ein Theater von grünen Hecken ist vollkommen zu Vorstellungen aller Art eingerichtet und kann zu mehr als einem Zwecke dienen. In dem das Schloß umgebenden Laubholzwalde hat Prinz Heinrich eine Menge Landhäuser angelegt, die Einsiedeleien vorstellen. Sie sind mit Austerschalen und Baumrinde überzogen und mit Stroh gedeckt. Inwendig sind sie einfach, doch nett möblirt. Mitten unter diesen Häusern sieht man eins, größer als die andern mit einem Thurme: darin wird bei Regenwetter gespeist; ist schönes Wetter, so ist die Tafel in einem nur einige Schritte davon entfernten Pavillon von Gitterwerk. Das Zeichen dazu wird mit einer Glocke gegeben, beim dritten Schlag verläßt Alles die Häuser und tritt in den großen Saal. Die Vormittage verlebt jeder Bewohner der Häuser, wie es ihm gut dünkt; nach aufgehobener Tafel hat man dieselbe Freiheit; um sechs Uhr Abends versammelt man sich zu den gemeinschaftlichen Ergötzungen."

Unter dieſen Ergötzungen berichtet Bielefeld unterm 11. December 1753 von einer vor kurzem gegeben Vorſtellung des franzöſiſchen Hofes unter der Minderjährigkeit Ludwig's XIV. Die Hauptabſicht des Prinzen Heinrich war dabei: der Erbprinzeſſin von Darmſtadt (der geiſtreichen Caroline) einige alte chineſiſche Lacke auf eine feine Art anzubieten. Es ward ihr die Rolle der Anna von Oeſtreich zuertheilt, ein Geſandter aus Siam brachte die Geſchenke. Man hatte alle Berichte, alle Kupferſtiche zu Rathe gezogen, um die Perſonen jener Zeit darzuſtellen und ſie im Geſchmack ihrer Tage zu kleiden. Fräulein von Forcade, Hofdame der Prinzeſſin, lieblich blühend und eigentlich noch ein Kind, ſpielte den König Ludwig. Prinz Wilhelm als Kanzler trug eine ungeheure Perrücke und ein langes ſchwarzes ſchleppendes Kleid. Prinz Heinrich gab den Cardinal Richelieu mit Mäntelchen und Faltengewand. Die übrigen Hofleute, die hundert Schweizer und die Dienerſchaft waren genau im Coſtüm des ſiebzehnten Jahrhunderts. Alles war zu dieſem Feſte in Athem geſetzt worden, ſelbſt die Kammerfrauen. Die ſchönſte Sommernacht erhöhte das Vergnügen; man begab ſich unter die Colonnade, welche dem See von Rheinsberg gegenüber iſt. An einem Ende derſelben erhob ſich ein Thron für den König, auf den er ſich neben ſeiner erhabenen Mutter niederließ. Darauf ſah man auf dem See in der Ferne zwei Barken mit bunten Wimpeln und mit hundert Lichtern erleuchtet. Sie hatten den Geſandten von Siam mit ſeinen Geſchenken

an Bord und nie ſah man etwas Originelleres. Seine Tracht, ſo wie die des Dolmetſchers und Gefolges war prachtvoll. Sobald die Barken gelandet waren, ſprang der Geſandte heraus, ging mit den Seinigen zur Colonnade, ward von den Vornehmſten des Hofes empfangen und vom Ceremonienmeiſter vor den König geführt. Er hielt eine Rede in fremder Sprache, welche der Dolmetſcher überſetzte und überreichte darauf ſein Creditiv nebſt den Geſchenken. Prinz Wilhelm als Kanzler übernahm die Beantwortung, die ziemlich lang war, und die er, um den Prinzen Heinrich zu necken, mit folgenden Worten ſchloß: „die königliche Frau Mutter nehme die Geſchenke aus Siam bloß als Freundſchaftsbeweis, nicht ihres Werthes wegen an, denn (ich gebe genau wieder, was er ſagte) la chaise p....e de la Reine est, sauf le respect, d'un plus beau laque, que tous ces colifichets“*). Dieſer Einfall erregte ein lautes und allgemeines Gelächter. Man zeigte hierauf dem Geſandten alle Herrlichkeiten des hell illuminirten Schloſſes und Gartens und nahm dann an kleinen Tafeln zum Abendeſſen Platz. Beim Nachtiſch bereitete Fräulein von Mérienne (Morien) noch eine Ueberraſchung. Sie verließ unbemerkt den Saal und zog eine ſchwarze, mit feuerfarbenem Bande und ſonderbaren Flittern beſetzte Robe an. Darauf meldete man dem franzöſi-

*) Es bezieht ſich das auf die Ausſtattung der Königin Charlotte und die oben mitgetheilte Stelle in dem Briefe der Herzogin von Orleans. (Bd. 2, S. 145.)

ſchen Hofe, daß ſo eben die Königin Chriſtine von Schweden in Begleitung Monaldeschi's angekommen ſei, um König Ludwig zu beſuchen. Man erhob ſich zu ihrem Empfang. Fräulein Mérienne hatte ihre Rolle vollkommen durchdacht und ſpielte ſie zum Entzücken. Nach der Tafel war Ball und man bewegte ſich in Paſſepieds, Aimable-vainqueurs, Rigodons und Sarabanden heiter durch den Saal."

„Ich würde nicht fertig werden, wenn ich Alles erzählen ſollte, was die Prinzen in dieſer Art ſeit einigen Jahren erſannen. Niemand findet mehr Geſchmack an freiſinnigen Vergnügungen als Prinz Wilhelm und Niemand verſteht beſſer ſie anzuordnen, als er. Bielefeld beſchreibt nun noch umſtändlich eine von Prinz Wilhelm arrangirte Inſel des Vergnügens, wobei Prinz Heinrich als Orpheus und an ſeiner Seite Fräulein von Mérienne als Euterpe erſchien. „Einſt ſtellte man ein Auto da fé zu Goa vor: Prinz Wilhelm und ich waren die Schlachtopfer, die fälſchlich angeklagt zum Feuertode verdammt wurden. Ein anderes mal ſtellte man das Serail dar, ein Götterfeſt auf dem Olymp, die Entführung einer Schäferin, die elyſäiſchen Gefilde, ein Kloſter, eine Scene aus dem Don Quixote, Ritter um eine Prinzeſſin ſtreitend u. ſ. w. In Allem zeigte ſich das unübertreffliche Genie des Prinzen."

Auch noch ſpäter, nach dem Tode des Prinzen Wilhelm, 1758, machte der Prinz Heinrich in Rheinsberg einen ſtattlichen Hof. Er hatte auch in Berlin ein prachtvolles Haus. „Prinz Heinrich's Palais, die heutige Univerſität," ſchreibt 1775 der Touriſt Moore, „iſt

eines der prächtigsten Gebäude in Berlin. Kein Unterthan des Königs lebt herrlicher als dieser Prinz, der einen zahlreichen Hofstaat von Bedienten unterhält, die meist schöne, junge, sehr kostbar gekleidete Leute sind. Das Tractament, das er nach der Berliner Musterung gab — ein Souper mit Concert — war ungemein prächtig."

Von dem Prinzen Heinrich, welcher den trefflichen Oberst Camas zum Gouverneur gehabt hatte, dem ausgezeichnetsten der Brüder des großen Königs, hat der englische Touriſt William Wraxall, welcher den Hof im Jahre 1777 besuchte, eine Charakterschilderung in seinen Memoiren hinterlassen:

„Der Prinz Heinrich, sagt er, ist ein durch seine großen Gaben nicht minder ausgezeichneter Mann, als sein älterer Bruder der König. Er ist gegenwärtig fast zweiundfunfzig Jahr alt, von Person unscheinbar und ohne alle äußerliche Anmuth der Gestalt. Von Natur schweigsam, kalt und eingezogenen Wesens, kann er nichtsdestoweniger, wenn die Gelegenheit es fordert, seine gewöhnliche Zurückhaltung abschütteln und gesprächig, mittheilend und gewinnend werden. Er verbindet mit überlegnen Fähigkeiten eine ungewöhnliche Ausbildung des Geistes und, gleich Friedrich, ist er nicht weniger ein General, als ein Staatsmann. Zeit des ganzen Verlaufs des letzten Kriegs vertraute der König ihm die schwierigsten Unternehmungen, zu denen eine vollendete Umsicht oder militairische Wissenschaft erforderlich waren. Mit untergeordneten und schlechtdisciplinirten Truppen hielt er nicht nur die

Angriffe der Oeſtreicher und Sachſen ab, ſondern ſchlug ſie auch mehr als einmal. In der Schlacht bei Prag bewährte er die größte Unerſchrockenheit. In der bei Freiberg zeigte er Talente für die Kriegsführung, die ihn den erſten Generalen der Zeit gleichſtellen. Der Ueberlegenheit ſeiner Pläne und Anordnungen ward der hier erfochtene Sieg vornehmlich verdankt. Man ſagt, ſeine militairiſchen Talente bildeten die Gegenſeite von denen des Königs. Friedrich, unternehmend von Gemüth, iſt geſchickt zu allen kühnen Offenſiv-Maaßregeln. Prinz Heinrich, vorſichtiger, iſt für den Defenſivkrieg geſchaffen."

„Nicht allein im Felde ſind ſeine Fähigkeiten wirkſam und zum Nutzen der Krone verwendet worden, er hat gleich ſchwere Hinderniſſe im Cabinette beſeitigt. Ihm vertraute der König die beiden „delicaten" Unterhandlungen an, mit Catharine II., welche die Geſtalt Europas veränderten, eventuell die Theilung Polens herbeiführten und auf dauerndem Grunde die Freundſchaft zwiſchen dem Petersburger und Berliner Hofe zuſammenkitteten. Bei den beiden Beſuchen, die er zu dieſem Zwecke der Kaiſerin abſtattete, wo er zugleich als Staatsmann und Geſandter auftrat, entſprach er mehr als jeder Hoffnung und ſetzte alle Hauptpunkte, die ſeinem Auftrag vertraut waren, durch." Sein Bruder ſagte damals: „Ich habe ihn nun im Krieg und im Frieden geprüft; er hat mir in Rußland die größten Dienſte mit aller möglichen Geſchicklichkeit geleiſtet." „So eine Vereinigung von Talenten bei zwei ſo eng verbundenen Fürſten iſt ohne

Beiſpiel. Es giebt hier unabhängige Perſonen, die dafür halten, daß der Prinz an Fähigkeit dem König überlegen ſei; aber die erhabene Stellung auf einem Throne iſt beſſer dazu geeignet, jene Fähigkeit zur Schau zu bringen, als der Beruf eines Privatmannes."

„Schlagend iſt die Aehnlichkeit zwiſchen beiden Brüdern in vielen Einzelnheiten ihres Lebens und ihrer Neigung. Gleich Friedrich iſt Prinz Heinrich ohne Söhne und Töchter. Ebenfalls gleich ihm hat er keine Neigung zu Frauenliebe, noch iſt er in ſeinen ehelichen Verhältniſſen glücklich. Beide bringen einen großen Theil ihrer Lebenszeit in der Zurückgezogenheit zu, wenig geſehen, ausgenommen von den Perſonen, welche ihre Hofhaltung bilden und ihre gewöhnliche Geſellſchaft ausmachen. Der Prinz ward im Jahre 1752 mit Wilhelmine, Tochter des Prinzen Maximilian von Heſſen-Caſſel vermählt (und zwar nach Bielefeld aus eigner Wahl, die Prinzeſſin galt für ſehr ſchön); aber ſie ſpeiſen, ſprechen, kommen und leben nicht zuſammen. Nichtsdeſtoweniger iſt ſie nicht nur eine liebenswürdige und angenehme Frau, ſondern beſitzt auch einen überlegenen Verſtand. Gewiß iſt es nicht in der königlich preußiſchen Familie, wo man heut zu Tage leicht Beiſpiele von ehelichem Zuſammenleben und Glück finden kann. Die Abneigung zwiſchen dem Prinzen Heinrich und ſeiner Gemahlin iſt ſo groß, daß er, wenn er in Berlin ſich aufhält, hier ſeine beſondere Tafel hat; er lebt aber den größten Theil des Jahres in ſeinem Schloſſe Rheinsberg. Hier kann man ihn ſehen und kennen lernen,

nicht in der Hauptstadt, wo er selten mehr als drei Monate bleibt, vom Januar bis April. Obgleich zur Zeit von dem König nur wenig befragt und verwendet, leidet es doch keinen Zweifel, daß seine Fähigkeiten sofort wieder zur vollen wirklichen Thätigkeit gerufen werden, wenn gefährliche oder schwierige Umstände eintreten sollten."

Strenger als Wraxall beurtheilt der englische Gesandte Mitchell den Prinzen Heinrich. Er hebt namentlich hervor, daß er seinem Bruder gegenüber immer den Unzufriednen gespielt habe. „Prinz Heinrich, sagt Mitchell in einer Depesche vom 19. Dec. 1757 ist sehr eitel und haßt seinen Bruder, auf dessen Größe er eifersüchtig erscheint. Er besitzt Talente, jedoch mehr Verschlagenheit als wahre Tiefe und ist durch und durch französisch gesinnt." Wie weit dieß ging, beweist eine Aeußerung, die er an den jungen Berenhorst, natürlichen Sohn des alten Dessauers, den Autor der berühmten Betrachtungen über die Kriegskunst, that, den er mit den Worten „daß man doch kein deutsches Beest sein möge" aufforderte, französisch zu lernen. In diesem Sinne wurde die große Pepinière von jungen Offizieren und Diplomaten, die Prinz Heinrich um und unter sich hatte, gebildet.

Prinz Heinrich überlebte seinen Bruder, der vierzehn Jahre älter als er selbst war, noch siebzehn Jahre; er starb 1803, im achtundsiebzigsten Jahre seines Lebens. Sein Erbe war der bekannte Prinz Louis Ferdinand, der Sohn seines jüngsten Bruders Ferdinand.

Prinz Ferdinand's Gouverneur war seit seinem funfzehnten Jahre der oft genannte Baron Bielefeld. „Seine Erziehung, schrieb dieser damals 1745, scheint mir etwas vernachlässigt worden zu sein, der Unterricht war ihm zuwider, nur Krieg und Jagd beschäftigten ihn. Wenn es mir gelingt, das Rauhe seiner Sitten zu schleifen, sind alle meine Wünsche erfüllt."

„Prinz Ferdinand, sagt Wraxall zweiundzwanzig Jahre später, obgleich er nicht dieselben persönlichen Ansprüche auf Unsterblichkeit, wie seine beiden älteren Brüder machen kann, mag mit Recht, was persönlichen Muth betrifft, mit ihnen wetteifern. Während des siebenjährigen Krieges diente er in der preußischen Armee und hatte den Rang eines Generals. Ihm aber wird Friedrich wahrscheinlich nicht bei einem Augenblicke der Gefahr die materiellen Interessen der Familie Brandenburg anvertrauen."

Prinz Ferdinand war seit 1755 mit Luise, Prinzessin von Brandenburg-Schwedt, vermählt. Sie muß eine sehr liebenswürdige Dame gewesen sein, wenigstens veranlaßte sie so heftige Leidenschaften, daß ein junger Italiener, der ihr in Berlin in seiner Sprache Unterricht ertheilte, in der Verzweiflung in der weiten Welt umhergejagt ward, bis er sich als Eremit am Fuße des Vesuvs niederließ. Die bekannte Gräfin Lichtenau machte hier seine Bekanntschaft im Jahre 1796 und er schrieb ihr damals einen Brief, d. d. Naples 18. Avril 1796, der in ihrer Apologie abgedruckt ist. Es heißt darin: „Je vous supplie

très humblement et très instamment de me mettre aux pieds de Mad. la Princesse F—d, et de Lui dire que, pour expier les folies de ma jeunesse, il y a cinq ans que je me suis procuré une retraite trop près d'une bouche d'Enfer, pour que l'horreur qu'elle m'en inspire me mette à même de l'éviter, comme assurement je l'espère de manière que je vis dans la ferme croyance de La revoir un jour dans l'heureux séjour d'une gloire éternelle.“ Die Prinzessin — die Mutter des berühmten Prinzen Louis Ferdinand, starb erst 1820, zweiundachtzig Jahr alt. Ihr Gemahl, Prinz Ferdinand, war Heermeister in Sonnenburg und starb 1813, dreiundachtzig Jahr alt. Zwei Söhne waren vor den Eltern gestorben, Friedrich fünfundzwanzigjährig 1796 und Louis Ferdinand, der 1806, noch nicht vierunddreißig Jahr alt, bei Saalfeld fiel und auf den ich zurückkomme. Der jüngste Sohn und eine Tochter überlebten die Eltern, Prinz August, der 1843, vierundsechzigjährig in Bromberg starb und die mit dem Fürsten Anton Radzivil 1796, sechsundzwanzigjährig vermählte Prinzessin Luise.

Außer den zwei Brüdern des großen Königs überlebte ihn auch noch seine jüngste Schwester Amalie. Sie war geboren 1723, fast zwölf Jahre jünger als der König, und sein Liebling. In den vierziger Jahren wurden von Seiten der russischen Kaiserin Elisabeth wegen einer Heirath mit dem Großfürsten Peter von Holstein-Gottorp, dem Stammvater der heutigen Kaiserfamilie Schritte bei Friedrich dem Großen gethan:

dieſer lehnte den Antrag aber ab, indem er den ruſſiſchen Thron für zu unruhig hielt, die Erfahrungen, welche die braunſchweigiſche Prinzeſſin, die Gemahlin des Sohnes Peters des Großen, gemacht hatte, ſchreckten. Die Kaiſerin Eliſabeth vermerkte die Ablehnung ſehr übel und ein guter Theil des Haſſes, den ſie auf den König warf und im ſiebenjährigen Kriege ausließ, datirt ſchon von damals. Die Prinzeſſin Amalie iſt berühmt durch ihr geheimes Verhältniß mit dem Gardeofficier Baron Friedrich von der Trenck aus Königsberg, geboren 1726, der durch ſeine lange neunzehnjährige Gefangenſchaft und ſeine Selbſtbiographie zu ſeiner Zeit ſich ſeinerſeits ebenfalls einen berühmten Namen gemacht hat. Trenck war — ſo ſah ihn wenigſtens der König an — ein gefährlicher und deſperater Menſch und unterhielt Intriguen mit dem öſtreichiſchen Parteigänger Franz von der Trenck, einem ſeiner Verwandten. Um ihn mürbe zu machen, ließ ihn Friedrich vom Jahre 1745—1763 erſt in Glatz und dann in Magdeburg einkerkern. Der König ſchrieb damals an Fouqué, Commandanten in Glatz unterm 28. Juni 1745 eigenhändig: „Gardez étroitement ce drôle la, il a voulu devenir Pandour auprès de son oncle.“ Im Januar 1747 brach Trenck am hellen Tage aus ſeinem Gefängniſſe zu Glatz aus, ſprang den hohen Wall hinab, tödtete die Nachſetzenden, trug ſeinen Gefährten, der beim Fall ſich den Fußknöchel ausgerenkt hatte, auf ſeinem Rücken davon und gewann, von der böhmiſchen Grenze aus weite Umwege machend, über 150 Meilen

wandernd, unter tausend Mühsalen endlich ein Asyl. Er ging nach Wien, Moskau, Danzig. Höchst unvorsichtig ließ er sich von dem Könige auf dem neutralen Gebiete in Danzig aber wieder fangen und kam nun in die Citadelle von Magdeburg. Hier ersann er mit bewundernswerther Erfindungskraft und Ausdauer Pläne, um wie ein Maulwurf sich aus der Erde herauszuwühlen, sie waren aber alle ohne Erfolg. Die Zeit verkürzte er sich mit den sinnreichsten Schnitzereien, Versen, Memorialen, auch sie waren ohne Erfolg. Als der Hubertusburger Friede geschlossen war, kam er endlich frei und seine Erscheinung erregte überall, wo er hinkam, ungewöhnliches Aufsehn: man bewunderte den Märtyrer des Hasses Friedrich's wegen seiner außerordentlichen Geistesstärke und der herkulischen Zähigkeit seines ungebrochenen Gemüths. Der Touriſt Dutens, der ihn in dem glänzenden, von Fremden wimmelnden Badeort Aachen sah und sich zu dem außerordentlichen Manne vor allen hingezogen fand, meint aber doch in seinen Memoiren, daß das Gleichgewicht seiner Vernunft durch die Einkerkerung ein wenig gestört worden sei. Ueber zwanzig Jahre bis zum Tode seines großen Widersachers mußte Trenck noch warten, bis er durch Publication seines Lebens sich Luft machen konnte: er that es endlich in drei Bänden, denen noch zwei nachfolgten. In ihnen ließ er mit fieberhaft erregter Leidenschaft, die mit breiter Moralpredigt auffallend wechselt, alle Schleusen des Zornes offen, daß man ihm, dem von Lebensluſt Strotzenden, das Leben so verkümmert habe. Trenck, verheirathet

mit einer Mdlle. de Broe in Aachen, lebte unter wechſelvollen Schickſalen noch bis 1794, ſtürzte ſich in den Krater der Revolution in Paris und ward zwei Tage nach Robespierre guillotinirt. Vier Jahre darauf, bei der Huldigung Friedrich Wilhelm's II. ward die Familie Trenck gegraft, angeblich, um ihr eine Genugthuung wegen des erlittenen Kummers zu geben. Weil Friedrich ſich der Verbindung Trencks mit ſeiner Schweſter Amalie entgegengeſtellt hatte, ſuchte er ſie durch die liebevollſte Zärtlichkeit dafür zu entſchädigen. Sie glänzte in den Hoffeſten, unter andern theilte ſie bei dem großen prächtigen Nacht-Carrouſſel im Luſtgarten zu Berlin bei 30,000 Lampen 1750 die Preiſe aus. „An dieſem Tage ſoll ſie, ſchreibt Bielefeld, blendend ſchön geweſen ſein. Ihr Kleid von Silberſtoff erhöhte ihre Reize ſo, daß man in Verſuchung kam, ſie für ein überirdiſches Weſen zu halten. Acht in Silbermoor gekleidete Hofdamen ſtanden ihr zur Seite. Voltaire war ſo entzückt, daß er gleich auf der Stelle ſehr hübſche Verſe verfertigte und ſie der Prinzeſſin überreichte.“ 1751, achtundzwanzig Jahr alt, ward Amalie Aebtiſſin von Quedlinburg, wovon ſie eine anſehnliche Pfründe genoß. „Alle Welt,“ ſagt Thiébault in ſeinen Souvenirs de Berlin, „hielt ſie für den Hauptſpion ihres Bruders und hegte eine merkwürdige Scheu vor ihr.“ Prinz Heinrich nannte ſie nur die böſe Fee. Sie verſcheuchte alles durch ihre ſcharfen und ſtrengen Urtheile. Während des ſiebenjährigen Kriegs und überhaupt in allen kritiſchen Momenten ließ ſie

die Wahrſager und Kartenſchlägerinnen Berlins zu ſich kommen, Tage lang für ihren Bruder die Karte ſchlagen und ſandte ihre gewonnene Kunde dem Könige zu. Ihre Vertraute war Fräulein von Herlefeld, über deren Verluſt 1770 Friedrich ſie durch eine poetiſche Epiſtel zu tröſten ſuchte. Nach dem Frieden pflegte ſie, wenn der König Fremde in Potsdam bei ſich hatte, die Ceremonienmeiſterin zu machen. In dieſer Function traf ſie noch 1775 der engliſche Touriſt Moore. Sie war aber zuletzt ungemein ſchwach und kränklich: nach Wraxall hatte ſie ſchon 1777 ein Auge gänzlich und den Gebrauch eines Armes verloren. Ihr Kopf zitterte, die Füße konnten nur mit Mühe den abgemagerten Körper noch tragen, Arme und Hände waren ſkelettartig. Das Reden fiel ihr ſchwer, kaum konnte ſie ſich verſtändlich machen, ihre Stimme glich einem dumpfen rauhen Ton aus dem Grabe. Sie führte in ihrem neuerbauten prächtigen Palais unter den Linden (No. 7), das ſeit 1766 ſtatt des Schloſſes von ihr bewohnt wurde, ein ganz eingezogenes Leben und verloſch bald nach ihrem großen Bruder im Jahre 1787, vierundſechzig Jahre alt.

15. Der Hof- und Staats-Etat, das diplomatiſche Corps und die Armee unter Friedrich dem Großen.

I. Hofſtaat:

a) des Königs.

Im Anfang ſeiner Regierung hielt es Friedrich für angemeſſen, den Hofſtaat, der unter ſeinem Vater faſt bis zu Null herabgeſunken war, in einigen und zwar nicht unbeträchtlichem Luſtre wieder herzuſtellen — ſpäter, als die Waffen Glanz genug um ſeinen Namen gelegt hatten, reducirte er die Hofſtellen bedeutend, um Erſparungen zu machen. Er ſah bei den Hofpoſten übrigens vorzugsweiſe auf hohe Geburt. Am 28. October 1746 ſchrieb er an den Markgrafen Carl: „Mon Cousin. J'ai été un peu surpris du choix que Vous Voulez faire pour remplacer le Poste de Votre Maréchal de la Cour. L'intérêt que je prends à ce qui Vous regarde, me porte à Vous faire souvenir, que ce poste me semble demander une personne de naissance, capable de remplir avec dignité ce qui ne quadre nullement au de Thiele. Ainsi Je Vous prie d'y reflechir murement et de Vous déterminer plutôt pour quelqu'un d'une famille ancienne, qui ait les qualités requises, pour faire l'ornement de Votre cour."

Der Oberhofchargen waren neun: fünf aber waren im Todesjahre des Königs nicht beſetzt. An der Spitze des geſammten Hofes ſtand:

1. Der Oberkammerherr. Zu Anfang der Regierung Friedrich's verſah dieſen Poſten:

Alexander Graf (ſpäter 1784 Fürſt) von Neuwied, ein Enkel des Grafen Alexander Dohna, vermählt ſeit 1739 mit einer Burggräfin von Kirchberg, der aber nachher ganz aus Berlin fortzog und durch ſeine Aufnahme der Herrnhuter und Illuminaten in Neuwied ſich bekannt gemacht hat, geſtorben 1791, fünfundachtzig Jahr alt. Seine Stelle als Oberkammerherr vertrat als premier chambellan der bekannte Baron Pöllnitz. 1751 ward der Fürſt Carl Ferdinand von Looz-Corswaren, aus der niederländiſchen 1734 von Kaiſer Carl VI. in den herzoglichen Stand erhobenen Familie Oberkammerherr und erhielt zugleich den ſchwarzen Adlerorden. Am Schluſſe der Regierung fungirte als Oberkammerherr:

Graf (ſpäter 1786 Fürſt) Carl von Oſten-Sacken, ein ſehr reicher Curländer, der 1777 aus ſächſiſchem Dienſt, wo er Cabinetsminiſter der auswärtigen Angelegenheiten geweſen — in Friedrich's Dienſt übergetreten war. Er ward 1777 Ritter des ſchwarzen Adlerordens, nach des Königs Tode 1786 von Friedrich Wilhelm II., bei der Huldigung in Breslau gefürſtet und ſtarb 1794, neunundſechzig Jahr alt, ohne Kinder. Seine zweite Gemahlin (die erſte war eine Nichte des ſächſiſchen Premiers Brühl) war eine Gräfin Hoym, geborne von Dieskau,

die Wittwe des Grafen Julius Gebhard aus dem thüringiſchen Hauſe Droyßig, auf Schlawentſchitz bei Coſel in Schleſien und auf Oppurg in Weimar; Maria, Tochter aus deren erſter Ehe ward die Gemahlin des durch die Capitulation bei Prenzlau 1806 bekannten Fürſten von Hohenlohe, die, nachdem ſie ſich von ihm hatte ſcheiden laſſen, den mecklenburgiſchen Grafen Friedrich Wilhelm Oſten-Sacken heirathete. Schlawentſchitz blieb bei den Fürſten von Hohenlohe. Auch der Graf Oſten-Sacken hatte nur zwei Töchter, von denen Angelica den natürlichen Sohn des Kurfürſten Wilhelm von Heſſen, den Grafen von Heſſenſtein heirathete, ſchweriniſchen Geſandten in Berlin.

2. Die zweite Oberchargе war die des Oberhofmarſchalls — 1786 war ſie unbeſetzt. Als Friedrich die Regierung antrat, erhob er zu dieſer Stelle „den liebenswürdigſten der Epicuräer,“ wie er ihn nannte, den Grafen Guſtav Adolf von Gotter. Gotter, geb. 1692, der Sohn eines Raths des Herzogs von Gotha, war ein geborner Bürgerlicher aus Altenburg, er ſtudirte in Jena und in Halle: hier ſchloß er vertraute Freundſchaft mit dem nachherigen berühmten hannöveriſchen Miniſter Münchhauſen. Er machte hierauf die Tour durch Frankreich und England. 1715 trat er in die Dienſte des Herzogs von Gotha, bei dem er Geheimer Rath und Envoyé Extraordinaire in Wien ward: hier baroniſirte ihn 1723 Kaiſer Carl VI. Gotter machte ſein Glück in Wien durch ein paar junge öſtreichiſche Edelleute aus

den ersten Familien, die von seinem Umgange so bezaubert wurden, daß sie ihn in den ersten Zirkeln einführten. Er machte eines der glänzendsten Häuser in Wien, seine Tafel war berühmt. Prinz Eugen und der päpstliche Nuntius Cardinal Passionei wurden seine vertrauten Freunde. Er war dreißig Jahre alt, als ihm Friedrich Wilhelm den Orden de la générosité gab. 1727 erhielt er den Titel eines Staats- und Kriegsministers und um dieselbe Zeit von Rußland den Alexander-Newskyorden. 1731 schickte ihm Friedrich Wilhelm den schwarzen Adlerorden. Er bemühte sich seit lange, ihn in seine Dienste zu ziehen. Erst 1731 aber entließ Gotter'n der Herzog von Gotha. Gotter fungirte nun 1732—1736 als preußischer Gesandter in Wien: man nannte ihn hier wegen seiner Donnerstimme „le Jupiter foudroyant." 1736 ward er Minister im obersächsischen Kreise, zog sich aber bis 1740 auf sein Gut Mohlsdorf bei Gotha zurück. Gotter war es, den Friedrich nach dem Tode Carl's VI. auserwählte, seine Ansprüche an Schlesien in Wien zu vertreten, zur Belohnung für diesen diplomatischen Dienst erhob er ihn in den Grafenstand. Gotter war ein zweiter Casanova, ein Glücks- und Lebemann, der namentlich die Tafelfreuden liebte, er lebte, wie Lucullus; zweimal, einmal in London und einmal im Haag gewann er das große Loos in der Lotterie und verstand auch sonst überall sein Glück zu machen. Er ging nochmals 1746 wieder seiner Gesundheit halber nach Mohlsdorf und an den Gothaischen Hof, kam aber 1752 auf eine Einladung des Königs, nachdem

er auf einer Reise nach Montpellier seine Gesundheit wieder hergestellt, zurück und fungirte wieder als Oberhofmarschall, Curator der Akademie und Generalpostmeister bis zum Jahre 1762, wo er siebzigjährig starb. Friedrich hat mehrere Poesien an ihn gerichtet und sein Bildniß von Pesne — neben einer schönen Frau, die jedenfalls seine Maitresse war — hing in Sanssouci im Cabinet des Königs. Zwischen inne in Gotter's Abwesenheit fungirte als Obermarschall Graf Otto Leopold von Bees, früher Gesandter in Dresden, seit 1741 Ritter des schwarzen Adlerordens, gestorben 1761.

Nach dem siebenjährigen Kriege bekleideten die Oberhofmarschallsstelle: Graf Reuß IX. Köstritz, der zugleich Geheimer Staatsminister der Finanzen war und den der König 1766 die Lotterie pachten ließ, seit 1743 mit einer Gräfin Flodrop-Wartensleben vermählt und seit 1752 Ritter des schwarzen Adlerordens war und 1780 starb, und nach ihm Graf Victor Friedrich Solms-Sonnewalde, früher Gesandter in Rußland, seit 1772 Ritter des schwarzen Adlerordens, der 1783 starb, vermählt seit 1754 mit einer Tochter des Generals Graf Alexander Dönhoff. Dieser Solms ist derselbe, den Friedrich bei einem Ceremonielstreite in einem Billet vom 23. Jan. 1780 an die Entscheidung Kaiser Carl's V. in einem ähnlichen Streite zwischen zwei Damen erinnerte: „que la plus folle entrerait la première.“

Nach des Grafen Solms Tode ward kein Oberhofmarschall von Friedrich II. wieder ernannt.

Friedrich der Große nahm es in Sachen der Hof-Etiquette sehr streng. „Als ich, schreibt Lord Malmesbury, 1767 dem König vorgestellt werden sollte, führte mich der Hofmarschall (Graf Reuß) aus Versehen in eines der Gallazimmer, anstatt in das vom König bestimmte eine Treppe höher befindliche Wohnzimmer des Königs. Als dieser an dem ersteren Zimmer vorüberkam, gab er nicht zu, daß ich an diesem Tage vorgestellt wurde, sondern sagte zum Marschall: „Sachez, quand on présente des gens à quelq'un que c'est toujours chez lui!“

Eine andere sehr drollige Geschichte ereignete sich mit zwei Kammerherren des Papstes, die durch den General von Lentulus um eine Audienz gebeten hatten. Der König ließ ihnen die Zeit wissen. Es war gar nicht seine Absicht, ihnen einen Wagen zu schicken, Lentulus hatte aber eine königliche Equipage bestellt. Gewöhnlich nahm man dazu eine sehr ordinaire Kutsche aus dem königlichen Stall mit zwei königlichen Pferden. Zum Unglück bestellte der königliche Bediente einen der prächtigsten königlichen Leibwagen mit sechs Pferden. So wurden die Kammerherren des Papstes abgeholt und fuhren triumphirend vor das Schloß zu Potsdam. Der König war eben am Fenster, sah die Italiener aussteigen und war nicht wenig ärgerlich. Er befahl sogleich den Wagen wegfahren zu lassen und eine gewöhnliche zweispännige Miethkutsche zu substituiren. Beim Weggehen von der Audienz waren die Kammerherrn des Papstes wie

verſteinert, als ſie die Verwandlung erblickten. Sie erkundigten ſich bei einem Bedienten des Königs und dieſer ſagte ihnen: „Es ſei eine alte Etiquette am preußiſchen Hofe, daß Kammerherren des Papſtes in möglichſt prächtiger Equipage zur Audienz gefahren würden, und in einem Fiacre wieder zurück.“

3. Die dritte Oberhof-Charge war die des Oberſtallmeiſters. Es bekleidete ſie bis 1747 der alte Friedrich Bogislav von Schwerin vom Hauſe Wendiſch-Wilmersdorf; nach ihm: Johann Nepomuc Gotthard, Graf Schaffgotſch, zugleich Miniſter, geſtorben 1775, Bruder des Biſchofs von Breslau. 1786 beim Tode des Königs war Oberſtallmeiſter der Sohn des alten Schwerin, der kleine, dicke General Graf Friedrich Albrecht von Schwerin: er war 1762 vom König gegraft worden, erhielt von Friedrich Wilhelm II. den ſchwarzen Adlerorden und ſtarb 1789, zweiundſiebzig Jahre alt. Unter ihm fungirte noch ein Reiſeſtallmeiſter Oberſt von der Goltz. Schwerin und ein General Krockow, wahrſcheinlich der Flügeladjutant Anton, Bruder des erſten Grafen, geſtorben 1778, gehörten zu den Hauptſpaßmachern des Königs. Berenhorſt erzählt einen merkwürdigen Vorfall, wodurch es dieſen beiden Spaßmachern gelang, den ſonſt ſo geſcheiten König ganz ernſtlich von einem ſeiner beſten Generale, Seydlitz, zu entfernen. „Anfang des Jahres 1761 kam der General Seydlitz wieder zur Armee, von welcher er, mehr Mißvergnügens als Unpäßlichkeits halber, lange abweſend

geweſen war. Der Tag der Ankunft war bekannt. Krockow und Schwerin putzten ſich an dieſem Tage mit ihrer Staatsuniform, welche im Felde zu tragen nicht gewöhnlich war. Sobald ſie der König erblickt, fragt er, warum ſie dermaßen in Galla ſind? Sie thun verwundert und fragen den König wieder zurück, ob er denn nicht wiſſe, was heute bei der ganzen Cavalerie vorgehe, die die Ankunft des Generals Seydlitz celebrire. Der König ſchweigt ſichtbar betroffen ſtill. Als Seydlitz vor ihm erſcheint, empfängt er ihn äußerſt kalt, ſagt: „„Mein lieber Seydlitz, Er ſieht ſehr elend aus, Er hat ſich viel zu früh aufgemacht, Er muß ſich noch pflegen““ und nöthigt ihn in der That wieder zurückzukehren.“

Folgte 4. Der Hofmarſchall, zu Anfang der Regierung: der General und obengenannte Generaladjutant Graf Friedrich Sebaſtian Truchſeß, geſtorben 1745 bei Hohenfriedberg. Ihm folgte ein andrer Generaladjutant, der ſchleſiſche Graf Carl Friedrich Poſadowski. Von den ſechziger Jahren an war Hofmarſchall und noch zuletzt 1786 Graf Gebhard Werner von der Schulenburg-Wolfsburg, von der weißen Linie, ein Großneffe des berühmten venetianiſchen Feldmarſchalls; derſelbe, der in den ſechziger Jahren den Herzog Carl von Würtemberg in ſeinen Streitigkeiten mit den Ständen zur Raiſon zu bringen geſchickt wurde.

Die 5. Hofſtelle war die des Grand Maitre de la Garderobe. Als ſolcher fungirte am Anfang der Regierung der ſchleſiſche Graf Henkel von

Donnersmark (beim Einzug in Breslau 1740) und seit dem siebenjährigen Kriege Friedrich Wilhelm, seit 1753 erster Graf von Eickstädt-Petershwald, ein Pommer, der mit Graf Reuß 1766 die Lotteriepacht erhielt, um seine derangirten Verhältnisse zu bessern; dann Graf Johann Georg Wenthern, Ritter des schwarzen Adlerordens 1772, gestorben 1790. Beim Tode des Königs bekleidete die Grand Maitre-Stelle Johann Eustach Graf von Schlitz-Görtz, der bekannte Diplomat, früher Oberhofmeister in Weimar, den der König in der baierischen Successionssache insgeheim gebraucht hatte. Görtz trat 1778 in preußische Dienste, fungirte aber nicht in seinem Hofposten in Berlin, sondern als Gesandter in Petersburg. Er war ein Mann von Geist, aber zugleich ein sehr formenstrenger Hofmann der alten Schule.

Die 6. Oberchargе, die des Oberschenken, war 1786 unbesetzt. 1742 bekleidete sie der schlesische Graf Leo Max Henkel von Donnersmark-Beuthen der 1741 den schwarzen Adlerorden erhielt und 1771 starb.

Die Wiederbesetzung dieses Postens lehnte Friedrich sehr expressiv ab. Er schrieb dem Bittsteller: „Ich wundere mich sehr, daß Ihr eure Talente nicht zum Landesbesten anzuwenden bemüht seid. Die alte Barbarei des Gefäffs ist Gottlob längst von meinem Hofe verdrängt und ich will nicht, daß Unsinn und Unvernunft durch eine solche Stelle wieder eingeführt werden sollen. Erwählt

euch einen rühmlicheren Posten, worin Ihr nützlich seyn könnt und seid versichert, daß ich alsdann immerhin auf Euch vorzüglich reflectiren und zeigen werde, daß ich bin

Euer wohlaffectionirten König
Friedrich."

Heut zu Tage figurirt die Stelle wieder im Hofkalender: ein Arnim vertritt sie.

Folgte 7. Der Schloßhauptmann; zu Anfang fungirte Friedrich Paul, seit 1740 erster Graf Kamecke, der Sohn des ehrlichen Grand maître de la garderobe Paul Anton unter Friedrich I., Gemahl der Gräfin Golofkin, der erwähnten Lieblingsdame des Königs. Er starb 1766 und war ein belesener, verständiger und kluger Mann: er erkundigte sich immer beim Kammerdiener, in welchen Büchern der König lese und las sie selbst, um mit ihm darüber reden zu können. Ihm folgte Ernst Friedrich von Bismarck auf Schönhausen und Fischbeck. 1786 fungirte Carl Wilhelm, Graf von Wartensleben, ein Sohn des sogleich zu erwähnenden Oberhofmeisters der Königin.

Die 8. und 9. Oberchargе, der Oberhofjägermeister und der General-Director der Schauspiele waren beim Tode des Königs wieder unbesetzt.

Die Oberhofjägermeisterstelle bekleidete 1742 Georg Christoph Graf Schlieben-Sanditten, Sohn des 1718 gegrafften Georg Adam. Friedrich ertheilte ihm den schwarzen Adlerorden sogleich nach seinem Regierungsantritt. Er ward der Schwiegervater des Baron Kayserling 1742 und starb

1748. Als Hofjägermeister fungirte 1742: der Oberst und General-Adjutant und seit 1740 erster Graf Haake, der schon als General-Adjutant Friedrich Wilhelm I. gedient hatte. Das Amt des Hofjägermeisters war herkömmlich mit dem des ersten General-Adjutanten verbunden. Zu dem Ober- und Hofjägermeister findet sich noch ein Landjägermeister in der Person des Grafen Johann Bogislav von Schwerin, Bruders des Feldmarschalls Curt Christoph (der bei Prag fiel), welcher 1747 starb. Oberhofjägermeister nach Schlieben ward ein Graf Schmettau, der Vater dessen, unter dem der berühmte Proceß mit der Arnold'schen Mühle zu Pommerzig, ihrem Stammgute, vorfiel und endlich Baron Wilhelm Friedrich Grappendorf, der in den achtziger Jahren starb. Hierzu kam noch ein Oberjägermeister in Schlesien: einer aus der durch rüstige Waidmänner und treffliche Schützen berühmten schlesischen Familie der Grafen Reichenbach aus der 1819 erloschenen Linie Neuschloß, dessen Bruder Heinrich Leopold von der Linie Goschütz, Oberlandpostmeister in Schlesien und seit 1751 Ritter des schwarzen Adlerordens war und 1775 starb.

Die General-Directoren der Schauspiele sind oben schon genannt worden.

Noch gehörten zu dem glänzenden Hofstaat, wie er im Jahre 1742 bestand:

Der Commandant der Gensd'armes: der alte Special Friedrich Wilhelm's I., mit der großen Schramme, General Wolf Adolf von Pannewitz,

dem 1747 General Georg Conrad Freiherr von der Goltz folgte. Goltz war zugleich General Kriegscommiſſair, Ritter des Ordens pour le mérite, Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften, in welcher der König nach ſeinem Tode, der noch 1747 erfolgte, ſeine von ihm ſelbſt gemachte Lobrede las. Er hatte 1735 die bekannte ſehr reiche ehemalige Maitreſſe des Herzogs Eberhard Ludwig von Würtemberg, Wilhelmine Gräfin Grävenitz, geheirathet.

Der Oberceremonienmeiſter Baron von Pöllnitz, der Touriſt.

Der Geheime Kämmerier und Treſorier von Fredersdorf.

Der Oberküchenmeiſter Joyard, eine Hauptperſon für die culinariſchen Bedürfniſſe Friedrich's. Ihm folgte 1747 ein Graf Mokronowsky.

Der Surintendant Général des Batimens du Roi en Silésie Freiherr von Modrach, auf deſſen Schloſſe Liſſa die famoſe Ueberrumpelung der öſtreichiſchen Generale nach der Schlacht bei Leuthen ſich ereignete. Durch ſeine Erbtochter fiel Liſſa an den Grafen Joachim Maltzahn, Geſandten in London.

Endlich ſteht 1747 unter den Oberhofchargen auch noch ein Gelehrter:

Der Präſident der Akademie der Wiſſenſchaften: Pierre Louis Moreau de Maupertuis.

b. Hofstaat der Königin:

1. Der Oberhofmeister. Diese Charge erhielt im Februar 1741 Graf Albrecht Christoph von Dohna-Schlobitten, Sohn des Grafen Alexander, ersten Staatsministers unter dem ersten und Gouverneurs des zweiten Königs von Preußen. Dohna hatte in seiner Jugend Duhan, den Lehrer Friedrich's, zum Lehrer gehabt. Er verkaufte 1734 die freie Standesherrschaft Wartenberg in Schlesien um 370,000 Thaler an die jetzigen Besitzer, die Familie Biron-Curland und kaufte dafür die Cranzinschen Güter in der Mark. Er starb, erst mit einer Gräfin Lippe-Detmold, dann mit einer Gräfin Solms-Braunfels, endlich mit einer Herzogin von Holstein-Beck vermählt, zu Berlin 1752, vierundfunfzig Jahr alt. Ihm folgte bis 1762, wo er starb, der Dragoner-Oberst Baron von Kannenberg. Er erhielt 1753 den schwarzen Adlerorden und war der Gemahl der Oberhofmeisterin der Königin, der erwähnten Specialin des Königs und Schwester des Ministers von Finkenstein. Ihm folgte Friedrich Ludwig Graf Wartensleben, ein Sohn des Feldmarschalls und Vater des Schloßhauptmanns, der 1782 starb. Dann endlich folgte der zeitherige Hofmarschall Ernst Johann von Voß, gest. 1793. Seine Gemahlin, geb. von Pannewitz ward die Oberhofmeisterin der schönen Königin Luise. Sein Neffe war der Minister Otto Carl Friedrich und seine Nichte Luise, Gräfin Ingenheim, die

Geliebte Friedrich Wilhelm's II. Die „Voß“ oder „Füchse“ sollen gleichbedeutende Namen sein. Ein Ast des Geschlechts sind die in Oestreich 1745 gegrafften Fuchs, berühmt durch die einflußreiche Oberhofmeisterin Maria Theresia's, Gräfin Charlotte Fuchs, geb. Mollart. — Sie stammen aus Franken und kamen von da nach dem Osten, namentlich nach Mecklenburg. Gegraft wurden sie in Preußen in der Person des 1832 gestorbenen August Ernst Voß, Herrn der Groß-Giewitzer und Schönauer Güter in Mecklenburg, dessen Tochter Marie 1828 der bekannte General Joseph von Radowitz geheirathet hat.

2. Die Oberhofmeisterin. Als solche fungirten:

Gräfin Sophie von Camas, geb. von Brand, die ebenfalls schon erwähnte Specialin des Königs. Sie folgte der Frau von Katsch 1740 bei der Thronbesteigung, gest. 1766. Ihr folgte:

Charlotte Albertine Baronin von Kannenberg, Gemahlin des Oberhofmeisters, geb. Finkenstein, gest. 1795.

3. Der Hofmarschall. Diesen Posten bekleideten die späteren Oberhofmeister Friedrich Ludwig Graf Wartensleben bis 1762 und Ernst Johann von Voß von 1762 bis 1782.

„In der Wahl der Hofmarschälle, schreibt Lord Malmesbury, der in den Jahren 1767 und 1771 bis 1776 Gesandter in Berlin war, war die Königin

sehr unglücklich. Der gegenwärtig fungirende (von Voß) ist ein sehr einfältiger Mensch. Wenn er Jemanden bei der Königin vorstellen will, so sagt er vorher zu ihm: „„Vielleicht spricht Ihro Majestät mit Ihnen: in diesem Falle müssen Sie ihr antworten und vergessen Sie nicht, jedesmal eine Verbeugung zu machen!““ Ein früherer Hofmarschall Morien war noch dümmer.*) Sir Charles Williams (Malmesbury's Vorgänger als Gesandter in Berlin im Jahre 1750) schrieb ihm einst, um ihm den Lord Essex zu empfehlen und fügte nach den gewöhnlichen Complimenten hinzu: „„Uebrigens können Sie sich versichert halten, daß dieser Essex nicht derjenige ist, welchem zur Zeit Elisabeth's der Kopf abgeschlagen wurde.““ Das ging über den Horizont des Hofmarschalls und als er Lord Essex der Königin vorstellte, that er es mit den

*) Morien, der Gemahl der obengenannten Frau von Morien, war Oberhofmeister der Königin Mutter. Ihre Hofmarschälle waren:

Der 1745 creirte erste Graf Leopold August von Wülcknitz, der kinderlos starb und

Der 1757 creirte erste Graf Sigismund Ehrenreich von Redern. Die Redern besaßen früher die Herrschaften Friedland in Böhmen, die Kaiser Ferdinand II. confiscirte und Wallenstein gab und Seidenberg, die er den Grafen Nostitz gab. Der erste Graf Redern heirathete die einzige Erbtochter des Banquier Orguelin, die ihm 400,000 Thaler zubrachte. Er zog nach Sachsen, kaufte 1773 von der Familie Friesen die Herrschaft Königsbrück, die jetzt die Grafen Hohenthal besitzen und starb im Privatstande in Königsbrück 1789.

Worten: „„Madame, der Graf Eſſex, aber ich verſichere Ihro Majeſtät, daß es nicht der iſt, welchen die Königin Eliſabeth enthaupten ließ!““

Außer dem Oberhofmeiſter, der Oberhofmeiſterin und dem Hofmarſchall gehörten noch zum Dienſt der Königin:

Drei dienſtthuende Kammerherrn;
Fünf Hofdamen;
Vier Kammerfrauen;
Ein Secretair und ein Secretair der Hofſtaatskaſſe der Königin;
Zwölf Pagen u. ſ. w.

c. Der Hofſtaat des Prinzen von Preußen Friedrich Wilhelm II.

beſtand beim Tode Friedrich's des Großen aus folgenden Perſonen:

1. Ein Hofmarſchall: Oberſt von Arnſtädt.
2. Ein Adjutant: Major von Bittingshoff.
3. Ein Ingenieur-Capitain: H. Boulet.
4. Ein Stallmeiſter.

Dazu: Ein Hofſtaats-Secretair, zwei Pagen u. ſ. w.

Der Prinz von Preußen hatte auch ſeine eigne Capelle: eine Sängerin und dreiundzwanzig Inſtrumental-Muſikanten.

Oberhofmeiſter des Prinzen von Preußen war von 1756 bis zum Jahre 1764 geweſen Graf Heinrich

Adrian von Borck, gegraft von Friedrich 1740 gleich nach seiner Thronbesteigung, Sohn des 1741 gestorbenen Feldmarschalls und Cabinetsministers. Er verlor sein Amt, wie der englische Gesandte Mitchell in einer seiner Depeschen vom 24. März 1764 berichtet, auf ziemlich drastische Weise. Er hatte sich über die großen Nachtheile des Kriegs in einer Gesellschaft geäußert, was dem König in übertriebener Weise wieder erzählt wurde. Bei Tafel lenkte Friedrich das Gespräch auf diesen Punkt. Obgleich Borck sich hier gemäßigt ausdrückte, sagte ihm der König mit großer Heftigkeit, „bei solchen Ansichten sei er nicht werth, den Generalmajorsrock zu tragen und noch weniger bei seinem Neffen zu bleiben.“ Er erklärte damals die Erziehung des zwanzigjährigen Prinzen für beendigt, Borck mußte sich auf seine Güter in Pommern zurückziehen. Friedrich Wilhelm erhob ihn nach seiner Thronbesteigung 1786 zum Generallieutenant und gab ihm den schwarzen Adlerorden. Er starb aber schon 1788, 73 Jahr alt.

d. Hofstaat der Prinzessin von Preußen Luise von Darmstadt im Jahre 1786:

1. Eine Oberhofmeisterin: Baronin von Keith, Wittwe des 1756 gestorbenen Curators der Akademie und Stallmeisters, des ehemaligen Pagen, der bei dem Fluchtproceß Friedrich's sich nach England gerettet hatte. Sie war eine Tochter des Cabinets-

ministers Knyphausen und die Schwester der Ministerin Herzberg.

2. Zwei Hofdamen, ein Kammerherr, zwei Kammerfrauen u. s. w.

Demnächst hatten die übrigen Prinzen und Prinzessinnen ihren besondern Hofstaat.

Kammerherren waren am Berliner Hofe — während gleichzeitig

in Baiern 4 bis 500
in Sachsen 2 bis 300 Kammerherrn und Kammerjunker und
in Würtemberg gegen 200 Kammerherren, Kammer- und Hofjunker fungirten,

nur sechzig im Todesjahre des großen Königs. Nach dem siebenjährigen Kriege 1764 fungirten nur zehn, einschließlich den Oberceremonienmeister und Director der Königl. Schauspiele Baron Pöllnitz und den Stallmeister Bogislav Schwerin; im Jahre 1773 dreiunddreißig, aber funfzehn davon waren meist, als Gesandte verwendet, abwesend. Die Fähndriche seiner Garnison waren dem König die Kammerherren, wie er einmal äußerte, als von einer Einladung zum Hofball die Rede war.

Von der Summe von 1,200,000 Thalern, die Friedrich für sich jährlich ausgesetzt hatte, verwandte er für seine Privatbedürfnisse **nie mehr als 220,000 Thaler**, wie er selbst in seinem Testamente versichert hat. Die Königin hatte 41,000 Thaler jährlich, weniger also als die Gemahlinnen Friedrich Wilhelm's I. und Friedrich's I.

Treſorier Friedrich's war bis 1758, wo er ſtarb, Fredersdorf, dann folgte der Hofſtaatsrentmeiſter Johann Auguſt Buchholz: er hatte zugleich die königliche Hand- und Dispoſitionskaſſe unter ſich.

Friedrich der Große hielt auch noch die alten Hoferbämter aufrecht. In Brandenburg beſtanden deren ſieben:

1. Erbmarſchälle waren: die Gänſe, Edle Herren von Putlitz, ſeit uralter Zeit, ein Lehnbrief von 1373 iſt noch vorhanden.

2. Erbkämmerer: die Grafen Schwerin ſeit 1654.

3. Erbſchenken: die von Haake von der rothen Linie.

4. Erboberküchenmeiſter: die Barone Schulenburg.

5. Erbtruchſeſſe: die preußiſche Familie von Overbeck, ſeit 1740 die Grafen Münchow und ſeit 1763 die von Grävenitz.

6. Erbſchatzmeiſter: die von Schenk.

7. Erbjägermeiſter: die von der Gröben.

(Neuerlich findet ſich noch ein achtes preußiſches Erbamt: das der Erbhofmeiſter, welches die Grafen Königsmark führen).

Aehnliche Hoferbämter waren in Preußen, in Schleſien, in Pommern, in Cleve, in Halberſtadt und in Minden.

Zu Erbkämmerern in Schleſien erhob Friedrich noch im Jahre 1774 die Grafen von Maltzahn, früher im ſechzehnten Jahrhundert bis 1589 Beſitzer

der nachher an die Dohna's und Biron-Curland übergegangenen Herrſchaft Wartenberg in Schleſien und ſeit 1590 Standesherrn auf Militſch, das ſie noch beſitzen und das durch Heirath einer Lobkowitz, Tochter der Erbtochter der Freiherrn von Kurtzbach erworben worden war. In der Perſon des kaiſerlichen Geheimen Raths Joachim Wilhelm wurden die Maltzahn gegraft 1658 von Kaiſer Leopold. Die Erbkämmrerwürde kam an den Sohn des erſten Grafen Maltzahn, welcher der Urenkel des erſten Erwerber's von Militſch war, den 1786 achtzigjährig geſtorbenen preußiſchen Staatsminiſter Joachim Andreas, welcher ſeit 1776 Ritter des ſchwarzen Adlerordens und der Vater des Londoner Geſandten und ſpäter auch Staatsminiſters Joachim Carl war. Dieſer erwarb durch die Heirath mit der Erbtochter der Freiherrn von Modrach die Herrſchaft Liſſa in Schleſien, die aber 1835 an die Grafen Lottum wieder abgekommen iſt. Deſſen Sohn Alexander wurde Schwiegerſohn des berühmten ſchleſiſchen Miniſters Hoym 1788 durch Heirath mit Antonie, der einen von ſeinen beiden Erbtöchtern, die Dyhrenfurt an ihn brachte, das aber ebenfalls durch Heirath ihrer Tochter 1806 an den Prinzen von Biron, der ſpäteren Generalin von Stranz, an dieſe mitgegeben wurde. Der Sohn dieſer Ehe Maltzahn's mit Fräulein Hoym, Mortimer, war lange Zeit preußiſcher Geſandter in Wien, wurde 1841 Miniſter des Auswärtigen und endete durch Selbſtmord, achtundvierzig Jahr alt.

II. Staats-Etat.

Der preußiſche Staat unter Friedrich dem Großen war in ſeiner Perſon verkörpert, er konnte in Wahrheit ſagen: „L'état c'est moi!“ Friedrich that alles in höchſter Inſtanz ſelbſt, er allein regierte den Staat. Es war eine monarchiſche Regierung, wie es jemals eine gegeben hat. Die Hauptbehörde, von der die Staatsmaſchine geleitet wurde, war des Königs Cabinet.

Die Cabinetsräthe waren, wie die Generaladjutanten im Militair-Cabinet, ſehr wichtige und einflußreiche Männer. Die erſten drei, die Friedrich von ſeinem Vater erbte und ſchon im Juni 1740 zu Geheimen Kriegsräthen erhob, waren:

1. Elias Schumacher für die Staatsſachen: er ſtarb einundſechzig Jahr alt im Jahre 1747.

2. Eichel, aus dem Halberſtädtſchen gebürtig, früher Kammerſecretair zu Halberſtadt: er hatte die Kriegsſachen, ſtand bis zu ſeinem Tode in höchſter Gunſt und unbedingtem Vertrauen bei Friedrich, arbeitete namentlich im ſiebenjährigen Kriege in allen Hauptſachen und ſtarb 1768, dreiundſiebzig Jahr alt, als Geheimer Etats-, Kriegs- und Cabinetsrath. „Die Perſon, welcher der König, ſagt der engliſche Geſandte in Berlin Sir Charles Hanbury Williams 1750 in einem in Walpole's Memoiren mitgetheilten Schreiben, das größte Vertrauen ſchenkt, iſt ohne

Zweifel ein gewiſſer Eichel; er iſt ſein Privatſecretair und ſchreibt, was ihm der König ſelbſt dictirt. Ich habe aber dieſen Mann nie geſehen und Leute, die ſieben Jahre hier lebten, haben ihn auch noch nie geſehen. Er wird wie ein Staatsgefangener gehalten, iſt fortwährend im Dienſt und hat das ganze Jahr keine halbe Stunde für ſich.“ Eichel war unzweifelhaft in der erſten Hälfte der Regierung Friedrich's der einflußreichſte Mann in Preußen. Wie Maupertuis in der Schlacht bei Mollwitz, ſo ward Eichel in der Schlacht bei Sorr, wo Nadaſti das Lager erbeutete, gefangen, Tags darauf aber durch einen Trompeter, den Friedrich an Prinz Carl von Lothringen ſchickte, „um einige ſeiner Bedienten, die er nothwendig brauche, frei zu laſſen,“ wieder zurückgeſchickt. Eichel war um die Mittel nicht verlegen, um zu ſeinen diplomatiſchen Zwecken zu kommen: er war es, der dem bekannten Menzel im ſächſiſchen Cabinet zweimal hinter einander Bunde mit Schlüſſeln zuſchickte, um die Depeſchenſchränke zu öffnen, bei der zweiten Sendung fand ſich der paſſende Schlüſſel.

3. Julius Gebhard Lautenſack für die Finanz- und Cameralſachen. Er ſtarb 1773 zu Berlin im neunundſiebzigſten Jahre.

Friedrich nahm die Cabinetsräthe ſämmtlich aus dem Bürgerſtand, verlieh auch keinem den Adel. Sie waren ſämmtlich unverheirathet bis auf zwei: Johann Chriſtoph Friedrich Stellter, der, indem er im Mai 1786 während des Vortrags beim König todt niederfiel, buchſtäblich in ſeinem Berufe ſtarb, einund-

sechzig Jahr alt und Müller. Sie waren ferner sämmtlich unstudirt mit Ausnahme wieder von zweien: Wasserschleben, der 1760 schon aus dem Cabinet austrat und 1797 als Chefpräsident zu Halberstadt starb und Mencken, der früher Legationssecretair in Stockholm war und 1782 Cabinetssecretair fürs Departement des Aeußern ward, derselbe, der später unter Friedrich Wilhelm III. höchst einflußreicher Cabinetsrath war. Meist wurden die Cabinetsräthe aus der kameralistischen Subalterncarriere gezogen, der König nannte sie öfters „seine Schreiber," er sah hauptsächlich auf ihre Rechtschaffenheit. Aber er sagte selbst in seinem Testament, daß sie seinem Nachfolger über viele Dinge Aufschluß geben könnten, wovon nur sie Kenntniß hätten und wovon selbst die Minister nichts wüßten. Der König war ungemein streng gegen sie. Zwei derselben stieß er von sich, weil er einige polnische Geheimnisse möglicherweise gar nicht anders, als durch sie verrathen glauben konnte. Galster, früher Winterfeldt's vertrauter Secretair, kam 1774 auf die Festung Spandau. Er war der Liebhaber der Frau von Trousel und der, welcher den Minister von Görne dem König empfohlen hatte, durch den der große Betrug bei der Seehandlungs-Societät kam. Er selbst betrog den König und der Minister von der Horst entdeckte und bewies den Betrug. Der König ließ sich aber durch einen rührenden Brief von Galster's Bruder, einem Prediger im Magdeburgischen, erbitten, ihn freizugeben, er erlaubte ihn bei seinem Bruder zu wohnen und gab ihm 500 Thaler Pension. Der

2) Der Lehns- und Criminal-Minister.

3) Der geistliche Minister und Chef des Ober-Consistoriums.

4) Der französische Colonial-Justizminister, der zugleich Chefpräsident des Berliner Kammergerichts war.

Die Großkanzlerstelle bekleideten unter Friedrich dem Großen folgende vier Minister:

1. Der berühmte Samuel Freiherr von Cocceji in den Jahren 1747—1755. Die Cocceji hießen ursprünglich Koch und stammten aus Bremen. Des Großkanzlers Großvater Johann Cocceji, geboren 1603 zu Bremen, war schon ein berühmter reformirter Theolog, Prediger erst in seiner Vaterstadt, dann Professor zu Leiden, wo er im Jahre 1669 starb. Sein Sohn — der Vater des Großkanzlers — Heinrich Cocceji, geboren 1644 noch zu Bremen, wurde 1672 Professor der Rechte zu Heidelberg und ging 1690 als Ordinarius der Juristenfacultät nach Frankfurt an der Oder; 1702 ward er vom ersten König von Preußen geadelt und zum Geheimen Rath erhoben; 1713 baronisirte ihn Kaiser Carl VI. Er starb in Frankfurt 1719, fünfundsiebzig Jahre alt. Sein Sohn, der Großkanzler Samuel Cocceji, 1679 zu Heidelberg geboren, ward erst Professor zu Frankfurt neben seinem Vater, dann 1704 Hofrath zu Magdeburg, 1710 Regierungsdirector zu Halberstadt, beim Tode König Friedrich's I. war er Subdelegirter zur Visitation des Reichskammergerichts zu Wetzlar. Unter Friedrich Wilhelm I. ward er 1723 Kammergerichts-

präſident zu Berlin und 1738 Chef der Juſtiz in allen preußiſchen Staaten. Endlich erhob ihn Friedrich der Große 1747 zum Großkanzler und damit zur glänzendſten Stellung, die jemals zeither ein Rechtsgelehrter in Deutſchland gehabt hatte. Er erhielt auch die höchſte Hofehre, den ſchwarzen Adlerorden: der erſte nicht geborne Adelige von der Robe, wie Linger vom Militair und Gotter vom diplomatiſchen Corps ihn erhalten hatten. Er ſtarb 1755, ſechsundachtzig Jahre alt.

Cocceji erhielt durch ſeine Gemahlin, die eine der zwei Erbtöchter des reichen franzöſiſchen Refugié General Jacob von Beſchefer (geſtorben 1731), die Güter Wuſecken, Laaſe, Kleiſt, Repkow im Fürſtenthum Camin. Sein Sohn ward der Gemahl der ſchönen Signora Barberini und ſtarb als der Letzte ſeines berühmten Geſchlechts im Jahre 1808 zu Glogau.

Cocceji, der Großkanzler, war, wie oben erwähnt, der bei Friedrich hochbetraute Verfaſſer des preußiſchen Landrechts. Ein Beamter, der unter ihm diente, der Geheime Rath von Rüßler, bezeichnet ihn mit den Epitheten: „gelehrt, reformatoriſch, aber rechthaberiſch und ehrgeizig, deßhalb auf Plotho, den Juſtizminiſter, der 1731 ſtarb, ſehr eiferſüchtig.“

Der nächſte Nachfolger Cocceji's war:

2. Philipp Joſeph von Jarriges, von der franzöſiſchen Colonie. Er war geboren zu Berlin und fungirte von 1755 bis zu ſeinem Tod 1770. Nach Denina verdankte er ſeine Erhebung dem einfluß-

Einfluß der Cabinetsräthe bestand darin, daß sie nach der Art, wie sie ihre Vorträge machten, den Personen oder Sachen vortheilhaft oder nicht vortheilhaft sein konnten. Diese Gelegenheit wußten einige, wie Schumacher, Eichel wohl zu gebrauchen und in den Fällen, da sie andern nützlich gewesen, auch oft für ihren Nutzen ansehnlichst zu sorgen, wie der große Reichthum bezeugt, den namentlich Eichel, da er keine Angehörigen hatte, der Tochter des durch ihn zum Großkanzler beförderten Jarriges hinterließ.

Der Gehalt eines Cabinetsraths war 10,000 Thlr.

Außer dem Staatsrath, der obersten Staatsbehörde, die aber nur dem Namen nach bestand, fungirten **drei Ministerien:**

1. Ein General-, Ober-Finanz-, Kriegs- und Domainen-Directorium, welches das Innere, die Finanzen und den Krieg besorgte.

2. Ein Justiz-Ministerium, welches die Justiz- und geistlichen Sachen führte und

3. Ein Cabinets-Ministerium, das Ministerium des Aeußern.

Zu 1. Das Generaldirectorum bestand aus acht verschiedenen Departements nach den Provinzen. Jedem derselben stand ein Minister vor mit drei bis vier Geheimen Ober-Finanz-, Kriegs- und Domainen-Räthen.

Drei Departements waren die Schöpfungen Friedrich's:

1) Das Manufactur-, Commerzien- und Fabrik-Departement, gestiftet gleich am Anfang

der Regierung 1740. Erſter Miniſter dieſes wichtigen Departements war der bereits oben bei Friedrich Wilhelm I. genannte Cabinetsrath, Schatz- und Kriegsminiſter:

Samuel von Marſchall, geſtorben 1749. Des Königs beſte Stützen in dieſer Branche waren nach Marſchalls Tode:

Der Miniſter Heinrich Chriſtoph von Katt, älterer Bruder des Feldmarſchalls Grafen Katt, Oheim des unglücklichen Jugendfreundes des Königs, geſtorben 1760, und:

Der Oberſt von Retzow, den Friedrich mon petit Colbert zu nennen pflegte.

2) Das Bergwerks- und Hütten-Departement, geſchaffen 1768. Chefs wurden der 1775 aus Heſſen berufene Jacob Sigismund Baron von Waitz-Eſchen und nach deſſen Tode der 1777 aus Sachſen berufene Geheime Kammer- und Bergrath Friedrich Anton, Baron von Heynitz, durch den hauptſächlich ſpäter das Genie des großen Staatskanzlers Stein entdeckt wurde. Er ſowohl als ſeine Gemahlin, eine verwittwete von Adelsheim, geborne von Wrede waren Steins größte Patrone.

3) Das Forſt-Departement, das vom Jahre 1770 datirt und Friedrich Wilhelm Baron von Schulenburg-Kehnert zum Chef erhielt, der ſeine Hauptrolle unter Friedrich Wilhelm III. ſpielte, wo ich auf ihn zurückkomme.

Zu 2. Juſtizminiſter waren vier:

1) Der Großkanzler.

2. Carl Ludolf Baron von Dankelmann 1749—1764, früher Comitialgesandter in Regensburg, dann Präsident zu Hanau und Gesandter in Frankfurt. Er war ein Sohn des Nicolaus Dankelmann, des Stammvaters der Familie und der Vater des ersten Grafen. Er starb 1764, fünfundsechzig Jahre alt. Ihm folgte:

3. Der redliche Ernst Friedmann Baron Münchhausen, ein Thüringer von Geburt, früher bis 1750 in sächsischen Diensten, ein Mann noch ganz nach altem Schrot und Korn, der aber ganz eingezogen lebte.

Auch gegen Münchhausen hatte der König einmal im Unmuth den Verdacht ausgesprochen, daß er den armen Bauer nicht hoch genug ansehe. Münchhausen schrieb deßhalb unterm 8. Nov. 1780 an den König:

„Was Ew. Maj. in der Ordre vom gestrigen Dato mir insbesondere zu erkennen geben wollen, daß in Dero Augen ein armer Bauer eben so viel gilt, als der vornehmste Graf und der reichste Edelmann und daß das Recht sowohl für geringe als vornehme Leute sei, habe ich von jeher gewußt und ich behaupte, daß durch die ganze Zeit, da ich E. K. M. zu dienen die Gnade habe, ich niemals auch nur Verdacht gegeben habe, es nicht zu wissen ꝛc. Wenn ich wirklich in dem Falle begriffen war, bei der Rechtspflege einen Unterschied zu machen zwischen Armen und Reichen, Vornehmen und Niedrigen, so mußte die Quelle davon tiefer liegen, als daß ihr durch eine bloße Zurechtweisung geholfen werden könnte.

Ich bitte allerunterthänigſt, daß E. K. M. geruhen, mir die Fälle, wodurch ich eine ſo ungnädige Beſchuldigung auf mich geladen, anzeigen zu laſſen ꝛc.“

Friedrich der Große nannte ſeinen Münchhauſen oft „un homme d'une justice inflexible.“ Seine Vorſtellungen thaten faſt jedesmal bei Friedrich unfehlbare Wirkung. Er ſtarb 1784, ſechzig Jahre alt. Er hatte nur bis 1771 das geiſtliche Departement geführt; als letzter geiſtlicher Miniſter fungirte unter Friedrich:

4. der ſchon bei dem Müller-Arnold'ſchen Proceß vorgekommene Carl Abraham Baron von Zedlitz. Er war einer von den Miniſtern, die Friedrich ſich ſelbſt herangezogen hatte, ein Schleſier, geboren 1731 zu Schwarzwalde bei Landshut, Herr auf Kapsdorf bei Schweidnitz. Er fungirte unter Friedrich Wilhelm II. nur bis zum Jahre 1788, wo er den ſchwarzen Adlerorden erhielt, ſich auf ſeine Güter in Schleſien zurückzog, aber ſchon 1790 ſtarb. Er war ein ſehr heterodoxer geiſtlicher Miniſter, wie ſein Herr und König.

1788 löſte ihn darauf der berüchtige orthodoxe Wöllner ab.

Zu 3. An der Spitze des Cabinets-Miniſteriums ſtand ſchon ſeit 1730 noch unter Friedrich Wilhelm I.:

Graf Heinrich von Podewils,

aus einem alten pommeriſchen Geſchlechte, das der König 1741 grafte; der Miniſter ward in dieſem Jahre auch mit dem ſchwarzen Adlerorden decorirt. Podewils war ſeit 1721 der Schwieger-

reichen Geheimen Cabinetsrath Eichel, der ſich ſehr für Frau von Jarriges, geb. Vignoles, Tochter eines franzöſiſchen Predigers, eine eben ſo durch Schönheit als Geiſt ausgezeichnete Frau, intereſſirte: ihre Tochter ward, wie ich eben erwähnt habe, Eichel's Erbin.

Jarriges war ein Günſtling von Cocceji, dem er aber mit Undank lohnte. Er umging ihn vielfach und kränkte ihn, ſo daß, wie in dem von Büſching herausgegebenen Leben Rüßler's bezeugt wird, Cocceji ſelbſt dieſen Undank Jarriges' für einen Nagel zu ſeinem Sarge erklärte.

Auf Jarriges folgte:

3. Carl Joſeph Max Baron von Fürſt und Kupferberg, durch ſeine Caſſirung im Müller-Arnold'ſchen Prozeſſe bekannt: er fungirte von 1770 bis 1779. Fürſt ſtammte aus einer alten ſchleſiſchen Familie, die das Städtchen Kupferberg im Jauerſchen ſchon ſeit 1596 beſeſſen hatte, das nachher an die Grafen Schlabrendorf und Matuſchka gekommen iſt. Fürſt war früher als ſchleſiſcher Gutsbeſitzer zu Regulirung des Schuldenweſens Schleſiens von Friedrich nach Wien geſchickt worden, wo er die vom Buchhändler Nicolai ſpäter in ſeiner deutſchen Reiſebeſchreibung benutzten Lettres sur Vienne im Jahre 1755 geſchrieben hatte. Seit 1756 war er Schwiegerſohn des Cabinetsminiſters Grafen Podewils. Wie oben ſchon erwähnt worden iſt, ward er auch nach Friedrich's des Großen Tode nicht wieder angeſtellt, weil er ein ſo ſtolzer Mann war, daß er bloßen

Bürgerlichen keine Audienz hatte verwilligen wollen. Er starb als der Letzte seines Geschlechts 1790.

Fürst's Nachfolger als Großkanzler war endlich:

4. Johann Heinrich Casimir von Carmer. Carmer war ein Pfälzer von Geburt, wie Cocceji; er stammte aus einer adeligen Familie reformirter Confession. Er war geboren 1720 zu Kreuznach und war einer von denen, die der Religion wegen ihr Vaterland verließen und Preußen groß gemacht haben. Er stand seit 1719 im Dienst des großen Königs, ward 1768 Minister, führte 1769 das sehr wichtige Creditsystem in Schlesien ein, erhielt 1779 den Großkanzlerposten, 1788 von Friedrich Wilhelm II. den schwarzen Adlerorden, ward 1791 von ihm baronisirt und 1798 von Friedrich Wilhelm III. gegraft. Carmer war ein Schüler von Cocceji: er ist es, der das preußische Landrecht unter Friedrich Wilhelm II. redigirt und 1794 publizirt hat. Er starb 1800, achtzig Jahre alt. Für zwei Söhne, die er hinterließ, stiftete er zwei Majorate, Rützen im Wolauischen und Borne in der Neumark mit zwei Reservefonds zu je 60,000 Thalern.

Geistliche Minister unter Friedrich dem Großen waren folgende vier Minister:

1. Christian von Brand bis zu seinem Tode 1749. Er war früher Gesandter in Copenhagen, Stockholm und Wien — ein Sohn des Generalmajors Paul und ein Neffe des berühmten Eusebius Brand, der den Obersten Kalkstein aus Warschau entführte. Ihm folgte:

ſohn Grumbkow's und ehe er Miniſter ward, Geſandter in Copenhagen und Stockholm. Er expedirte die aus des Königs Cabinet von den Cabinetsräthen ihm zugehenden Befehle: darin beſtand alle Arbeit ſeines Miniſteriums. Zugeordnet wurde ihm 1740 der aus Wien rappellirte Geſandte Caspar Wilhelm von Borck, der 1747 ſtarb, dreiundvierzig Jahre alt, und dann 1747 der aus Petersburg rappellirte Geſandte Baron Axel Mardefeld, der auch ſchon 1748 ſtarb, ſiebenundfunfzig Jahre alt. Als Podewils 1760, fünfundſechzig Jahre alt, ſtarb, rückte in ſeine Stelle:

Ewald Friedrich von Herzberg,

ebenfalls aus einem alten pommeriſchen Geſchlechte, geboren 1725, ſeit 1753 der Schwiegerſohn des Cabinetsminiſters Knyphauſen und Enkelſchwiegerſohn des berühmten Ilgen.

Neben Herzberg fungirte als erſter Staats- und Cabinetsminiſter:

Carl Wilhelm, Graf Fink von Finkenſtein,

Sohn des vom Kaiſer Joſeph I. zuerſt gegrafteten General Albrecht Conrad, der Friedrich's II. und ſchon Friedrich Wilhelm's I. Oberhofmeiſter geweſen und 1735 fünfundſiebzigjährig geſtorben war.

Finkenſtein gehörte zu den Jugendgeſpielen Friedrich's des Großen. Er war zwei Jahre jünger als dieſer und ward noch unter Friedrich Wilhelm I. ganz jung, mit einundzwanzig Jahren ſchon, als Geſandter nach Stockholm, dann nach Copenhagen geſchickt. Friedrich der Große ſchickte ihn nach ſeiner Thronbeſtei-

gung mit Camas nach Paris, darauf mit seiner Schwester, der nachherigen Königin von Schweden, zum zweitenmal als Gesandten nach Stockholm. Fink ging dann in einer sehr wichtigen Mission ohne allen öffentlichen Charakter nach London und dann 1747 nach Petersburg als Ministre plénipotentiaire. Als er diese letzten Missionen durch seine geschmeidige Klugheit glücklich beendigt hatte, berief Friedrich ihn, erst fünfunddreißig Jahre alt, im Jahre 1749 als wirklichen Staats-Minister zurück. Er schrieb damals eigenhändig an Podewils: „Finc a du mérite et ses talents prématurés m'enpêchent de lui réfuser un caractère prématuré pour son age. Ditez lui qu'il soit ministre puisqu'il en est digne et qu'il continue à Me servir, comme il a fait jusqu'ici à présent. Féderic.“ Fink war seit 1743 mit der Gräfin Finkenstein-Gilgenburg, Erbin von Drehnow, vermählt und erhielt 1762 den schwarzen Adlerorden. Er ward fünfundachtzig Jahre alt und starb ohne Krankheit erst 1800 nach achtundfunfzigjährigem Dienst: er hatte dreiunddierzig Minister in den Staatsrath eingeführt und überlebte einundfunfzig von vierundsiebzig, die nach ihm ernannt wurden.

Finkenstein verstand zu repräsentiren und hielt sich immer im großen Tone und in den großen Manieren eines vornehmen Herrn. Herzberg dagegen war ein fleißiger, gelehrter Geschäftsmann, einfach, ja fast mehr als bürgerlich-ökonomisch in seinem ganzen Wesen und Haushalt. Thiébault erzählt unter andern, daß Tag für Tag auf der Freitreppe vor dem Minister Herzberg'schen Hause auf der Niederwallstraße eine

Bäuerin kannenweise die Milch von den Kühen des Herzberg'schen, ehemals Knyphausen'schen und noch früher Ilgen'schen Landguts Briest bei Berlin verkauft habe. Herzberg ward von Friedrich besonders im siebenjährigen Kriege zur Fertigung der Staatsschriften gebraucht; er schloß dann den Hubertusburger und später auch den Teschner Frieden ab. Er war ein Mann voll Patriotismus, der sich ganz in das politische System des Königs hineingearbeitet hatte; Friedrich Wilhelm II. erhob ihn bei seiner Huldigung in den Grafenstand und gab ihm den schwarzen Adlerorden, Herzberg ward aber 1791 demohngeachtet entlassen und starb auf seinen Gütern.

Beide Cabinetsminister Herzberg und Finkenstein waren ebenfalls nur die Expedienten des Königs, besorgten nur die laufenden Geschäfte mit den auswärtigen Ministern und Gesandten — die Unterhandlungen mit den fremden Mächten führte der König selbst oder er gebrauchte dazu besonders betraute Personen. Doch fielen den Cabinetsministern die üblichen diplomatischen Geschenke zu, wobei Friedrich nicht ermangelte, auf seine gewöhnliche sarkastische Weise ihre zarten Bedenklichkeiten zu heben. Auf eine Anzeige der Cabinetsminister vom 25. Januar 1771, daß ihnen wegen der mit einem gewissen Staat zu Stande gekommenen Unterhandlungen (wahrscheinlich mit Rußland, wohin Prinz Heinrich im October 1770 gegangen war, wegen Polen) ein wohl bei Tractaten sehr übliches, aber diesmal nicht in gewöhnlicher Art geschehendes Cadeau angeboten worden sei, erfolgte die Marginalresolution: „Je consois toute

präsident zu Berlin und 1738 Chef der Justiz in allen preußischen Staaten. Endlich erhob ihn Friedrich der Große 1747 zum Großkanzler und damit zur glänzendsten Stellung, die jemals zeither ein Rechtsgelehrter in Deutschland gehabt hatte. Er erhielt auch die höchste Hofehre, den schwarzen Adlerorden: der erste nicht geborne Adelige von der Robe, wie Linger vom Militair und Gotter vom diplomatischen Corps ihn erhalten hatten. Er starb 1755, sechsundachtzig Jahre alt.

Cocceji erhielt durch seine Gemahlin, die eine der zwei Erbtöchter des reichen französischen Refugié General Jacob von Beschefer (gestorben 1731), die Güter Wusecken, Laase, Kleist, Repkow im Fürstenthum Camin. Sein Sohn ward der Gemahl der schönen Signora Barberini und starb als der Letzte seines berühmten Geschlechts im Jahre 1808 zu Glogau.

Cocceji, der Großkanzler, war, wie oben erwähnt, der bei Friedrich hochbetraute Verfasser des preußischen Landrechts. Ein Beamter, der unter ihm diente, der Geheime Rath von Rüßler, bezeichnet ihn mit den Epitheten: „gelehrt, reformatorisch, aber rechthaberisch und ehrgeizig, deßhalb auf Plotho, den Justizminister, der 1731 starb, sehr eifersüchtig.“

Der nächste Nachfolger Cocceji's war:

2. Philipp Joseph von Jarriges, von der französischen Colonie. Er war geboren zu Berlin und fungirte von 1755 bis zu seinem Tod 1770. Nach Denina verdankte er seine Erhebung dem einfluß-

Einfluß der Cabinetsräthe bestand darin, daß sie nach der Art, wie sie ihre Vorträge machten, den Personen oder Sachen vortheilhaft oder nicht vortheilhaft sein konnten. Diese Gelegenheit wußten einige, wie Schumacher, Eichel wohl zu gebrauchen und in den Fällen, da sie andern nützlich gewesen, auch oft für ihren Nutzen ansehnlichst zu sorgen, wie der große Reichthum bezeugt, den namentlich Eichel, da er keine Angehörigen hatte, der Tochter des durch ihn zum Großkanzler beförderten Jarriges hinterließ.

Der Gehalt eines Cabinetsraths war 10,000 Thlr.

Außer dem Staatsrath, der obersten Staatsbehörde, die aber nur dem Namen nach bestand, fungirten **drei Ministerien**:

1. Ein General-, Ober-Finanz-, Kriegs- und Domainen-Directorium, welches das Innere, die Finanzen und den Krieg besorgte.
2. Ein Justiz-Ministerium, welches die Justiz- und geistlichen Sachen führte und
3. Ein Cabinets-Ministerium, das Ministerium des Aeußern.

Zu 1. Das Generaldirectorum bestand aus acht verschiedenen Departements nach den Provinzen. Jedem derselben stand ein Minister vor mit drei bis vier Geheimen Ober-Finanz-, Kriegs- und Domainen-Räthen.

Drei Departements waren die Schöpfungen Friedrich's:

1) Das Manufactur-, Commerzien- und Fabrik-Departement, gestiftet gleich am Anfang

niederrheinisch-westphälischen Kreise zu Cöln, dann dritter Bevollmächtigter beim Rastatter Friedens-Congreß 1797, 1804 Kammerpräsident zu Heiligenstadt, 1807 westphälischer Staatsrath und Gesandter in Dresden, quittirte aber 1811 und lebte im Privatstand auf seinem Gute Pustleben bei Nordhausen. Lang sah ihn in Rastatt und beschreibt ihn in seinen Memoiren als „ein langes hektisches Männlein mit einem hellen angenehmen Auge, freundlichem Mund, der Jedem liebreich und beredt entgegenkam, unter beständigem Leiden eines schwächlichen Körpers lebenslustig und nicht selten sich in freisinnige und launige Bemerkungen ergießend, der aber dadurch, daß er sich vom Lehrstand aus in das Fach der Diplomatie geworfen, wozu es ihn gleichwohl an den hohlen Tanzmeister- und Plapperkünsten ermangelte, seine wahre Laufbahn verfehlt zu haben schien."

IV. Das Finanz-Departement oder das General-, Ober-, Finanz-, Kriegs- und Domainen-Directorium. Es besteht aus acht Departements:

Erstes Departement: Pommern und Neumark, Ost- und Westpreußen nebst Litthauen; dazu alle Generalkassensachen. Chefs: seit 1763 Joachim Christian von Blumenthal für Pommern und die Neumark und seit 1775 Leopold Otto von Gaudi für Preußen und Litthauen und die Generalkassensachen. Blumenthal, ein Preuße, ward 1786 bei der Huldigung Friedrich Wilhelm's II. gegraft, diente bis 1798 und starb 1806, achtzig Jahr alt.

Zweites Departement: die Kurmark und alle Salzsachen. Chef seit 1781: Hans Ernst Diedrich von Werder, zugleich Generalpostmeister und Chef des Sanitäts-Collegiums. Er war Besitzer von Rogäsen im Herzogthum Magdeburg und starb 1800.

Drittes Departement: die übrigen Provinzen Magdeburg, Halberstadt, Cleve ꝛc.; dazu alle Stempelsachen. Chef seit 1771: Friedrich Wilhelm, Freiherr von der Schulenburg-Kehnert, zugleich Chef des Forst-Departements, der Bank und der Seehandlung. Ich komme auf seine Personalien unter Friedrich Wilhelm III. zurück.

Viertes Departement: die Zollsachen in den Provinzen diesseits der Weser. Chef seit 1783 unbesetzt. Unter diesem Departement stand die General-Accise- und Zoll-Administration oder die Regie. Präsident: der oben erwähnte Geheime Finanzrath de la Haye de Launay.

Fünftes Departement: die Commerzien-, Manufactur- und Fabriksachen. Chef seit 1783 unbesetzt.

Sechstes Departement: dieses Departement war das Militair- und Kriegs-Departement. Chef seit 1779: der Generalmajor Levin Rudolph von der Schulenburg, gestorben 1788.

Siebentes Departement: das Bergwerks- und Hütten-Departement. Chef seit 1777: der Oberberghauptmann Freiherr von Heynitz, der seit 1783 auch das vierte und fünfte Departement mitdirigirte.

Achtes Departement: das Forst-Departement. Chef: Freiherr von der Schulenburg-Kehnert, der auch das dritte Departement dirigirte.

Unter dem General-Directorium standen die Ober-Kriegs- und Domänenrechenkammer und sämmtliche Kriegs- und Domänenkammern in den Provinzen. Nur Schlesien hatte, wie erwähnt, seinen eignen dirigirenden Staatsminister, Carl Georg von Hoym. Chef-Präsident der drei schlesischen Oberamtsregierungen war Adolf Albrecht Heinrich Leopold, Baron Dankelmann, ein Sohn des geistlichen Ministers der seit 1780 Minister war, 1795 fast erblindet seine Entlassung nahm, 1798 durch König Friedrich Wilhelm III. bei der Huldigung in Schlesien der erste Graf seines Geschlechts ward, auf seinem Gute Groß-Pesterwitz bei Trachenberg in Schlesien im Privatstande lebte und 1807, neunundsechzigjährig starb. Er war der Vater des Ministers und Chefs der Justiz, Graf Heinrich Dankelmann, der unter Friedrich Wilhelm III. 1830 starb.

V. Das Justiz-Departement. Es gehörten dazu vier Minister:

1. Der Großkanzler Johann Heinrich Casimir von Carmer, Chef der Justiz und aller Justiz-Collegien.

2. Carl Abraham Freiherr von Zedlitz, hatte das geistliche Departement in allen evangelisch-lutherischen Sachen.

3. Wolfgang Ferdinand Freiherr von Dörnberg, ein Hesse, früher Minister in Cassel,

hatte das geistliche Departement in allen evangelisch-reformirten Sachen und war Chef des Obertribunals.

4. Eberhard Friedrich Christian Freiherr von der Reck hatte das Criminal-Departement.

III. Diplomatisches Corps.

Unmittelbar nach dem Tode des großen Königs schrieb der Herzog Carl August von Weimar, der Freund Goethe's an Knebel am 17. September 1786 die merkwürdigen Worte: „Sollte der Nachfolger Friedrich's des Großen auch keine neuen Fußstapfen in die Laufbahn treten, so halte er nur die alten immer offen, damit er einen gewissen Tritt auf der sehr beschneiten und leicht verwehten Bahn des Lebens habe. Schwerlich wird er, wie sein Vorfahr, so leicht über die locker bedeckten Tiefen wegglitschen; einen solchen Schlittschuhläufer giebt's aber auch nur alle 500 Jahre und kaum dann."

Ehe der große König ein solcher berühmter Schlittschuhläufer wurde, hatte er bittre schwere Erfahrungen machen müssen. In den ersten dreiundzwanzig Jahren seiner Regierung war er nichts weniger als Schlittschuhläufer gewesen. Er war zu Pferde gestiegen, nach Schlesien geritten, hatte im Uebermuth der Jugend das Kriegsglück versucht und das Kriegsglück war ihm so hold gewesen, daß er nach zwei kurzen Campagnen Schlesien festhielt. Er glaubte sich jetzt fest im Sattel. Er brusquirte die Cabinette. Mit

aristophanischem Spotte durchgeißelte er die drei Cotillons-Höfe, wie er sie nannte, nicht blos den der devoten Maria Theresia, sondern auch den der Elisabeth, der „infame catin du Nord“ und den Pompadour-Hof in Versailles. Der gescheite Kaunitz, der später der europäische Kutscher genannt wurde, hatte leichte Mühe, ihm den Boden zu untergraben. Auf einmal sah Friedrich die drei Cotillons-Höfe auf seinem Nacken; er mußte froh sein, daß Pitt in England für ihn eintrat. Aber mit dem Leichentag von Collin, dem Jahrestag des Siegs bei Fehrbellin und später des bei Waterloo und mit dem Abfall Lord Bute's kamen für Friedrich die schmerzlichsten Enttäuschungen. Nur der Tod der verspotteten Elisabeth rettete ihn.

In den letzten dreiundzwanzig Jahren seiner Regierung nutzte der König die beiden großen Lehren, welche der siebenjährige Krieg ihm klärlichst ertheilt hatte, eifrigst. Von jetzt an blieb die Diplomatie sein Hauptaugenmerk: er hatte einsehen gelernt, daß Klugheit über Tapferkeit gehe. Das Schlachtroß ward abgezäumt, und als der greise Herr es noch einmal nach der Eröffnung der bairischen Erbfolge besteigen mußte, sogleich wieder davon heruntergestiegen, als sich mit Ehren Frieden machen ließ. Die drei Cotillons-Höfe aber wurden nicht nur mit den Sarkasmen in Ruhe gelassen, sondern mit möglichster Courtoisie fetirt. Die große nordische Semiramis — „avec les inclinations de la défunte, mais contrefaite de la dévote en même temps“ —

wurde mit den copioſeſten Schmeicheleien, wie ſie nur ein Weiberherz erquicken können, erquickt; eben ſo der europäiſche Kutſcher von Wien bei der Zuſammenkunft in Neuſtadt mit ſo unwiderſtehlichen Galanterien und Aufmerkſamkeiten um- und ein- und endlich überſchmeichelt, daß der kluge Mann ſich zu einem Schritte bewegen ließ, der ſogar ſeiner bei weitem nicht ſo klugen Gebieterin höchſt unpolitiſch dünkte. Um Kaunitz für die Theilung Polens zu gewinnen, verſchmähte es Friedrich nicht, ſogar aus des Fürſten Doſe zu ſchnupfen. Hier zeigte ſich Friedrich als Meiſter der Diplomatie, als der Kutſcher des Kutſchers.

Alle wichtige Unterhandlungen mit den fremden Mächten führte Friedrich der Große ſelbſt, ſeine Miniſter waren nur ſeine Schreiber. Die zwei höchſt wichtigen Unterhandlungen über die polniſche Theilung und die bairiſche Erbfolge gingen ganz allein durch ihn und ſeine Cabinetsräthe. Die Theilung Polens mußte ein undurchdringliches Geheimniß für das franzöſiſche Cabinet bleiben und blieb es wirklich. Der Herzog von Choiſeul merkte wohl, daß etwas in Polen im Werke war, aber nicht was. Er ſchrieb an den franzöſiſchen Geſandten in Berlin, er möge, es koſte was es wolle, der Sache auf den Grund zu kommen ſuchen. Man bot einem Cabinetsſecretair 1000 Louisd'or für die Copie einer Inſtruction für den preußiſchen Geſandten, der Cabinetsſecretair machte dem König ſofort davon Anzeige. Dieſer rieth dem ehrlichen Manne, immerhin die 1000 Louisd'or zu nehmen und eine falſche Inſtruction dafür den neu-

gierigen Franzoſen zu behändigen. Als dieſe Depeſche an Choiſeul gelangte, war er ſcharfſinnig genug, ſogleich zu entdecken, daß der Geſandte angeführt worden ſei. Friedrich führte die Unterhandlungen entweder direct von Berlin aus oder er bediente ſich dazu beſonders betrauter Perſonen. So ward z. B. Graf Görtz, der gar nicht in ſeinem Dienſte ſtand, in der bairiſchen Succeſſionsſache gebraucht. Ehe ein außerordentlicher Geſandter abging, mußte er hin und wieder vorher eine Prüfung beſtehen. So übernahm 1744, als Graf Rothenburg nach Paris geſchickt ward, um die Allianz abzuſchließen, Friedrich ſelbſt die Rolle des franzöſiſchen Miniſters, er hob alle nur möglichen Schwierigkeiten und Gegengründe gegen die preußiſchen Anträge hervor, ohne ſich im geringſten ſelbſt zu ſchonen. Rothenburg widerlegte aber alle Einwürfe ſo geſchickt, daß der König zuletzt ausrief: „Wenn Er ſo gut ſpricht, wird ihm der Erfolg nicht fehlen.“ Hielt Friedrich bei einer auswärtigen Legation den Legationsſecretair für beſonders geſchickt, ſo correſpondirte er mit ihm, ohne daß der Geſandte etwas davon erfuhr. Dieß war z. B. mit dem Herrn von Sandoz der Fall, dem Legationsſecretair in Paris, den Friedrich nachher als Miniſter-Reſident nach Madrid ſchickte. Um wichtige und intereſſante Umſtände an fremden Höfen zu erfahren, ſparte der König, der ſonſt mit Ausgaben ſehr zurückhaltend war, die größten Summen nicht. Merkwürdig war die Art und Weiſe, wie er hinter die Geheimniſſe des Wiener Hofes kam. Maria Thereſia hatte immer

ein paar Damen zu ihren Vertrauten, dieſe vertrauten ihren Kammerjungfern und von den Kammerjungfern erfuhr Friedrich regelmäßig mit jeder Poſt die zuletzt über München ging, weil man dahin allein die Briefe nicht öffnete, was er nur immer wiſſen wollte. Friedrich ſandte, wie ein preußiſcher Miniſter dem Ritter Zimmermann mittheilte, von ſeinen vertrauteſten Miniſtern ausgewählte aufgeweckte junge ſchöne Leute als Emiſſaire nach Wien. Sie erhielten 500 Thaler Gehalt und Erſtattung aller Auslagen an die zu erobernden Soubretten und ſonſt. „C'était alors, ſchreibt der Miniſter an Zimmermann, le regne des soubrettes à Vienne; et un joli garçon, maître passé dans l'art d'accrocher les femmes de chambre, pouvoit apprendre des choses indeterrables à tout le Corps diplomatique. J'ay vu quantité de rapports de cette espèce, extrèmement bien faits."

Die ſtehenden Geſandten bezahlte Friedrich in der Regel ſehr niedrig. Er ſah ſie faſt immer nur für „Briefträger" an. Die an den vier Hauptſtädten: Wien, Paris, London und Petersburg erhielten 6000 Thaler, die übrigen nur 4000. Und doch empfahl er dieſen Geſandten beim Abſchied immer angelegentlich: „de ne pas épargner les Soupes." Die Folge war, daß zuletzt jezuweilen unter ſeinem Adel ſich ſchwer ein taugliches Subject fand, der Geſandter werden konnte und wollte, Friedrich mußte mehr als einmal an Fremde ſich wenden. In dieſem Falle nahm er am liebſten

Italiener, wegen ihrer ökonomiſchen Talente und weil ſie einem Lande angehörten, deſſen kleine Staaten keine politiſche Wichtigkeit hatten, die ſie hätte in Verſuchung führen können, das preußiſche Intereſſe hintanzuſetzen.

Ein merkwürdiger Mann unter dieſen Italienern war der Graf Spiridion Luſi, eigentlich ein Grieche von Geburt, aus der damals venetianiſchen Inſel Cephalonien gebürtig. Er kam, zweiundvierzig Jahr alt, im Jahre 1777, dem Jahre des Ausſterbens der alten Dynaſtie Baierns, auf eine ſeltſame Weiſe in des Königs Dienſt, die eben ſo von Luſi's eminenter Befähigung zur diplomatiſchen Carrière, als von des Königs eminentem Talent zeugt, ſich dazu die paſſendſten Leute auszuwählen. Friedrich hatte in die Berliner Zeitungen eine Verfügung einrücken laſſen und gleichzeitig noch einige andre diplomatiſche Maaßnahmen ergriffen. Luſi, der damals in Venedig lebte, combinirte hieraus des Königs geheimen Plan und machte ihn in der venetianiſchen Zeitung bekannt. Der Geſandte Friedrich's in Venedig ſchickte auf der Stelle dieſen Artikel nach Potsdam ein. Der König war erſtaunt und befahl, alles anzuwenden, um den Verfaſſer zu erforſchen, was denn auch à force d'or glückte. Friedrich hatte geglaubt, der Artikel Luſi's habe nur durch Verrath ſeiner Cabinetsſecretaire in die Hände des Redacteurs der venetianiſchen Zeitung gelangen können; jetzt vernahm er, daß der Einſender und Abfaſſer deſſelben ein ihm gänzlich unbekannter Mann ſei. Er ließ Luſi unter der Hand die Offerte

machen, nach Sanssouci zu kommen. Lusi kam, und als der König ihn persönlich kennen gelernt hatte, fragte er ihn, durch welche Mittel und Wege er seine Absichten errathen habe? Lusi erwiederte: „Ew. Maj. haben das und das in die Zeitungen einrücken und dabei die und die Demarchen machen lassen: aus diesem allen errieth ich, was Sie beabsichtigten!“ Friedrich war über Lusi's ungemeinen Scharfsinn verwundert und machte ihm nun das Anerbieten, in seine Dienste einzutreten. Lusi nahm es an und ward Kammerherr und Capitain in einem Freibataillon und darauf Gesandter in London. In Berlin nannte man ihn „den Kammerherrn vom Hofe des Königs Ulysses.“ In London betrug Lusi sich sehr gut und gefiel sehr am englischen Hofe. Es dauerte aber nicht lange, so mußte er dem König vorstellig machen, daß es unmöglich sei, mit dem ihm ausgesetzten Gehalte von 6000 Thalern würdig zu repräsentiren. Friedrich entgegnete ihn: „Ich helfe Ihnen schon mit, denn ich stehe hinter Ihnen mit 200,000 Mann!“ Als wiederholte Vorstellungen nichts fruchteten, wußte der kluge Italiener sich auf eine andere Weise zu helfen. Er bat den König, ihm die Genehmigung zu ertheilen, in London einen Oelhandel anfangen zu dürfen, wozu sich ihm als Griechen von Geburt die beste Gelegenheit darbiete. Friedrich ertheilte die Genehmigung. Lusi erwarb ein ansehnliches Vermögen, ging später als Gesandter nach Petersburg, wo er die Ermordung Paul's mit erlebte und starb als Generallieutenant und Staatsminister in den Grafenstand erhoben, achtzig Jahr alt,

1815 zu Potsdam. Sein einziger, mit einer Italienerin erzeugter Sohn, war der vor einigen Jahren in sehr broullirten Finanzen verstorbene schöne und galante Graf Fritz Lusi, der mit einer Stieftochter des Lords Landsdowne vermählt und zuletzt Gesandter in Griechenland war und von dem der von Friedrich Wilhelm III. nebst seiner Mutter, gebornen Wichmann, geadelte Herr von Lusi abstammt.

„Als der König, erzählt Lord Malmesbury in seinen Memoiren, einmal in Begriff stand, einen Gesandten nach Dänemark zu schicken, machte ihm der dazu Bestimmte Vorstellungen über die Kärglichkeit des Gehalts und daß es unmöglich sei, davon die Kosten der Tafel und Equipage zu bestreiten. Der König erwiederte ihm: „Er ist ein Verschwender, denn weiß Er, es ist viel gesünder, zu Fuße zu gehen, als zu fahren. Und was das Essen betrifft, so muß Er sich merken, daß es an der Tafel eines Andern immer am Besten schmeckt.“ Dieser nach Copenhagen bestimmte Gesandte war Herr von Arnim, der 1771 vom König beglaubigt wurde und von welchen der Lord noch eine heitre Anekdote erzählt. „Der angebliche Grund seiner Zurückberufung aus Copenhagen war die Feuchtigkeit und Kälte des Climas. Als er nach seiner Rückkehr zur Audienz gelassen wurde, zog der König, nachdem er ihn ein Langes und Breites über die Wirkung befragt hatte, welche die Feuchtigkeit auf seine Nerven äußere, eine sorgfältig verpackte Schachtel unter seinem Hute hervor und sagte: „er wolle nicht, daß der Staat einen so brauchbaren Diener verliere,

er werde hierin etwas finden, was warm halte.“ Arnim konnte es kaum erwarten, bis er nach Hause kam und die Schachtel öffnete. Er war nicht wenig getäuscht, als er sie — mit Baumwolle angefüllt fand. Den nächsten Tag jedoch wurde er durch einen Befehl des Königs getröstet, der seinen Gehalt um 1000 Thlr. erhöhte, er ging 1775 als Gesandter nach Dresden.“ Der König schrieb ihm unterm 17. Januar 1775: „En vous envoyant à la cour de Dresde, Mon intention n'est du tout, soyez en persuadé, que Vous y fassiez beaucoup de figure et formiez une grande maison, comme Je vois, que Vous êtes intentionné de faire: et j'aimerois mieux de ne Vous point employer à cette mission, que de Vous exposer par là à Vous endetter. Le moyen le plus sûr de Vous mettre bien et de Vous conserver de même dans mon esprit, c'est croyez M'en, de mettre autant de modestie que d'économie dans vos dépenses. Et les arrangemens y nécessaires étant aussi aisés à faire, que les fonds, pour y subvenir à trouver, Je prie Dieu“ etc. Unterm 27. Januar schrieb er ihm wieder: „Pour former vos premiers équipages, lors de votre mission en Danemarc, Je n'ai pas fait la moindre difficulté de Vous assigner les 1200 écus usités etc. Ils seront encore en assez bon état pour vous en servir également à Dresde; et d'ailleurs vous savez que Je ne demande jamais que Mes Ministres dans l'étranger brillent par leurs équipages, ou fassent grande figure; mais que J'exige

plutôt qu'ils observent une sage économie et évitent avec soin toute folle dépense ou qui soit au dessus de leurs facultés." Eigenhändig ſetzt er einem letzten Schreiben vom 29. Januar bei: „n'oubliéz pas Le Cotton monsieur pour preservér Votre presieuse personne et Vos petit Nerfs Contre Les Ingures du tems."

I. Preußiſche Geſandte und Agenten in Deutſchland:

1. Am Wiener Hofe fungirte 1740: Caſpar Wilhelm von Borck, der das Ableben Kaiſer Carl's VI. meldete und dann als Cabinetsminiſter neben Podewils eintrat.

Um die Thronbeſteigung Friedrich's zu melden ward nach Wien geſchickt: Ludwig Wilhelm von Münchow, der nachher gegraft und erſter ſchleſiſcher Miniſter wurde.

Darauf ging, um Erklärung wegen der öſtreichiſchen Succeſſion und die Anſprüche auf Schleſien zu holen, nach Wien: Baron Guſtav Adolf Gotter, „le Jupiter foudroyant," welcher ebenfalls gegraft und zum Oberhofmarſchall befördert wurde.

1742 fungirte nur Johann Friedrich Gräve als Agent beim Reichshofrath: 1747 erſcheint er als Geheimer Legationsrath und Reſident.

1743 war Graf Dohna als Env. extr. accreditirt und

1747 Graf Heinrich Podewils als Env. extr. und Min. plénip.

1753 fungirte als Min. plénip. und Env. extr. der Geheime Kriegsrath Joachim Wilhelm von Klinggräf, früher Gesandter in London und in Dresden — als Resident H. von Dieſt — und als Leg.-Secr. H. Holzendorff.

Nach dem Hubertusburger Frieden 1764 war Min. plenip. H. von Rhode (oder von Roth) jetzt Rohde, wahrscheinlich Jacob Friedrich, früher Gesandter in Cöln und Stockholm, später in Copenhagen, von Friedrich 1783 gegraft; und Leg.-Secr. Georg Friedrich Böhmer, der später als Hof- und Legationsrath Miniſter-Resident und geadelt ward.

1767 und 1773 fungirte als Env. extr. Baron Georg Ludwig von Edelsheim: er war 1760 der Friedensunterhandlung wegen in Paris gewesen und trat 1784 in badniſche Dienſte, wo er 1814 als Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten ſtarb.

Von 1777 bis 1785 war Env. extr. der Kammerherr Baron Johann Hermann von Riedeſel, der bekannte Touriſt nach Italien, Sicilien und in den Orient: er ſchloß den Teſchner Frieden ab und war ein Mann, der ganz an ſeinem Platze war. Kurz nach dem Frieden hatte er mit dem Staatskanzler Kaunitz zu ſprechen; Hofrath Spielmann, der gewöhnliche Introductor der Geſandten war augenblicklich abweſend, Baron Jeniſch, der Orientaliſt — ein ſehr beſchränkter Mann, den die jungen Leute auf der Wiener Staatskanzlei wegen ſeiner Statur und ſeiner Ideen ſtatt conseiller aulique, conseiller oblique zu nennen pflegten — übernahm die Meldung. In

der Zerſtreuung nannte er ihn: „Baron Steineſel.“ Darauf führte Riedeſel mit eiskaltem langſamen Lächeln ſich ſelbſt auf mit den Worten: „Ew. Durchlaucht! — allerdings iſt ein Eſel dabei! — aber Ich — heiße Riedeſel.“ Er ſtarb 1785.

Ihm folgte endlich 1786 bis 1790 als Min. plenip. Graf Friedrich Werner von Podewils, jüngſter Sohn des Cabinetsminiſters, Lieutenant bei den Gensd'armes, der ſpäter Oberhofmarſchall ward.

Als Reſident in Wien fungirte ſchon 1773 und nach 1786 der Hof- und Legationsrath Conſtans Philipp Wilhelm von Jacobi, der 1788 Freiherr von Jacobi-Klöſt ward und 1797 mit Görz und Dohna auf den Raſtadter Friedenscongreß ging. In Raſtadt ſah ihn Lang und beſchreibt ihn in ſeinen Memoiren als einen kurzſtämmigen und vierſchrötigen Mann, beinahe ſo etwas gemein jüdiſch, den Mund immer ſo als ob er Brotkrumen kaute, die Hände mit Dinte beſudelt — ſo wandelte er in ſeiner diplomatiſchen Thätigkeit zwiſchen ſeinen Collegen, dem diplomatiſch abgemeſſenen Grafen Görz und dem langen hektiſchen lebensluſtigen Dohm. „Der Baron, ſagt Lang, fing die Tageslaſt um zehn Uhr beim Frühſtück ſeiner jungen Gemahlin zu tragen an, wo die diplomatiſchen Abbés, beſonders aber Stadion (aus Oeſtreich) und Hompeſch (aus Baiern) in ihren ſeidnen Mänteln und rothtaffentnen Kreuzbändern herbeieilten, der Frau Gemahlin den ſüßen Morgen-

gruß, dem Herrn Gesandten aber zu einiger Entschädigung und Mittheilnahme der bis zur Mitternacht aufgefangenen diplomatisch politischen Olla Potrida Brocken zu bringen, welche Haferſuppe sodann noch mit der von den andern Herrn Collegen mitgetheilten Brühe vermehrt und gegen Abend zur Gährung ausgesetzt wurde. Unterdessen schrieb sich der Herr Gesandte auf die Papierwickeln der Frau Gemahlin, auf Visitenbillette, Briefumschläge und sonst auf lauter Schnitzeln, um das Papier zu schonen, eine Menge französischer Redeweisen und Wendungen nieder, mit welchen, wie er hoffte, die Nachrichten und Begebenheiten, die er bis zum Abend als kommend voraussah, in der Zierlichkeit der Berliner Gallizismen, gegeben werden könnten. Dann in den letzten Stunden, wurden diese Papierschnitzeln zusammengereiht, die Lücken der Sachen und Appellativnamen ausgefüllt und mit dicker dicker Faust auf einen Conceptbogen abgeschrieben, meistens mit dem berühmten Anfang: „Sire, nous avons reçues les très gracieuses ordres de V. M. du date — — oder: Nous n'avons reçues des ulterieurs ordres depuis etc. Und dann geschwind damit in die Kanzlei zum Chiffriren und Abschreiben in duplo, während dessen der Herr Gesandte noch ein oder ein paar Dutzend Privatbriefe schrieb" ꝛc.

Später ward Baron Jacobi Gesandter in London und lebte zuletzt im Privatstand zu Bonn.

Podewils' Nachfolger als Gesandte in Wien unter Friedrich Wilhelm II. wurden:

Marquis Lucchesini, früher Gesandter in Warschau und

Graf Dorotheus Ludwig Christoph Keller, früher Gesandten in Stockholm, dann im Haag und dann in Petersburg.

2. In Regensburg bei der „fürwährenden Reichsversammlung," dem ehrwürdigen Petrefact, das Friedrich „den Mops, der den Mond anbellt" nannte, fungirte:

1740, 1742, 1747 und 1753 der Geheime Justizrath Adam Heinrich Pollmann als Min. plénip. — er ward, weil er nicht vom Adel war, sogleich nach Friedrich's Thronbesteigung, schon am 28. Juni 1740 nobilitirt.

Legations-Secretaire unter ihm waren:

1742: Reuthuber und

1747 und 1753: Rammelsberg.

1757 während des siebenjährigen Kriegs stand als bevollmächtigter Comitialgesandter in Regensburg der Geheime Etats- und Kriegsminister Baron Erich Christoph von Plotho, der den kaiserlichen Notar, der die Achtserklärung insinuiren wollte, die Treppe hinunterwerfen ließ. Legations-Secretair: Klitzmann.

1767, 1773 und noch 1786 fungirte als Comitialgesandter der Geheime Kriegsrath Joachim Ludwig von Schwarzenau, der ursprünglich Baden vertreten hatte: Friedrich der Große übertrug ihm die preußischen Gesandtschaftsgeschäfte mit. Legations-Secretaire: Klitzmann und Ganz.

3. In Wetzlar beim Reichs-Kammergerichte besorgte die Geschäfte Preußens 1767: der Agent von Ruland — 1773: der Geheime Regierungsrath von Böhmer, Subdelegatus bei der Reichs-Kammer-Gerichts-Visitation.

4. Preußische Gesandtschaft am Dresdner Hofe:

Seit 1741: Graf Otto Leopold von Bees, als Minister. Er stammte aus einem croatisch-slavonischen Geschlechte, das nach Böhmen und zuletzt nach Schlesien kam und am Ende des achtzehnten Jahrhunderts ausstarb: die Güter in Schlesien kamen durch die Erbtochter an die Grafen Rostitz. Graf Otto Leopold war um 1720 gegraft worden und ward nach der preußischen Erwerbung Schlesiens Geheimer Rath; später ward er Oberhofmarschall und starb 1761. Secretair bei der Dresdner Gesandtschaft wurde 1743 Nicolaus Beguelin, ein Schweizer, nachheriger Lehrer Friedrich Wilhelm's II., gest. 1789. Resident in Dresden war der Legations-Secretair Christoph Heinrich Ammon, aus einer aus der Schweiz stammenden Familie, dessen Vater Bernhard aus Bern nach Berlin kam, wo er als Secretair und Rath des Königs Friedrich Wilhelm I. Anstellung fand und Glied der französischen Colonie wurde. Der Sohn ward 1742 nobilitirt, später Gesandter im Haag und starb 1783 als Baron, Kammerherr und Ober-Gerichtsrath bei dem französischen Tribunal. Ihm gehörte das jetzige Hôtel de Brandebourg am Gensdarmen-Markte in Berlin.

1747 war Gesandter in Dresden Joachim Wilhelm von Klinggräf, früher Gesandter in London und später in Wien.

1753 fungirte als Env. extr. der Geheime Rath Helmuth Burckhardt von Maltzahn von der mecklenburgischen Linie, derselbe der die Depeschen von dem sächsischen Cabinetscanzlisten Mentzel erlangte. Legations-Secretair: Pleßmann.

1754 und wieder nach dem Frieden war Env. extr. Geheimer Legationsrath Adolf Friedrich von Buch, von der märkischen Linie dieses alten Hauses zu Stolpe. Er zog sich später in den Privatstand zurück und verfaßte 1792 auf seinen Gütern den Abriß der brandenburgischen Geschichte bis auf den Tod des großen Kurfürsten: einer seiner Vorfahren, Dietrich Sigismund, gestorben 1687, war Reisemarschall Friedrich Wilhelm's und hatte ein Tagebuch über die Zeit von 1674 bis 1679 niedergeschrieben, das im Berliner Geheimen Staatsarchiv liegt. Der Sohn dieses Gesandten ist der berühmte Reisende und Naturforscher Leopold von Buch. Legations-Secretair in Dresden war 1754: Gregory.

1773: Geheimer Legations-Rath von Borck, Env. extr., der nachher geschiedene Gemahl der reichen Erbtochter des Generals von Lestwitz, dem Friedrich der Große für „die Rettung des Staats" bei Torgau das halbe Amt Friedland geschenkt hatte: Frau von Borck nahm mit ihrer Tochter den Namen Frau von Friedland an und starb 1804 — sie ist berühmt wegen ihrer trefflichen Güterverwaltung. Fräulein Friedland heirathete den zweiten 1814

gegrafften Grafen Itzenplitz auf Groß-Bohnitz. Legations-Secretair: Blanchot.

1775: Kammerherr Baron Arnim, früher in Copenhagen, der mit der Baumwollenſchachtel Erquickte, ſpäter Director der Schauſpiele.

1786 endlich fungirte Kammerherr Philipp Carl von Alvensleben, ſpäter Cabinetsminiſter. Legations-Secretair: Gregory.

5. Preußiſche Geſandſchaft am Kur-Pfälziſchen Hofe zu Mannheim:

1773 Geheimer Rath Gottfried Adam von Hochſtedter, zugleich Miniſter am Ober-Rheiniſchen Kreiſe zu Frankfurt.

6. Am Münchener Hofe war 1782 derſelbe Geheime Rath von Hochſtedter accreditirt als Miniſter.

7. Zu Düſſeldorf ſtand 1742: Clauberg als Reſident, Höſch als Agent.

1754 und 1767: Geh. Rath Bolckhaus als Reſident.

1786: Hofrath von Bergen als Reſident.

8. In Cöln fungirte 1742: Jacob Friedrich von Roth als Reſident.

1747: Geh. Leg. und Directorialrath von Dieſt wahrſcheinlich Reinhard, deſſen Tochter Salome Johanna, den Grafen Friedrich Carl von Wittgenſtein, Herrn zu Homburg heirathete, die Kaiſer Carl VII. zur Reichsgräfin von Dieſt erhob.

1753: Dieſt, zugleich mit Directorialrath Ammon, beide als Reſidenten beim Nieder-Rheiniſchen und Weſtphäliſchen Kreiſe.

1773: Kammerherr und Geh. Rath Abraham Edler von Meinertshagen.

1773 und 1783: Geh. Rath Theodor Edler von Emminghaus, accreditirter Miniſter bei den Höfen von Kur-Cöln und Kur-Trier und Directorial-Geſandter beim Nieder-Rheiniſchen und Weſtphäliſchen Kreiſe.

9. In Frankfurt a. M. fungirte 1742: Baron Carl Ludolf Danckelmann, der nachherige geiſtliche Miniſter, damals zugleich Präſident in Hanau als Env. und

1742, 1747 und 1753: Kriegs- und Domainenrath von Freitag als accreditirter Miniſter am Ober-Rheiniſchen Kreiſe.

1754 und 1767: Geh. Rath Wilhelm Friedrich von Brandt als Reſident und ſpäter als accreditirter Miniſter am Ober-Rheiniſchen Kreiſe — der oben ſchon einmal bei den merkwürdigen Marginalreſolutionen erwähnte überfleißige Schreiber, dem der König 1765 bedeutete, „daß er dem Teufel ein Ohr abſchreibe.“

1773: Geh. Rath von Hochſtedter, Miniſter am Ober-Rheiniſchen Kreiſe und zugleich am Kur-Pfälziſchen Hofe.

10. In Worms 1742: Agent Hoppe.

11. In Aachen 1747 und noch 1786 Reſident Lognay.

12. In Hannover fungirte 1742 und 1773: Hofrath und Geh. Leg.-Secr. Langſchmidt.

13. In Hamburg war 1742 und 1747 M. d'Esternon Miniſter-Reſident am Niederſächſiſchen Kreiſe.

1753 und noch 1786 in gleicher Eigenſchaft Geh. Rath von Hecht, geadelt 1762 und dazu

1773 und 1786: Peter Gräve, Agent.

14. In Bremen fungirte 1742 und noch 1773: Selpert und 1786: Rump als Agent.

15. In Lübeck 1767 und noch 1786 Plazmann als Agent.

16. In Mühlhauſen fungirte 1742 und noch 1773: Georg Ludwig Avenarius als Reſident am Thüringer Kreiſe und im letzteren Jahre Kriegsrath Johann Ludwig Avenarius als Adjunct.

1786: Kriegsrath Lutterodt.

17. Bei den Höfen der Sachſen-Erneſtiniſchen Linie war 1742 und noch 1753 als Min. plénip. accreditirt: Geh. Kriegsrath Baron Johann Wilhelm Backhof von Echt.

18. In Anſpach war 1742 beglaubigt als Plénip. Baron Ernſt Ludwig von Seckendorf.

19. In Nürnberg fungirte 1742 und noch 1753 Geh. Kriegsrath Iſaac Daniel Buriette von Ohlefeld als bevollmächtigter Miniſter am fränkiſchen Kreiſe.

1754 und noch 1767: Baron Chriſtoph Carl Ludwig Pfeil, Geheimer Rath, als bevollmächtigter

Minister am fränkischen und schwäbischen Kreise und an gesammte Fürsten und Stände daselbst.

20. Beim schwäbischen Kreise und am Hofe zu Stuttgart war bevollmächtigter Minister:

1742: Casimir, Graf von Wartemberg.

1747: Schweitzer, Agent zu Stuttgart.

1764 und folgende Jahre wegen der Beilegung der Streitigkeiten Herzog Carl's von Würtemberg mit seinen Landständen war der Hofmarschall Graf von der Schulenburg als außerordentlicher Gesandter beglaubigt.

1786: Legationsrath Johann Georg von Madeweis als bevollmächtiger Minister (geadelt 1786).

21. In Ulm fungirte 1747 und noch 1786: von Müller als Resident und

22. In Augsburg 1742 und noch 1773 von Gulmann als Agent.

II. Preußische Gesandte an fremden Höfen:

1. Am französischen Hofe blieb der schon seit Friedrich Wilhelm I. im Jahre 1722 fungirende Baron Jean de Chambrier als Env. extr. beglaubigt: er starb erst 1751 in Wesel.

1740 ging, um die Thronbesteigung zu melden, als Min. plénip. nach Paris: Oberst von Camas.

1744 schloß, nach dem beim König durchgemachten Examen, Graf Friedrich Rudolf Rothenburg die zwölfjährige Allianz.

Seit 1750 bis 1754 fungirte als Min. plénip. Mylord Marishal und der Geh. Leg.-Rath Baro

Knyphauſen, der nach Marishal bis zum Ausbruch des ſiebenjährigen Kriegs Geſandter blieb.

1773 und noch 1786 fungirte als Env. extr. der königl. Flügeladjutant, Oberſt und Kammerherr Baron Bernhard Wilhelm von der Goltz, der 1786 gegraft ward. Seine Legations-Secretaire waren:

1773: Sandoz de Rollin (aus einer Neufſchateler Familie, des Königs Correſpondent), der nachher Geſandter in Madrid ward.

1786: Aigneulle.

Als Agent fungirte: de Montessay.

2. Nach London ging 1740 der kön. Generaladjutant Graf Friedrich Sebaſtian Truchſeß von Waldburg, der nach Hannover, wo der König damals ſich aufhielt, geſchickt worden war, um die Thronbeſteigung zu melden — als bevollmächtigter Miniſter.

1742 fungirten Geh. Kriegsrath Joachim Wilhelm von Klinggräf, nachher Geſandter in Dresden und Wien — und Baron Plotho, nachher Geſandter in Regensburg als Miniſter — und als Env. extr. Johann Heinrich Andrie.

1747: Johann Heinrich Andrie, Obergerichtsrath, Miniſter.

1753: Legations-Secretair, ſpäter Geheimer Rath Louis Abraham Mitchel, der 1766 Gouverneur von Neufchatel ward und 1782 in Berlin ſtarb.

1756: Die Nachricht vom glücklichen Ausgang der erſten Schlacht des ſiebenjährigen Kriegs, der bei Lowoſitz, brachte Oberſt Lentulus nach London.

1767 und noch 1773: Graf Joachim Carl Maltzahn auf Militsch, Kammerherr, der spätere Staatsminister, Gemahl der Christine Charlotte Baronin von Modrach, Erbtochter der seit 1835 an die Grafen Lottum gekommenen Standesherrschaft Lissa — als Minister und Env. extr. Legations-Secretair: de Jeanneret de Dunilac.

1786: der oben erwähnte Oberst und Oelhändler Graf Spiridion Lusi als Env. extr. Leg.-Secr.: Tribolet-Hardy.

Ihm folgte dann Baron Alvensleben unter Friedrich Wilhelm II.

3. Im Haag war 1742 Env. extr. Graf Podewils.

1747 Christoph Heinrich von Ammon, Kammerherr, früher Resident in Dresden, als accreditirter Minister.

Leg.-Secr.: von Marschall.

Agent: Duglas.

1753: H. von Hellen als Chargé d'aff.

1754 und noch 1786: Geh. Leg.-Rath Friedrich Wilhelm von Thulemeyer, Sohn des Cabinetsministers, Env. und Min.

Leg.-Secr.: Reufner.

Thulemeyer schloß 1785 den Handelsvertrag mit Amerika ab und ward später reformirter geistlicher Staatsminister.

Ein bedeutender Gesandter wurde nach Thulemeyer unter Friedrich Wilhelm II. Graf Dorotheus Ludwig Christoph Keller, der 1790 mit

Lord Auckland und van de Spiegel die Contreminen gegen die türkiſchen Pläne Kaiſer Joſeph's II. fertig machte, indem er den Vertrag wegen Garantie der neuen belgiſchen Republik unter van der Noot ſchloß. Keller, einer der plattirteſten Diplomaten, ward dafür 1790 gegraft. Er heirathete in demſelben Jahre die Schweſter des nachherigen erſten Fürſten und ruſſiſchen Feldmarſchalls Wittgenſtein, ward Staatsminiſter und ſtarb außer Dienſt 1827. Seine Familie ſtammte aus der Schweiz: er war der Sohn eines Geheimen Raths in Gotha.

4. In Amſterdam fungirten 1742 und noch 1773 Philipp Anton d'Erberfeldt und Hof- und Commerzienrath Barth als Reſidenten

und 1747 Fäſch, als Agent.

5. In Rotterdam: 1742 und 1753: Commerzienrath Dillon.

1773: Commerzienrath Ruſthoeck und Steurs, Agent.

1786 Agent Steurs.

6. In Dortrecht 1742 und noch 1773: Rath Jacob de Haas, Agent.

1786: Wilmſſen, Agent.

7. In Brüſſel: 1742 und 1747: Geh. Rath und Vicekanzler in Geldern Simon von Souſt de Borckenfeld, Reſident.

8. In Petersburg fungirte 1740 noch der ſeit 1732 accreditirte Baron Axel Mardefeld, der bis 1747 auf ſeinem Poſten blieb, bei ſeiner Zurückkunft den ſchwarzen Adlerorden erhielt und Cabinetsminiſter

ward, aber schon 1748, siebenundfunfzig Jahre alt starb.

Gleich nach seiner Thronbesteigung schickte Friedrich nach Petersburg als Env. extr. seinen Flügeladjutanten, Major von Winterfeld, den Stiefschwiegersohn des Feldmarschalls Münnich: darauf erfolgte das Bündniß vom 27. December 1740 mit der Großfürstin Anna, das durch die Thronrevolution von 1741, die Elisabeth zur Kaiserin machte, zu nichte wurde.

1747—1748 erhielt Graf Carl Wilhelm Finkenstein, der nachherige Cabinetsminister, eine außerordentliche Sendung nach Petersburg.

1762 nach Elisabeth's Tode ging der königliche Flügeladjutant Bernhard Wilhelm Baron Goltz nach Petersburg: er schloß den Friedens- und Allianztractat mit Peter III.

Gleich nach ihm folgte der Flügeladjutant Graf Wilhelm Carl Schwerin: er brachte als Courier den Friedens- und Allianztractat aus Petersburg.

Goltz erlebte noch die Revolution, durch die Catharina II. auf den Thron kam.

1764 und noch 1779 fungirte als Env. extr. in Petersburg der Kammerherr Graf Victor Friedrich von Solms-Sonnewalde, der später Oberhofmarschall ward.

Resident: Hof- und Leg.-Rath Böhmer.

Leg.-Secr.: Leg.-Rath Distal.

1773: Carl Ludwig Hüttel.

In dieſe Zeit der Reſidenz von Solm's in Petersburg fällt die wichtige Ambaſſade des Prinzen Heinrich Oct. 1770, welche die Theilung von Polen zu Stande brachte.

1786 fungirte der ſchon beim bairiſchen Erbfolgekrieg verwandte Grand Maitre Graf Johann Euſtach von Schlitz-Görtz als Env. extr. und Min. plénip.

Chargé d'affaires: Leg.-Rath Hüttel (an den Friedrich's letzte Depeſche abging), geadelt 1792, geſtorben 1820 als Cenſor der politiſchen Schriften in Berlin.

Nachfolger von Görtz unter Friedrich Wilhelm II. wurden:

1786: Baron Keller, der nachher in den Haag ging.

1789: Oberſt Baron Heinrich Leopold von der Goltz, der 1786 gegraft ward, von der Linie Heinrichsdorf, aus welcher der 1822 geſtorbene Geſandte in Paris General Graf Carl Heinrich Friedrich von der Goltz ſtammt.

9. Preußiſche Geſandtſchaft in Copenhagen:

1740—1742: Graf Carl Wilhelm Finkenſtein, der ſpätere Cabinetsminiſter.

Leg.-Secr.: Heuſinger.

1753: Geh. Rath Valentin von Häſeler, Env. extr., der Erwerber des Guts Häſeler bei Eckardsberge und mehrerer anderer Güter der Familie, die 1790 gegraft ward.

Leg.-Secr.: von Feriet.

1753: Geh. Rath von Borck, Env. extr.

Leg.-Secr.: Kopke.

1767: Oberſtlieutenant Baron Cocceji.

1773: Kammerherr Baron Arnim, der nachher nach Dresden ging und letzter Director der Schauſpiele ward, Env. extr.

Leg.-Secr.: de Jeanneret le Blanc.

1786: Kammerherr Graf Rohde, Env. extr.

Leg.-Secr.: von Weguelin.

10. Preußiſche Geſandtſchaft in Stockholm:

1742: von Linde, Env. extr.

Leg.-Secr.: Diſtel.

1744—1746: Graf Carl Wilhelm Finkenſtein, der ſpätere Cabinetsminiſter.

1747 u. 1753: Jacob Friedrich von Rohde, Geh. Leg.-Rath und Hofgerichtsrath, Env. extr., ging ſpäter nach Wien.

1767: Baron Cocceji, Miniſter.

1773: Graf Dönhoff, Env. extr.

Leg.-Secr.: Jouffroy.

1786: Kammerherr Baron Keller, der nachher nach Petersburg ging, Env. extr.

Leg.-Secr.: Wegner.

11. In Warſchau fungirten:

1742: Leg.-Secr. Hofmann als Reſident.

1757 und noch 1773: Leg.-Secr., zuletzt Leg.-Rath Slommer de Benoit, ein Hannoveraner: er war bei der Theilung von Polen 1772 ein Hauptwerkzeug.

Außerordentlicher Gesandter war in diesem Theilungsjahre: der wiederholt schon aufgeführte General von Lentulus.

1786 war Resident der Legationsrath von Buchholz, der später Minister von Südpreußen in Posen wurde.

12. In Danzig besorgten die Geschäfte:

1742: Geh. Rath von Ferber, Resident.

1747: Hofgerichtsrath von Wagenfeld, Resid.

1753: Raimer, Resident.

1767: Leg.-Rath Joh. Ant. von Junk (1766 geadelt), Resident.

1773: Geh. Rath Tietz, Resident.

1786: Kriegsrath Lindenowsky, Resident.

13. In der Schweiz fungirten:

1742: Johann Joseph von Fels, Resident.

1747: Baron Ezaronde de Chambrier, Reg.-Rath zu Neufchatel aus der Neufschateler Familie, welcher der langjährige Gesandte in Paris Jean Baron de Chambrier unter Friedrch Wilhelm I. und Friedrich II. angehört hatte — und

Monet, Geh. u. Leg.-Secr. zu Genf.

14. In Turin:

1786: Kammerherr Jean Pierre de Chambrier, aus derselben Neufchateler Familie wie der Gesandte in der Schweiz, Env. extr. Er ward 1814 Gouverneur von Neufchatel und starb 1823.

15. In Genua:

1773 und 1786: Jean Isaac du Moulin, Chargé d'affaires und Consul, einer von der franzö-

ſiſchen Refugié-Familie, welcher der in den ſchleſiſchen Kriegen, namentlich bei Hohenfriedberg, wo er ſich den ſchwarzen Adlerorden verdiente, ausgezeichnete Infanteriegeneral angehörte, Peter Ludwig du Moulin, geſtorben 1756.

16. In Venedig:

1742: von Thom, Env.

Monet, Geh. u. Leg.-Secr.

1747 und noch 1786: Cattaneo, ein geborner Venetianer, erſt Agent, ſeit 1773 als Graf und Chargé d'affaires, derſelbe, der Friedrich den Grafen Luſi verſchaffte.

17. In Rom:

1767: Ranucci, Rathsherr in Bologna, Min.

1773 und 1786: Abbé Ciofani, Agent.

18. In Madrid fungirte

noch vor 1786: Sandoz de Rollin als Miniſter-Reſident, früher Leg.-Secr. in Paris, wo der König ſelbſt mit ihm correſpondirt hatte; der König ſchickte ihn unter andern mit wegen des ſchleſiſchen Leinwandhandels nach Spanien und den ſpaniſchen Colonien in Amerika, der während des Kriegs in Folge des Abfalls Nordamerikas von England ſehr litt. Er ſagte den ſchleſiſchen Kaufleuten 17. Aug. 1781 in Schmiedeberg: „Ich werde jetzt einen Miniſter nach Madrid ſchicken.“ In den früheren Etats unter den beiden erſten Königen Preußens war wohl ein Geſandter in Liſſabon, in Madrid aber ſcheint keiner angeſtellt geweſen zu ſein.

Leg.-Secr.: von Theremin.

19. In Lissabon:

1754 und noch 1773: Hermann Joseph von Bramkamp, Minister-Resident.

1786: Jefferson.

20. Preußische Gesandtschaft in Constantinopel.

Vor Ausbruch des siebenjährigen Kriegs war hier Gesandter: Rexin. Als der Krieg ausbrach, ging Oberstlieutenant Marquis de Varenne in einer außerordentlichen Mission an den Divan, um ihn zum Krieg gegen Oestreich zu bestimmen. Bei der Zurückkunft ward er mit einer Anzahl kranker und verwundeter Offiziere, die sich nach der Schlacht bei Collin nach Dresden retten wollten, von Loudon umringt und erschossen.

Es gelang endlich Rexin, nachdem die bedeutenden Summen, die der König nach Constantinopel schickte, lange Zeit durch ähnliche von Versailles und Wien paralysirt worden waren, die Türken über ihr Interesse aufzuklären: Rexin schloß, als Peter III. den russischen Thron bestiegen hatte, einen Freundschaftstractat mit der Pforte und 100,000 Türken sammelten sich bei Belgrad, um endlich die von Friedrich gewünschte Diversion gegen Oestreich zu machen. Aber nach Peter's III. Tode sprangen die Türken wieder ab.

Gegen Ende des siebenjährigen Kriegs ward der Oberst von Zegelin nach Constantinopel geschickt, der noch 1773 mit Leg.-Secr. Rüger fungirte. Zegelin erlangte großen Einfluß beim Divan: er beobachtete genau den östreichischen Gesandten, den nachherigen

berühmten Staatskanzler Thugut und der König ließ durch ihn den Türken ihren 1768 ausgebrochenen unglücklichen Krieg mit Catharine II. von Rußland abrathen: 1774 schloſſen ſie Frieden. Dieß erwarb Friedrich dem Großen der Türken völliges Vertrauen.

Seit 1784 fungirte als Nachfolger des rappellirten von Gaffron als Chargé d'affaires in Constantinopel einer der gewichtigſten und gelehrteſten preußiſchen Diplomaten: Heinrich Friedrich Dietz, geboren zu Bernburg 1751, früher Kanzlei-Director bei der Regierung in Magdeburg, 1786 geadelt, Geh. Leg.-Rath und Env. extr. Dietz iſt der bekannte Orientaliſt, der die große literariſche Fehde mit dem Wiener Hofdolmetſch Hammer hatte, Verfaſſer der aſiatiſchen Denkwürdigkeiten, Herausgeber des Buchs des Kabus und mehrerer anderer Schriften, welche zu den beſten gehören, die wir über den Orient beſitzen. Seine ausgezeichnete Bibliothek kam nach ſeinem Tode durch Schenkung an die königliche in Berlin.

In Nödenbeck's Tagebuch Friedrich's des Großen (Berlin 1842) iſt eine merkwürdige Audienz mitgetheilt, die Dietz vor ſeinem Abgang nach Conſtantinopel bei Friedrich hatte:

„Als Gleim einſt in einer Geſellſchaft in Magdeburg mit gewohntem Enthuſiasmus von Friedrich dem Großen ſprach, wurde ihm von Dietz, der auch zugegen war, eben ſo lebhaft widerſprochen und überhaupt dem König allerlei zum Vorwurf gemacht ꝛc. Später ſprach und ſchrieb Dietz jedoch ganz anders von Friedrich und ſtimmte vollkommen mit Gleim's

Ansichten und Urtheile über den König überein. Als Gleim dieß erfuhr, schrieb er einen freundlichen Brief an Dietz, worin er seine Freude über Dietzens Sinnesänderung bezeigte und den Wunsch zu erkennen gab, die Ursache davon zu erfahren. In der darauf erfolgten Antwort erzählt nun Dietz zuerst, wie und wodurch er zu so falschen Ansichten und Urtheilen über den König verleitet worden, dann, wie er von den Ministern dem Könige zum Chargé d'affaires in Constantinopel mit vier oder fünf andern Personen vorgeschlagen worden, und fährt hierauf zur Erläuterung seiner Sinnesänderung fort:

„Indessen der König greift mich aus den ihm Vorgeschlagenen heraus, ich weiß nicht warum, ob ich gleich sagen muß, daß ich ihm nicht unbekannt geblieben bin, weil ich in eigenen Angelegenheiten mehrmals an ihn geschrieben habe. Er befahl aber, daß ich nicht abgehen sollte, bis er mich selbst gesehen und mir die Instructionen selbst gegeben haben würde. Das Letztere war bis dahin immer Sache des Ministeriums. Ich mußte nun in Berlin dreizehn Wochen warten, weil der König krank war; ein langer Zwischenraum, wo die Cabale noch alle Versuche machte, mich zu verdrängen. Auch war der König noch krank, als er in Potsdam den ersten Revuetag hielt: es war, glaube ich, den 29. Mai und auf diesen Tag war ich bestellt."

„Ich war noch voll von den Ideen, welche Sie in Magdeburg von mir gehört hatten. Ich hatte überhaupt alle Schulideen von großen Königen ver-

loren, nachdem ich über Friedrich weggekommen war. Ich hatte, wenn ich so sagen darf, mein System angenommen, welches mich pünktlich und fast ängstlich in Erfüllung der mir obliegenden Pflichten machte, aber auch gleichgültig, dreist und kühn gegen alle Leute, die man Große und Könige der Erde nennt."

„Dieß hatte die Folge, daß ich vor Friedrich mit einer Fassung und Gleichmüthigkeit kam, welche er durch seine gewöhnlichen Ueberraschungen nicht aus dem Gleichgewicht werfen konnte, wie es z. B. schon bei meinem Erscheinen seine Absicht sein mochte; denn als ich in die Thür seines Cabinets eintreten wollte und den Fuß eben erst auf die Schwelle gesetzt hatte, kam er mit einer Heftigkeit auf mich los, daß er dicht vor mir zu stehen kam, ehe ich in die Stube einkommen konnte, so daß ich, wenn ich vor ihm die gewöhnliche Verbeugung hätte machen wollen, entweder ihn hätte vor den Kopf stoßen oder wieder zurücktreten müssen; ich that aber keins von Beiden, blieb auf der Schwelle stehen, ohne ihn zu grüßen, erwartete seine ersten Fragen, die er sehr eilig hervorbrachte, gab ihm, eben so gleichgültig als ehrerbietig, schnell meine Antworten, und so trat er selbst allmälig zurück und ich folgte ihm auf dem Fuße nach, bis er an seinen Tisch gelangte und sich in den Armstuhl warf, wo er sein Gespräch fortsetzte und ich dicht vor ihm stehen blieb."

„Ich bekenne, daß die Gleichgültigkeit, welche ich bewies, mit aus dem Gefühle herrührte, daß ich nicht gekommen war, um Brot zu suchen, welches ich hatte, sondern weil ich empfand, dem Staate auf

dem neuen Posten im Großen besser dienen zu können, als auf meiner alten Stelle, die mich nicht mehr genug beschäftigte, nachdem ich hundertjährige Unordnungen aufgeräumt hatte. Ich nahm auch Gelegenheit, dem Könige dieß bemerklich zu machen und er sah mich darauf mit großen Augen an, vom Haupt bis zum Fuße, und sagte endlich: „das ist lobenswürdig!“

„Genug, um zur Sache zu kommen, Friedrich hatte an jenem Tage früh um vier Uhr seine Cabinets-Geschäfte verrichtet, war sodann zur Musterung gegangen, kam gegen elf Uhr zurück, ließ sich sodann die fremden Offiziere vorstellen, setzte sich nach zwölf Uhr zu Tisch, wo er bis um zwei Uhr bleiben mochte, und von da bis 3½ Uhr hatte er Adjutanten bei sich, um ihre Berichte zu hören und ihnen Befehle für die Manoeuvres des andern Tags zu geben. Ich begegnete ihnen noch, als ich mit Herrn Laspeyres, der zum Schreiben bestellt war, hereingerufen ward.“

„Hier stand ich nun neben dem Manne, der bis dahin, seit dem Augenblicke des Erwachens, vor Geschäften gleichsam nicht zu sich selbst gekommen war und der noch krank sein sollte; nichts Krankes, nichts Müdes, nichts Erschlafftes, im Gegentheil alles an seinem Vortrag und an seinen Begriffen so frisch, so klar und durchdacht, daß, nachdem seine ersten Fragstücke vorüber waren, woraus ich im Grunde wenig machte, er meine ganze Aufmerksamkeit fesselte, als ich ihn die Sache selbst, über den Zweck meiner Mission, über die Interessen von Preußen und anderen Mächten,

auch über den Charakter und die Verfassung der Türken, mit einem Zusammenhang und Plan hineingehen hörte, von wo ich bei jedem andern, der sich sechs Monate dazu vorbereitet haben möchte, eine große Idee gefaßt haben würde."

„Endlich fing er an, die Instruction zu dictiren: bei jedem Absatz hielt er inne, machte Paraphrasen und spielte zugleich mit dem Windhunde, der ihm unterdessen auf den Schooß gesprungen war, und nachdem er mich jedesmal eins um das andere hatte sprechen lassen, um zu hören, ob ich seine Meinung recht verstanden, fuhr er fort zu dictiren, zu paraphrasiren, mit dem Hunde zu spielen und mich zu hören, und so ging es bis zu Ende einer zwei Bogen langen Instruction, ohne daß er sich von Laspeyres das, was geschrieben war, wieder vorlesen und sich in Zusammenhang bringen ließ, als dessen Faden er gar nicht verloren hatte. Die ganze Audienz dauerte zwei Stunden bis gegen 5½ Uhr und ich war so instruirt, wie man sein muß."

„Nun aber hatte sich meine erste Gleichgültigkeit in Bewunderung verwandelt, und ich bekenne, daß ich fähig gewesen wäre, mich in dem Augenblicke niederzuwerfen und das Genie anzubeten, denn wahr ist's immer und ewig, daß großer Verstand große Wirkung thut und daß man alsbald wahrnimmt, daß für einen Kopf von solcher Ueberlegenheit Nichts unmöglich bleibe."

„Wer Friedrich war, wußte ich nun von ihm selbst und bald nach meiner Ankunft in Stambul

empfing ich mit jedem Posttage neue Proben seines umfassenden und immer in's Große gehenden Geistes."

Die erste Audienz, die Dietz beim Großvezier hatte, fand am 22. September 1784 statt.

21. Preußische Gesandtschaft beim Tartar-Chan.

Der Tartarchan Kerim Geray schickte im Laufe des siebenjährigen Kriegs einen Gesandten an Friedrich den Großen, um 40,000 Mann gegen Subsidien anbieten zu lassen: als Gegengesandten schickte der König den Obersten Goltz, der mit dem tartarischen Gesandten zurückreiste und erst 1763 wiederkam.

Durch Friedrich den Großen wurden auch die ersten Consuln angestellt.

Als preußische Consuln außerhalb Deutschlands fungirten:

1747: 1. In Bordeaux Jordan als Commerzien-Agent, 1753 und 1786: Streckeisen als Consul.

2. In Petersburg: Kuhn, Commerzienrath, als Consul 1786: Mahs, General-Consul.

1753: 3. In Cette und noch 1773 Brousson und 1786 Grangent, auch in Montpellier.

4. In Genua: Jean de Salle, 1767 Jean Isaac du Moulin, Consul und später zugleich Chargé d'aff.

5. In Neapel und noch 1767, 1773 u. 1786: Motta.

6. Auf den canarischen Inseln: Bonaventura Kenney, der 1767 als Gen.-Consul erscheint.

1754: 7. In Marſeille und noch 1767, 1773 und 1786 Dan. le Clerc.

8. In Nantes 1754: Deucher, 1773 u. 1786: Pelloutier, Gen.-Conſul in der Bretagne.

9. In Rotterdam: 1754 Dillon, 1786 Dubbelmuths van Dyk, Commerzienrath.

1773: 10. In Cadix: Silvestre de Livron, 1786: Silin.

11. In Valencia 1773 u. 1786: Boswell.

12. In Nizza und Sardinien: 1773 und 1786: Vierno.

13. In Venedig 1773: Dannenberg.

1786 kamen noch hinzu:

14. In Toscana, Maſſa und Carara: Graf Luciani, Gen.-Conſul.

15. In Trieſt und Fiume: Rockart.

16. In Barcellona: Tileben.

17. In den maroccaniſchen Häfen: Audibert Caille, Gen.-Conſul.

18. In Liſſabon und in ganz Portugal: Stattmüller.

19. In Rouen u. der Normandie: Hilſcher.

20. In la Rochelle: Louis le Fort.

21. In Dünkirchen und ganz Flandern: Herwyn.

22. In Amſterdam: Chomel, Conſul- und Commerzienrath.

23. In Vließingen: v. Eykellenberg; Commerzienrath.

24. In London: Sebastian Fridag, Consul in England.

25. In Liverpool: Nissen.

26. In Riga: Helmund.

27. In der Moldau und Wallachei zu Jassy: König.

III. Diplomatisches Corps in Berlin:

1) Gesandte von deutschen Höfen.

1. Kaiserliche Gesandtschaft.

Als Resident fungirte beim Regierungsantritt Friedrich's des Großen der seit Jahren angestellte H. von Dennerath.

1740 kam Graf Bathiany als Env. extr., um zur Thronbesteigung zu gratuliren. Ihm folgte:

General Marchese Botta d'Adorno, der vergebens sein Cabinet wegen Friedrich's kriegerischer Absichten warnte, diesem aber selbst nach der Parade einmal sagte: „Sire, vos troupes sont belles, j'en conviens, les nôtres n'ont pas cette apparence, mais elles ont vu le loup. Pensez, je vous en conjure, à ce que vous allez entreprendre."

1741 erschien im Lager von Strehlen der damals noch östreichische Feldmarschall Baron Carl Christoph von Schmettau, Bruder Samuel's, des Grand Maître der Artillerie, der wie dieser nachher in die Dienste Friedrich's trat, der bekannte Commandant von Dresden im siebenjährigen Kriege, der die Stadt nach der Kunnersdorfer Niederlage auf des Königs

Befehl, aber sehr gegen seinen Wunsch an die Oestreicher übergab und deshalb in Ungnade fiel. Er ward schon 1742 gegraft, 1755 Generallieutenant und Ritter des schwarzen Adlerordens und starb 1775, neunundsiebzig Jahr alt.

1742 nach dem Breslauer Frieden: Graf Richecourt.

1743: Graf Philipp Joseph Rosenberg, ein Enkel Montecuculi's.

1746 nach dem Dresdner Frieden: General von Bernes.

1750: Fürst Ferdinand Lobkowitz.

1751 bis zum Ausbruch des siebenjährigen Krieges (1756, 16. September): Generalfeldwachtmeister Graf Puebla, Min. plénip.

Legations-Secretair war Leopold Baron von Weingarten, durch welchen dem König die geheimen Mittheilungen aus dem östreichischen Cabinet zugingen: die Verrätherei dauerte drei Jahre, als sie entdeckt ward, verlangte der Wiener Hof Weingarten's Auslieferung, Friedrich verweigerte sie aber.

Nach dem Hubertusburger Frieden 1763 ward Generalfeldmarschall Baron Riedt als Min. plénip. accreditirt.

1764 meldete die Kaiserwahl Joseph's II.: Graf Anton Gotthard Schaffgotsch.

1765 und noch wiederum 1768: Generalfeldmarschall von Nugent Min. plénip.

1767: Generalmajor Graf Waldosotto, Min. plénip.

Seit December 1770, 1772 bei der polnischen Theilung und noch bis 1777 war östreichischer Gesandter: Baron Swieten, Sohn des berühmten Leibarztes Maria Theresiens, der spätere Hofbibliothekpräfect. Ein dänischer Diplomat urtheilte von ihm in einem Briefe aus Berlin vom 14. Dec. 1772*): „Dem Baron von Swieten thäte man Unrecht, wenn man ihm den Vorwurf machte, daß er sein Licht nicht leuchten lasse. Es heißt, daß er den Fürsten Kaunitz copire. Wie dieser, weiß er alle technischen Ausdrücke auswendig, spricht gut und hält darum auch fortwährend Reden. Das giebt ihm ein etwas pedantisches Ansehn, welches durch seine ministerielle Wichtigkeit unterstützt wird. Diese beruht auf der Größe des Hofes, den er als primus inter pares vertritt und auf der Bedeutung der polnischen Angelegenheiten, über welche er beständig mit dem König persönlich unterhandelt." Swieten stand sehr gut bei Friedrich und dieser ertheilte ihm bei seinem Abgange, wie gewöhnlich den Gesandten, eine Tabatière von hohem Werthe. Ihm folgte:

1777 Graf Ludwig Cobenzl, der nachher nach Petersburg ging, der berühmte Staatskanzler unter Franz II. Darauf brach der bairische Erbfolgekrieg aus, in dessen Anfang der berühmte Thugut, vor Cobenzl später Staatskanzler Oestreichs, die geheime Mission Maria Theresia's im Lager von

*) Mitgetheilt im Sonntagsblatt der Weserzeitung vom 2. März 1851.

Jaromirs in Böhmen und in Braunau bei Friedrich ausführte. Nach dem Teschner Frieden kamen ausgewählte gelehrte oder hochgeborne Herren als Gesandte von Wien, zuerst:

Graf Rewitzky, ein besonders in den orientalischen Sprachen gelehrter Mann. Seine Nachfolger waren:

Fürst Reuß XIII.-Greitz, der Erbprinz und 1786, beim Tode des Königs war Min. plenip. dessen Bruder Fürst Reuß XIV., der Gemahl der schönen Berliner Jüdin Mariane Meyer, der s. g. Prinzessin von Eybenberg, der frühern Geliebten des Grafen Geßler, des Enkels des Siegers von Hohenfriedberg, späteren Gesandten in Dresden, bekannt durch die gepfefferten Briefe, die Arndt mitgetheilt hat, des damaligen dänischen Leg.-Secr. Grafen Christian Bernstorf, späteren preußischen Cabinetsministers, der nur mit größter Mühe abgehalten werden konnte, eine Mesalliance mit der liebenswürdigen Hebräerin zu machen und Goethe's. Diese Prinzessin Eybenberg war die bekannte Freundin von Gentz, die ihm seine große Carrière in Oestreich machte. Ich komme auf ihre Personalien in der östreichischen Hofgeschichte bei Gelegenheit der Charakteristik von Gentz zurück.

2. Sächsische Gesandtschaft:

1740 bis 1741, 1747 und 1753 bis 1756: Friedrich Gotthard von Bülow, sächsischer Conferenzminister als Min. plénip. Resident: Accisrath Siepmann. Leg.-Secr. Sternickel.

Nach dem Hubertusburger Frieden 1764: Baron Goltz und Leg.-Rath Sternickel.

1767 und noch bis zur baierischen Erbfolgeerledigung 1777: Herr von Stutternheim, der nachher aus der Berliner Schule Cabinetsminister des Aeußern in Sachsen wurde. „Ein sehr verständiger Mann, urtheilt von ihm der dänische Diplomat in dem angeführten Briefe von 1772, beschränkt in seinen Mitteln und dennoch in großem Ansehn. Man billigt es allgemein, daß er nicht mehr ausgiebt, als er einzunehmen hat; so sehr bewährt es sich, daß die Wahrheit immer mehr gilt, als der trügerische Schein." Leg.-Secr. Clements.

Seit 1777 und noch 1786: der General und Kammerherr Graf Zinzendorf, der nachher Cabinetsminister der Militairangelegenheiten in Sachsen wurde. Leg.-Secr. Kötteritz.

3. Hannöverische Gesandtschaft:

1741: Herr von Schwichelt.

1753 und noch wiederum 1773: Leg.-Rath Rudolphi, Resident.

1767 und 1768: Schloßhauptmann von Lichtenstein, Resident.

4. Baierische Gesandtschaft und Pfalz-Baierische seit 1777:

1741 im Lager von Strehlen: Graf Törring.

1748: von Beckers, Minister.

1743 und 1774: von Schwachheim, Minister.

1779: Graf Törring-Seefeld.

1786: Hofrath von Posch, Resident.

5. Gesandtschaft von Kur-Pfalz:

1744: von Beckers, Minister.

1753: Leg.-Secr. Bossart.

1767: Baron Hompesch.

6. Gesandtschaft von Mainz:

1745: H. von Erthal.

1773: Leg.-Rath von Schlipp, Minister-Resident.

7. Braunschweigische Gesandtschaft:

In den vierziger Jahren: Hoffmann, der durch den König auf die Festung Magdeburg kam.

8. Gesandtschaft von Hessen-Cassel:

1769 und noch 1773: Graf Oynhausen, Env. extr.

9. Gesandtschaft von Hessen-Darmstadt:

1753 und noch 1764: Hof- und Leg.-Rath von Gerresheim, Resident.

10. Gesandtschaft von Hessen-Homburg:

Hofrath Hermann, Resident.

11. Gesandtschaft von Würtemberg:

1776: Baron Knieſtädt.

12. Gesandtschaft von Baireuth:

1753 und noch 1773: Hofrath Borchwart, Resident.

13. Gesandtschaft von Anspach:

1753: Leg.-Rath von Lyncker, Resident.

14. Gesandtschaft von Mecklenburg:

1753 und noch 1764: Hof- und Leg.-Rath Hövel, Resident.

2) Geſandten von auswärtigen Höfen:

1. Franzöſiſche Geſandtſchaft:

1740 bis 1750 und noch einmal 1756 war Marquis de Valory als Min. plénip. in Berlin, bekannt durch ſeine Memoiren und als vertrauter Freund des Königs. Valory war ein alter redlicher Mann und gut preußiſch geſinnt. Er begleitete den König auf den beiden ſchleſiſchen Feldzügen überallhin und der ſpätere Ausbruch des ſiebenjährigen Kriegs mit Frankreich that ihm ſehr weh.

Um zur Thronbeſteigung Friedrich's zu gratuliren, kam der einhändige Marquis de Beauveau 1740.

Außerordentlicher Geſandter im Lager von Strehlen war 1741 der durch ſeine Pracht ausgezeichnete Marſchall de Belle-Isle.

Valory ward 1750 durch den Lord Tyrconel abgelöſt, einen Irländer, der nicht die Gunſt, die Valory beſeſſen hatte, erlangte, er ſtarb 1752 in Berlin.

1751 kam Mr. de Guimont und

von 1752 bis 1756 fungirte Chevalier de la Touche als Min. plénip., der wieder ſehr gut ſtand, wie Valory.

1756 kam als Env. extr. Herzog von Nivernois, der ebenfalls gut preußiſch geſinnt war und nach ihm nochmals bis zum Ausbruch des Kriegs: Marquis de Valory.

Nach dem Hubertusburger Frieden war franzöſiſcher Geſandter in Berlin bis 1769: Graf de Guines.

1773: Marquis de Pons als Env. extr. „Obgleich Franzoſe, urtheilt der oben angeführte däniſche Diplomat von ihm in dem Briefe von 1772, hat er ein ernſtes, trauriges, philoſophiſches Anſehn. Er gilt für einen bedeutenden Mann, ein Ruf, den man gewöhnlich erwirbt, wenn man zu ſchweigen verſteht. Aber was hilft uns ſein großer Geiſt, wenn er ihn ganz für ſich behält.“

1786 beim Tode des Königs fungirte Graf Esterno.

2. Engliſche Geſandtſchaft:

1740 fungirte noch Herr Guy-Dyckens.

1741 bis 1744: Graf Hyndford, ein Schotte, welcher den Breslauer Frieden ſchloß und Mr. Robinson als Env. extr.

1742 erſchien als Env. extr. Phil. Stanhope, der berühmte geiſtreiche Graf Chesterfield.

In den Jahren 1745 bis 1747: Mr. Lawrence und

1748, in dem Jahre, wo der Aachner Frieden geſchloſſen wurde, Mr. Legge.

Vom Mai 1750 bis Februar 1751 war Sir Charles Hanbury Williams engliſcher Geſandter, den Friedrich wegen ſeiner beißenden Berichte ausſchaffen mußte.

In den Jahren 1751 bis 1756 war kein engliſcher Geſandter in Berlin.

1756 kam und blieb bis zu ſeinem Tode 1771: Ritter Andreas Mitchell als Env. extr. und Min. plénip., Verfaſſer der neuerlich herausgekom-

menen Memoiren, der ein großer Liebling des Königs wurde: Mitchell ward ein begeisterter Freund Friedrich's, nachdem er ihn in den Schlachten des siebenjährigen Krieges begleitet und hier seine stets sich gleichbleibende Seelenruhe auch bei den schwersten Geschickesschlägen gesehen hatte. Mitchell ging in seiner Bewunderung so weit, daß er an sein Cabinet schrieb: „Welche Rolle könnte England spielen, wenn es nicht von Schwätzern regiert würde, sondern einen Helden an der Spitze hätte, wie den, welchen ich die Ehre habe zu begleiten!" Die Folge dieser Expectoration war, daß ein Rapellschreiben kam. Friedrich sagte zu Mitchell: „Savez vous, mon ami, que vous êtes rappellé, je crois, que votre Monsieur Pitt est devenu fou". Der König trat für seinen Freund ein und schrieb nach London, daß er keinen andern Gesandten annehmen werde. Er sagte zu Mitchell: „Ich habe mir von Königen nie etwas befehlen lassen, ich werde mir auch von Herrn Pitt nichts befehlen lassen." Die Folge war, daß Mitchell wirklich auf seinem Posten blieb. Mitchell'n folgte erst nach seinem Tode:

1771—1776 James Harris, erster Graf von Malmesbury, Verfasser der neuerlich herausgekommenen sehr interessanten Memoiren, auf die ich unter Friedrich Wilhelm II. zurückkomme. „Mr. Harris, schreibt der dänische Diplomat 1772, hat ganz die Sorglosigkeit eines freien und unabhängigen Geistes. Er besitzt Kenntnisse, Bücher, Statuen, Gemälde, eine

prächtig eingerichtete Wohnung, einen sehr schön angelegten englischen Garten, eine edle Haltung, siebenundzwanzig Jahre und 6000 Pf. St. auszugeben. Von seinen Reisen hat er so gut profitirt, daß er die englische Küche schlecht findet und vortreffliche Diners giebt."

Während des amerikanischen Kriegs (bis 1783) fungirte Mr. Elliot. Dieser englische Gesandte ließ durch einen Irländer Lord Miltown zwei amerikanischen Emissairen in ihrem Gasthause die Koffer erbrechen und ihre Papiere wegnehmen, unter denen sich zwei von Friedrich befanden: dieser vermerkte diese Procedur sehr übel, sprach seitdem kein Wort weiter mit Elliot und er mußte nach Copenhagen versetzt werden.

1786 beim Tode des Königs fungirte:

Lord John Dalrymple, der Lord mit dem „sonderbaren Namen, aber liebenswürdigen Geiste".

3. Russische Gesandtschaft:

1741: Baron Brackel.

1742: Prinz Tschernitscheff, Env. extr. Er überbrachte dem König von seiner Kaiserin Elisabeth 1743 die überaus prächtigen Insignien des Andreasordens.

1744 war der russische Obermarschall Graf Bestuscheff in Berlin.

1747 bis 1749: Hermann Carl, seit 1742 Graf Kayserling, der bekannte, von Rulhière classisch geschilderte Curländer, der früher in Dresden

beglaubigt war, nachher 1752 nach Wien und noch ſpäter 1762 nach Warſchau als Geſandter ging, wo er ein Hauptwerkzeug zur Wahl Poniatowsky's und damit zur Einleitung der ſpätern Theilung Polens wurde, er ſtarb in Warſchau 1764.

1762 brachte Andreas von Gudowitſch, Generaladjutant Peter's III. die hocherfreuliche Kunde vom Tode der Kaiſerin Eliſabeth.

Nach dem Hubertusburger Frieden war:

1764 und noch 1786, alſo zweiundzwanzig Jahre lang, Fürſt Dolgorucki Env. extr. „Er iſt, ſchreibt der däniſche Diplomat 1772, Militair und liebenswürdig. Er vereinigt alle Vorzüge ſeines Berufs mit der Liebenswürdigkeit ſeines Standes, iſt ſehr unterrichtet und giebt jede Woche ein akademiſches Diner.“ Der Abgang dieſes langjährigen ruſſiſchen Geſandten war dem König ſehr ſchmerzlich: beide waren alt. Als Fürſt Dolgorucki, der ſeinen Nachfolger vorgeſtellt hatte, mit dieſem und dem Grafen Finkenſtein ſich beurlaubte, ſtand der König von ſeinem Stuhle auf, faßte den Fürſten bei der Hand und entließ ihn mit folgenden Worten: „Mein lieber Fürſt Dolgorucki, es thut mir recht leid, daß Ihre Kaiſerin Sie zurückruft; ſo wie es mich ſchmerzt, daß wir uns trennen ſollen. Leben Sie wohl, mein theuerſter Fürſt, grüßen Sie Ihre Monarchin und verſichern Sie dieſelbe meiner ganzen Werthſchätzung, und was Sie ſelbſt, mein Fürſt betrifft, ſo halten Sie ſich überzeugt, daß ich, ſo lange ich lebe, Sie in meinem Herzen lieb behalten

und Ihr Andenken mir unvergeßlich bleiben wird.“ Der alte Fürſt weinte und konnte nur eine ſtumme Verbeugung machen. Dolgorucki's Nachfolger war:

1786: Graf Romanzow, Sohn des Feldmarſchalls, Env. extr. und Min. plénip.

Sein Nachfolger war Staatsrath Max von Alopäus.

4. Däniſche Geſandſchaft:

1741 fungirte noch H. von Prätorius.

1742: Graf Ludwig Caſimir von Iſenburg-Büdigen, Miniſter.

1747: Kanzleirath Scheider, Leg.-Secr.

1753: Kammerherr von Thienen, Env. extr.

1764: Kammerherr Baron Diede von Fürſtenſtein, Env. extr.

1767: Graf Görtz, Env. extr.

1773: Kammerherr von Larrey, Env. extr. „Unſer Geſandter, ſchreibt der däniſche Diplomat 1772, meint, daß man der Welt nur durch den Aufwand, den man macht, imponiren könne. Allein was gewinnt man mit dem äußeren Glanze, wenn nichts dahinter iſt?“

1776: Baron Roſencron.

1781: von Juel.

1786: Graf Baudiſſin, Env. extr.

5. Schwediſche Geſandtſchaft:

1740 bis 1743 fungirte Hofrath Baron Carl Rudenkſiöld zuletzt als Env. extr., einer der Lieblinge Friedrich's, der in Berlin nur le Ministre favori

hieß. Er brachte die Heirath mit der Prinzessin Ulrike in Richtigkeit und erhielt darauf von seinem Hofe den Titel eines Env. extr. Der König gratulirte ihm mit den Worten: „Je suis fort aise que Votre cour Vous ait donné ce caractère, je le prend pour une marque que j'aurai le plaisir de Vous garder ici; le Roi Votre maître n'y pourra jamais avoir un ministre qui me soit plus agréable que Vous.“ Das Jahr darauf entdeckte ihm Rudenskiöld den Plan der Oestreicher und Sachsen, ihn in seinen Winterquartieren zu überfallen, worauf der Sieg bei Kesselsdorf folgte.

1744 kam als Bewerber um die Hand der Prinzessin Ulrike Graf Tessin, der den schwarzen Adlerorden erhielt.

1747: Graf Gyllenborg, Minister.

1748: Baron Hopken, Env. extr.

1752 brachte Graf Lieven den Seraphinenorden.

1753: Baron Wülffenstierna, Env. extr.

1764: Herr von Bohlen, Env. extr.

1766 und noch 1773: Herr von Manteuffel (von Zöge) Env. extr.

1782: Herr von Ehrensward, starb 1783 in Berlin.

1786: Graf Löwenhielm, Env. extr.

6. Polnische Gesandtschaft:

1765: Graf Branicki.

1773: Graf Kwilecki, Env. extr. — abwesend; Chargé d'aff. Leg.-Secr. Zablocki.

1786: Leg.-Rath Zablocki, Reſident.

7. Holländiſche Geſandtſchaft:

1740 bis 1747, wo er in Berlin ſtarb, fungirte noch der frühere Geſandte, der bei Friedrich Wilhelm I. hochbetraute Baron Ginckel, General, als Env. extr.

1748: Herr von Neal.

1751 und 1753: Graf Gronsfeld, Ministre plénip.

1760 und noch 1773: Herr Verelſt, Env. extr., ſtarb in Berlin, nachdem ihn Friedrich 1767 gegraft hatte: er hatte 1760 bei der ruſſiſchen Invaſion zu Berlin unter Tottleben gute Dienſte geleiſtet. „Graf Verelſt, ſchreibt der däniſche Diplomat 1772, ſieht ganz aus wie ein derber Holländer; er empfing mich im Schlafrock und es fehlte ihm nur die Pfeife, um das Bild zu vollenden.“

1786: Baron Rheede, Env. extr.

8. Spaniſche Geſandtſchaft:

1741 im Lager von Strehlen der durch ſeine Comforts ausgezeichnete Graf Montijo.

1776: von Laſcy.

1782: de las Casas.

1786: Don Anton de Guemes Horcasitas y Padilla als Env. extr.

9. Sardiniſche Geſandtſchaft:

1777: Marquis von Roſſignan.

1786: Graf Fontana als Env. extr.

Noch iſt dreier muhamedaniſcher, zweier europäiſchen und einer außereuropäiſchen Geſandtſchaft zu gedenken:

10. Die vom türkiſchen Kaiſer in der Perſon des Resmi Achmed, Effendi 1763/64 ward ſchon oben erwähnt.

11. Der Tartar-Chan Kerim Gerai ſchickte 1750 und nochmals 1761 Aga Muſtapha, um ein Hülfscorps gegen Subſidien anzubieten.

12. Die außereuropäiſche Geſandtſchaft kam von dem berühmten Feind der Engländer in Oſtindien, dem Sultan Hyder Ali von Myſore im Jahre 1773. Hyder Ali bot dem König einen Hafen bei Goa und den ausſchließlichen Handel an ſeiner Küſte an, erbat ſich dagegen preußiſche Unteroffiziere und Gewehrfabrikanten: franzöſiſche Banquiers ſollten für die Bezahlung dieſer Leute und ihre Sicherheit Gewähr leiſten. Der Geſandte, wahrſcheinlich ein engliſcher Jude, ſprach gut franzöſiſch und ziemlich deutſch und verſtand auch Latein. Er kannte genau Europa, wie Indien. Sein Creditiv war perſiſch: Friedrich ließ es in Halle überſetzen. Er antwortete in lateiniſcher Sprache mit der Entſchuldigung, daß er keinen Handel nach Oſtindien und keine Flotte habe.

Die Stellung der fremden Geſandten in Berlin war ſehr unerfreulich, weil ſie nicht nur bei Hofe nicht empfangen wurden, weder bei dem König noch bei der Königin, auch nicht bei den Prinzen und Prinzeſſinnen — ausgenommen bei großen Hoffolennitäten, z. B. Vermählungen, ſondern weil auch Friedrich ſeinen Miniſtern

allen Verkehr mit ihnen in gesellschaftlicher Beziehung streng untersagt hatte, um Gelegenheiten zu schädlichen Influenzirungen möglichst abzuschneiden. Es war das alter französischer Hofgebrauch: Graf Khevenhüller berichtet in seinen Annalen zum Jahre 1627: „daß in Frankreich allen Ministern verboten sei fremde Gesandte zu besuchen" — der Graf war 1627 selbst in Paris unter Cardinal Richelieu und nur durch eine besondre Erlaubniß des Königs besuchten ihn, obwohl er nicht einmal ausdrücklich auf den französischen Hof accredirter Gesandter war, sondern nur nach Brüssel durchreiste, die französischen Minister.

Bei öffentlichen Audienzen an den Courtagen in Berlin, kam der König auf eine halbe Stunde aus seinem Cabinet und unterredete sich mit den Gesandten über die allergleichgültigsten Dinge. Bei den eigentlichen Privataudienzen war der Minister der auswärtigen Angelegenheiten zugegen. Geheimer Aufseher über die fremden Gesandten in Berlin war viele Jahre durch mit einem ansehnlichen Gehalt ein Herr Ellermann. Das so eingeschränkte, wenig erfreuliche Dasein des fremden diplomatischen Corps am Berliner Hofe mochte wohl Ursache sein, daß so oft Wechsel Statt fand. Sogar bei der Botschaft des Hofs, der von jeher das System festhielt, lange die Gesandten an einer Stelle zu lassen, um recht genau sich in die Verhältnisse einzuführen, fand eine auffallend öftere Veränderung statt — erst nach dem Hubertusburger Frieden blieb Fürst Dolgorucki länger.

Der Eindruck, den die unerfreuliche Stellung der fremden Gesandten auf sie machte, spiegelt sich in einem Schreiben des Sir Charles Hanbury Williams vom Jahre 1750, das sich überhaupt über die preußische Diplomatie verbreitet und im Anhang zu Walpole's Memoiren abgedruckt ist. Die Art und Weise, wie Sir Charles sich über den König ausdrückte, ward Veranlassung, daß dieser ihn ausschaffte. „Der König, schreibt der englische Diplomat, giebt seinen Angestellten sehr kleine Besoldungen und das ist der Grund, warum er keinen Gentleman auftreiben kann, der eine auswärtige Gesandtschaft übernehmen will. Seine Gesandten an allen Höfen sind der Abschaum der Erde und haben nichts auf das sie sich stützen können, als die Unverschämtheit ihres Herrn. Und in der That, die preußische Methode mit den Höfen zu unterhandeln, ist so beschaffen, daß ich mich wundere, wie souveraine Fürsten sich dieselbe gefallen lassen können. Die Minister Sr. Preuß. Maj. in Berlin, ich meine jene für die auswärtigen Angelegenheiten, spielen die erbärmlichste Rolle in ganz Europa. Selten oder nie sehen sie eine Depesche, die an fremde Höfe abgeschickt wird und alles was von fremden Höfen in Berlin einläuft, geht unmittelbar an den König, so daß Herr Podewils und Graf Finkenstein von dem was in Europa vorgeht, nicht mehr wissen, als was sie aus den Zeitungen erfahren. Wenn einer von uns in Geschäftsangelegenheiten zu ihnen kommt, so kann man aus ihrer Ueberraschung leicht

ihre Unwiſſenheit erkennen, und die einzige Antwort, die man von ihnen erhält, iſt die, daß ſie das, was man ihnen ſagt, zur Kenntniß ihres Herrn bringen und ſobald er ihnen ſeinen Willen eröffnet haben wird, die Erwiederung mittheilen wollen. Wenn man ſich dieſe Erwiederung holt, ſagen ſie Einem den Auftrag des Königs beinahe in den nämlichen Worten, ohne je eines beizufügen; auch darf man ſich mit ihnen über keinen Punkt in Erörterungen einlaſſen. Kurz, ſie ſpielen die Rolle von Miniſtern, ohne es wirklich zu ſein, gerade ſo wie Cibber die des Cardinals Wolſay, nur nicht halb ſo gut."

„Ich will Ihnen eine Geſchichte von der Achtung des Königs von Preußen für das Völkerrecht erzählen. Vor einiger Zeit war ein Geſandter des Herzogs von Braunſchweig hier, Namens Hoffmann. Er war ein Mann von vielem Verſtande und was wir wohlgeſinnt nennen (d. h. den Intereſſen der Seemächte und des Hauſes Oeſtreich ergeben). Ueberdieß beſaß er große Geſchicklichkeit im Einziehen von Kundſchaft, die er fleißig den Geſandten von England und Oeſtreich mittheilte. Der König von Preußen, dem dieß nicht verborgen blieb, ſchrieb nun einen eigenhändigen Brief an den Herzog von Braunſchweig und beſtand darauf, indem er für den Weigerungsfall Drohungen beifügte, daß derſelbe Hoffmann nicht als ſeinen Geſandten anerkenne. Der Herzog, welcher der würdigſte Fürſt von der Welt iſt (es war Carl, der große Schuldenmacher, unter dem der große Leſſing mit dem kleinſten Gehalte in Wolfenbüttel lebte), wurde durch dieſen

Brief in ſolchen Schrecken verſetzt, daß er, wiewohl ſehr ungern, dieſer harten und übermüthigen Forderung ſich fügte. Sobald der König von Preußen die Antwort erhalten hatte, ließ er Hoffmann von Soldaten ergreifen und ſchickte ihn als Gefangenen nach Magdeburg, wo er nun ſeit mehr als vier Jahren an einen Karren gefeſſelt, ſchanzen muß."

„Einem Geſandten der Markgräfin von Anspach wäre beinahe das Nämliche geſchehen. Allein dieſer bekam bei Zeiten Wind und entwiſchte bei frühem Morgen aus Berlin. Als die Soldaten des Königs in der folgenden Nacht erſchienen, um ihn zu packen, war der Vogel glücklich entkommen."

„Zum Nachfolger Hoffmann's ſagte der König in der erſten Audienz, er rathe ihm, ſich anders zu benehmen, als ſein Vorgänger, und ſich vorzüglich vor dem Verkehr mit jenen fremden Geſandten zu hüten, welche, wie er wiſſen müſſe, ihm, dem König, nicht angenehm ſeien; thue er das nicht, ſo könne er ſich darauf verlaſſen, daß man mit ihm gerade ſo verfahren würde, wie mit Hoffmann."

Intereſſant iſt noch eine Bemerkung des geiſtreichen Horace Walpole in ſeinen Memoiren zum Jahre 1758 über das Verhältniß Friedrich's zu den bei ihm accreditirten engliſchen Geſandten. „Jeder Verſuch, ſchreibt er, von unſerer Seite den König von Preußen durch talentvolle Geſandte zu gewinnen, war mißlungen: er zeigte ſich in ſofern als einen kleinlichen Geiſt, als er ſich ſcheute, ſich mit fähigen Leuten zu meſſen. Aus dieſem Grunde behandelte er

Sir Charles Williams auf das Ungnädigſte — Lord Hyndford, H. Villiers und H. Mitchell waren die Leute, die ihm zuſagten.“

Zu lange waren die Engländer gewohnt geweſen, geiſtig untergeordneten Leuten in Deutſchland zu begegnen: der geiſtreiche Walpole verräth ſich hier als erboſter Engländer, der auf eine Seite hinſchlägt, auf die in dieſer Geſandtſchaftsfrage nicht hinzuſchlagen war: ein preußiſcher Geſandter Sir Charles Williams in London wäre ſicherlich auch ausgeſchafft worden von dem großen öffentlichen Geiſte in England.

IV. Die Armee.

Die beiden wichtigſten Kriegsminiſter, die Friedrich der Große anſtellte, waren: im ſiebenjährigen Kriege ein Pommer, der General Carl Heinrich von Wedel, der 1759 Dictator gegen die Ruſſen geweſen war, und im bairiſchen Erbfolgekriege der nachmalige Graf Schulenburg-Kehnert, auf den ich unter Friedrich Wilhelm III. wieder zurückkomme. Kriegszahlmeiſter wurde im Jahre 1751 der geheime Rath Friedrich Gotthold Köppen.

Die Monarchie blieb unter Friedrich dem Großen weſentlich eine Militairmonarchie und zwar eine Zwangsmilitairmonarchie. Daß ſie dieß ſei, erkannte der König ſelbſt an, freilich nur gegen ſeine vertrauteſte Umgebung. Als er vor dem erſten ſchleſiſchen Kriege eine Revue über 60,000 Mann hielt, fragte

er, wie Thiébault berichtet, den ihn begleitenden alten Deſſauer, was er am Meiſten bewundere? Der Fürſt erwähnte die gute Haltung der Truppen und die Vorzüglichkeit ihrer Bewegungen. Friedrich erwiederte: „Das Wunderbarſte für mich iſt, daß wir mitten unter dieſen Leuten in Sicherheit ſind; jeder dieſer Leute iſt Ihr und mein unverſöhnlicher Feind und doch hält ſie die Subordination und der Geiſt der Ordnung in Schranken!“ — — — Wie weit dieſer Geiſt ging und mit welcher Ueberlegenheit er wuchtete, beweiſen die berühmten Worte, die Friedrich oft vor ſeinen Schlachten bekannt machen ließ: „Heute giebt es keine Retirade!“ und das Wort in der Schlacht bei Collin: „Rakker, wollt Ihr ewig leben?“ „Der gewöhnliche Zuſtand der Sclaven in Afrika, ſagt der Engländer Moore, oder der Zuſtand, worin ſich Bürgersleute in den despotiſchen Ländern befinden, iſt gegen die Art preußiſcher Soldatenſclaverei gehalten, noch ein Stand der Freiheit.“

Bei dem Heere beſtand noch immer das alte Werbeſyſtem. In Hamburg, Frankfurt am Main und in andern freien Reichsſtädten hielten ſich ſtets preußiſche Werbeoffiziere auf, ſo auch in Neufchatel und an franzöſiſchen Beſatzungen nahe gelegenen Orten.

Um die Armee vollzählig zu erhalten, dauerten die Zwangswerbungen fort. Nur im Inland verfuhr Friedrich milder. Im Ausland kamen durch die preußiſchen Werbewüthriche noch immer die empörendſten Exceſſe: ſo erſtickte 1754 im Gebiete der Reichs-

ſtadt Ulm ein katholiſcher Student, den ein preußiſcher Werbeoffizier von Heyden auf der Landſtraße hatte entführen wollen, an einem Taſchentuche, das ihm in den Mund geſteckt worden war. Der Ulmer Magiſtrat ſetzte den Offizier feſt, aber Friedrich reclamirte ihn und wollte bei der Sache allein Richter ſein. Zuletzt entwiſchte von Heyden.

Der ſiebenundzwanzigſte Mann in den preußiſchen Staaten, eingeſchloſſen Kinder und Greiſe, mußte als Soldat in der Armee dienen. Frei war nur der Adel und die Standesperſonen, die Beſitzer eines Kapitals von 6000 Thalern, die königlichen Diener, einzelne Gewerbe, wie die Bergleute und Tuchmacher, die Erben einer bäuerlichen Nahrung, die Neubauer, die Juden und die Mennoniſten und gewiſſe Provinzen und Städte, wie Cleve und Oſtfriesland, Berlin, Potsdam, Breslau u. ſ. w. Der Adel hatte die Offizierſtellen: zwiſchen ihnen und den zum Dienſt gepreßten Gemeinen war ein Unterſchied, wie zwiſchen den heitern Olympiern und den betrübten Quadrupeden.

Daß dem buchſtäblich ſo war, erweiſt ein Parolebefehl, den am 10. Juni 1785 der Gouverneur von Berlin, General von Möllendorf, erließ, indem er ſeinen Offizieren „die alte, auf irrigen Meinungen beruhende Idee verweiſt, den gemeinen Mann durch Barbarei, tyranniſches Prügeln, Stoßen und Schimpfen zu ſeiner Schuldigkeit anzuhalten — S. Maj. der König haben keine Schlingel, Canailles, Racailles, Hunde und Kroopzeug im Dienſte, ſondern rechtſchaffene Soldaten, welches wir

auch sind, nur blos, daß uns das zufällige Glück höhere Charaktere gegeben hat. Denn unter den gemeinen Soldaten sind viele so gut, als wir und vielleicht würden es manche noch besser als wir verstehn."

Seit der Erwerbung von Westpreußen bestand die Armee aus 200,000 Mann. Ihre Unterhaltung kostete dreizehn Millionen, weit über die Hälfte der gesammten Staatseinnahmen, die von Preuß auf zweiundzwanzig Millionen Thaler gestellt wird. Jeder Kopf der fünf Millionen Civileinwohner brachte durchschnittlich dem Könige vier Thaler ein.

Unter allen Provinzen seines Reichs hielt er die Pommern für die besten Soldaten, wie er denn in einem politischen Testamente, das im geheimen Staatsarchive niedergelegt ist, erklärt, daß seine Nachfolger sich ganz vorzüglich auf sie verlassen müßten. Noch sieben Tage vor seinem Tode befahl er dem Chef des Cadettencorps von Mosch in Berlin in einem Cabinetsschreiben vom 10. August 1786: „Ihr müßt Mir eine andere Liste von denen Cadets schicken und darin auch Pommern mit aufsetzen."

Am wenigsten geneigt war der König dagegen den Westphälingern wegen der von den Zeiten König Friedrich Wilhelm's I. her datirenden Abneigung derselben gegen den Soldatenstand.

16. Der Adel und die Adelstendenzen Friedrich's.

Der König hielt ſtreng die Anſicht feſt, nur Adelige zu Offizieren zu befördern. Vom Tage ſeiner Thronbeſteigung an wurden die bürgerlichen Offiziere ohne Weiteres beſeitigt, ſie wurden aus der Linie in die Garniſonregimenter verſetzt; nur bei der Artillerie und bei den Huſaren wurden die Unteroffiziere „ohne Unterſchied ihres Stands“ nach dem Dienſtalter zu Offizieren avancirt. In die Cadettenhäuſer durften nur Junker von gutem Adel aufgenommen werden. Friedrich ging mit Bewußtſein von dem Princip aus, den Adel und Bürgerſtand ſtreng aus einander zu halten, er theilte in dieſer Beziehung ganz das alte franzöſiſche Vorurtheil. Nur allein bei den Genies erkannte er freudigſt an, daß ſie unbedingt und ohne Weiteres zu den privilegirten Ständen gehörten. Sonſt ſchied er ſtreng, ſo ſtreng, daß er z. B. auf den Maskeraden des Opernhauſes, die er gab, die Bürgerlichen hinter gezogene Schranken verwies; es waren ihnen alle Masken bis auf Roſa-Dominos, die dem Adel vorbehalten waren, erlaubt. Jeder adelige Fähndrich hatte den Rang über den Legationsräthen. Nur adelige Studenten durften den Degen tragen, nur ſie und vornehme Bürgerliche Carcerſtrafe mit Gelde abkaufen. Er ſchützte den Adel in ſeinem Rang, aber das Brüsquiren der Bürger verwehrte er ſtreng. Gleich nach dem Hubertusburger Frieden unterm 30. Mai 1763 ward eine ſcharfe Cabinetsordre an den General

von Mosel erlassen „wegen des Prügelns der Bürger durch Offiziere.“

Friedrich, der Sohn einer geliebten, sehr stolzen Mutter und eines mehr gefürchteten als geliebten, sehr bürgerlichen Vaters, war schon mit sechzehn Jahren wie dieser ihm sehr ernstlich vorwarf, „hoffärthig und recht bauernstolz, sprach mit keinem Menschen als mit welche und war nit popular und affabel.“ Er hatte schon als Kronprinz ein Vorurtheil gegen Bürgerliche, die er weder im Militair noch im Civil in hohen Stellen sehen wollte. Nach einem Briefe des Kriegs- und Domainenkammerdirectors Hille zu Cüstrin, unter dem er als Rath arbeiten mußte, vom 28. April 1731 an Grumbkow, erklärte Friedrich es geradezu für „höchst seltsam“ daß der Landrath von Selchow dem Kammerdirector Hille Rechenschaft abzulegen habe, „un gentilhomme à des bourgeois, — Il ne dissimule guères le mépris qu'il a pour la roture“ schreibt Hille. Je ne pouvois pas m'empêcher de dire, qu'effectivement tout étoit renversé dans le monde et que cela ne se remarquoit pas mieux que quand on considéroit, que des Princes qui n'avoient pas le sens commun ou qui ne s'amusoient que de bagatelles, commandoient cependant aux gens raisonnables; cela demeura là. S'il s'est fâché j'ay eu le plaisir de lui dire une vérité, qu'il n'entendra pas toujours.“ Es ist oben nachgewiesen worden, wie bürgerlich der Vater Friedrich's gesinnt war — im Gegensatz gegen den väterlichen

Sinn war Friedrich mit beſtändiger Vorliebe für den Adel. Friedrich hat ſeine Anſicht über den Adel in dem Anhang zum Armee-Reglement von 1779 ausgeſprochen. „Es iſt nöthiger, ſagt er, als man glaubt, die Aufmerkſamkeit bei der Wahl der Offiziere auf Adlige zu wenden, weil der Adel gewöhnlich Ehre hat. Man kann indeß nicht läugnen, daß man bisweilen auch bei Leuten ohne Geburt Verdienſt und Talent findet, aber das iſt ſelten und in dieſem Falle thut man gut, ſie zu behalten. Aber im Allgemeinen bleibt dem Adel keine andere Zuflucht, als ſich durch den Degen auszuzeichnen. Verliert er ſeine Ehre, ſo findet er ſelbſt im väterlichen Hauſe keine Zuflucht, anſtatt daß ein Bürgerlicher, wenn er Gemeinheiten begangen hat, ohne Erröthen das Gewerbe ſeines Vaters wieder ergreift und ſich dabei nicht weiter entehrt glaubt". 1770 ſchrieb Friedrich die bekannte kleine Schrift: „Dialogue de morale à l'usage de la jeune noblesse". Er ſchickte ſie am 3. April 1770 an d'Alembert mit den Worten: „Der Menſch iſt ein Thier, das nicht zu beſſern ſteht und das mehr nach Sinnlichkeit als nach Vernunft handelt. Ich habe indeß für dies Thier einen Catechismus verfertigt, den ich Ihnen hier ſchicke."

Wie Friedrich ſtreng darauf hielt, daß in der Armee nur Adelige Offiziere werden durften, ſo ließ er es auch nur ausnahmsweiſe zu, Bürgerliche zu Miniſtern zu erheben. Er that es aber, wenn er an ihnen die dazu erforderlichen Eigenſchaften in eminentem Grade bemerkte, wie ſein Vater, Großvater und

Urgroßvater gethan hatten: er erhob dieſe bürgerlichen Miniſter in den Adelſtand. Das geſchah aber nur ſelten und ſo zu ſagen gegen ſein Princip. Ein Mann, der ſehr wichtige Dienſte im Civil geleiſtet hatte und um den Adel bat, erhielt den ausdrücklichen Beſcheid in Folge eigenhändiger Marginalreſolution des Königs: „On ne devient annobli par la plume, mais par l'épée.“ Die Feder-Verdienſte der vielen großen, von ſeinen Vorfahren geadelten Miniſter, eines Diſtelmeyer, Meinders, Fuchs, Spanheim, Ilgen u. ſ. w. blieben nicht vor ſeinem Gedächtniß ſtehen, die Creutze, Kraute, Katſche dagegen, wie ſie unter ſeinem Vater florirten, waren ihm im friſchen Gedächtniß und gar nicht nach ſeinem Sinne.

Es gab unter Friedrich II. einige, freilich ſehr ſeltene Beiſpiele von nicht geadelten Miniſtern. Unter zweiundſechzig von Friedrich ernannten wirklichen Geheimen Etats-Räthen war der Staats- und Finanzminiſter und Generalpoſtmeiſter Michaelis in den Jahren 1779—1781 der einzige, der nicht vom Adel war. Auch Colomb, der Schwiegervater des Fürſten Blücher war achtzehn Jahre lang Präſident der Kammer in Oſtfriesland und blieb es, bis ihn Friedrich Wilhelm II. 1786 in den Adelſtand erhob. Die einflußreichſten Leute, die Cabinetsräthe, waren ſämmtlich Bürgerliche. Die Miniſter-, Präſidenten-, Landeshauptmanns- und Landrathsſtellen, die Oberhofämter und namentlich auch die Geſandtſchaftspoſten gehörten dagegen in der Regel wie die Offizierſtellen vorzugsweiſe dem

Adel. Nicht adelige Gesandten waren gegen Friedrich's Wunsch und Willen. So ward der zeitherige Commitialgesandte Heinrich Pollmann zu Regensburg, gleich nach der Thronbesteigung, wie oben schon erwähnt wurde, geadelt.

Der König besaß eine außerordentliche Kenntniß der adeligen Geschlechter, besonders in seinen Staaten. Er wußte ob und wie sie seinen Vorfahren gedient hatten oder ihnen zuwider gewesen waren. Er kannte ihre Verbindungen und ihre Familienverhältnisse genau. „Manchen von ihnen, bemerkten die Anecdoten und Charakterzüge (Berlin 1788) konnte er oft mehr davon sagen, als sie selbst wußten. Es gab daher auch wirklich Männer in der Armee, die ihr Leben für die Behauptung gelassen hätten, der König wisse alles und sei in seinen Aussprüchen untrüglich.“

Glänzend aber waren die Adelszustände in der preußischen Monarchie keineswegs, zumal nach dem siebenjährigen Kriege. Der Adel in Schlesien, und namentlich der in Pommern, war furchtbar heruntergekommen: er befand sich hier in der betrübtesten Misère. Der bekannte Brenkenhoff, der achtzehn Jahre lang 1758—1780 Millionen zur Landescultur anvertraut erhielt, fand auf einer vom König ihm aufgetragenen Rundreise in Pommern die äußerste Armuth, er unternahm es, wie Zedlitz im preußischen Adelslexikon beibringt, sie dem König beweglichst ans Herz zu legen und führte unter andern ein allerdings überaus drastisches Exempel an, um das Herz des Königs zu rühren. Es war das Dorf Czarn-Damerow,

Zu demſeben gehörten etwa vierzig Hufen ſandiges Ackerland, ohne allen Wieſenwachs: darauf lebten zwölf Adelsfamilien, beſtehend aus einem Schock Seelen weniger eine. Die einzigen Unadligen dieſes Dorfes waren der Nachtwächter und der Kuhhirt, ſie waren aber mit adeligen Fräuleins vermählt. Friedrich ſtiftete das Cadettenhaus zu Stolpe, um dieſem armen Pommer-Adel Gelegenheit zur ſtandesmäßigen Ausbildung zum Offizierſtand und zu Brot in dieſem Stande zu verhelfen.

Friedrich unterſtützte den Adel, um ihn vor Verarmung zu ſchützen, theils durch bedeutende Geldunterſtützungen, theils durch ein umfaſſendes Creditſyſtem. Gleich nach dem Hubertusburger Frieden gab er an den ſchleſiſchen Adel 300,000 Thaler und an den Adel in Pommern eine Million, damit die Schulden bezahlt und die Güter wieder in Stand gebracht werden könnten. Zu Verbeſſerung der Güter erhielt der pommerſche Adel ſpäter jährlich 300,000 Thaler: damit wurden Brüche ausgetrocknet, wüſter Grund in Ackerland verwandelt, Wieſen angelegt, Bauernhöfe angebaut. Der Adel behielt das Capital und verzinſte es mit ein bis zwei Procent. Die Einnahme der Gutsbeſitzer in Pommern ſtieg bald durch dieſe Vorſchüſſe aufs Doppelte und Dreifache. Auch in der Neumark ward der Adel mit Geld unterſtützt und eben ſo auch in den andern Provinzen.

Schleſien ward hauptſächlich durch das Creditſyſtem geholfen, das der Großkanzler Carmer 1769

zuerst in dieser Provinz zu Stande brachte: eine Landschafts-Creditbank ward hier errichtet. Friedrich gab dazu 200,000 Thaler. So wurden an vierhundert adlige Familien vor dem gänzlichen Verfalle gerettet. 1777 nahm die Provinz Brandenburg, 1780 Pommern dasselbe Creditsystem an.

Friedrich gab eine Menge Gesetze, um die Bürgerlichen vom Erwerbe der Rittergüter abzuhalten, indirect und zuletzt auch direct. Bürgerliche Rittergutsbesitzer wurden von Kreis- und Landtagen, vom Kirchenpatronat, von der Gerichtsbarkeit, von der Jagd ausgeschlossen. Dennoch gingen viele Rittergüter von dem verarmten Adel an die durch Handel und Gewerbe reich gewordenen Leute aus dem dritten Stande über. So weit kam es aber erst im neunzehnten Jahrhundert, daß eine schlesische Standesherrschaft Groß-Leuthen von den Händen der Erben des Grafen Häseler in die eines Herrn Griebenow und eine schlesische Minderstandesherrschaft Freihan, früher dem Grafen Maltzahn zugehörig, durch verschiedene gräfliche und fürstliche Hände, endlich in die der Gebrüder Schreiber gelangte. Um solchem bedauerlichen Unfug vorzubeugen hatte Friedrich — aber vergebens — noch am 14. Juni 1785 eine Cabinetsordre gegeben, die anbefahl: „kein Mensch bürgerlichen Standes soll mehr die Erlaubniß haben, adelige Güter an sich zu kaufen, sondern alle Rittergüter sollen blos für die Edelleute sein und bleiben.“

Merkwürdig, was die Armee betrifft, war die Manier, wie der König bei den Musterungen oder auch bei der Tafel nobilitirte oder den Adel absprach. Er erklärte einmal bei Tisch: „ich weiß nicht, woher es kömmt, daß aus den bürgerlichen Offizieren, wenn ich sie auch zu Edelleuten mache, nichts rechtes werden will.“ Man hielt ihm das Beispiel des Obersten R. (wahrscheinlich Rohdich) entgegen. Der König schien sich zu besinnen, wiederholte den Namen und sagte endlich: „Ei was, der Oberst R. ist ein alter Edelmann, das weiß ich besser!“ Die Familie Rohdich steht noch heut zu Tage nicht im Zedlitzischen Adelslexikon, während die des famosen „Entrepreneurs“ und Menschenhändlers im siebenjährigen Kriege Collignon darin steht.

Mehrere Adelige, wie Rohdich, Quintus-Icilius und Andre wurden so durch des Königs bloßes Wort stillschweigend geadelt. Bei einer Musterung erklärte dagegen einmal der König — wie er es öfters that — nachdem er einen Offizier nach seinem Namen gefragt hatte: „Er ist kein Edelmann“. Der Offizier erwiederte ganz kaltblütig: „Kaiser Rudolf II. hat schon eine Pön von 10 Mark löthigen Goldes darauf gesetzt, wenn einer an meinem Adel zweifeln sollte.“ „Ei gehorsamer Diener,“ antwortete der König, „ich habe jetzt kein Geld,“ und ritt weiter. Mehrere für unadelig erklärte Junker und Offiziere — die sich nicht als Edelleute betrugen — blieben aber unadelig, wenigstens so lange die gestrenge Majestät lebte.

Den einleuchtendſten Beweis, das Geld und Ehre recht gleiche Wirkungen haben, hätte dem König, der der letzteren ſo viel zuſchrieb, der Vorfall mit einem Dragoneroffizier im ſiebenjährigen Kriege liefern können. Im Angeſicht des Königs zeichnete dieſer Offizier ſich durch die glänzendſte Tapferkeit aus, der König ſchickte ihn den Verdienſtorden. Der Offizier, ganz arm, ſchickte den Orden mit größtem Danke zurück, weil er die zehn Ducaten Gebühren an den Adjutantur-Secretair nicht habe. Der König ließ ihn in ſein Zelt kommen und überließ ihm die Wahl zwiſchen dem Orden und hundert Ducaten — beides lag auf dem Tiſche. Der Dragoneroffizier nahm die Ducaten. Der König war empört und rief: „Er hat keine Ehre im Leibe!“ Im bairiſchen Erbfolgekriege zog derſelbe Offizier wieder durch ſeine ganz außerordentliche Bravour die Augen des Königs auf ſich. Er erhielt jetzt den Orden zum zweitenmale. Diesmal behielt er ihn. Als er kam, dem König zu danken, erinnerte ihn dieſer an den früheren Vorgang. Der Offizier klärte das Geheimniß ſofort auf, indem er dem König ſagte, daß er jetzt eine Compagnie beſitze, die ihn zu Gelde gebracht habe.

Daß aus den geadelten Offizieren „nichts rechtes werden wollte,“ lag oft in dem Mangel an Mitteln dieſer Leute, und noch öfterer daran, daß ſie ohne Familien-Connexionen nicht empor ſich arbeiten konnten, ja oft ihnen ſo entgegengearbeitet wurde, daß ſie trotz Genie und Philoſophie und dergleichen nicht aufzukommen vermochten — kraft des ſehr wahren

engliſchen Sprichworts: „A man is, what his stomach makes him.“ Hungerleider konnten und können nicht „Ehre im Leibe haben.“ Der König ſelbſt hatte ſich am 1. November 1770 an d'Alembert zu der Maxime bekannt, „daß gute Verdauung beſſer ſei, als gute Philoſophie.“

Wenn — ausnahmsweiſe — Friedrich auch Bürgerliche zu Offizieren machte, verlangte er in dieſem Falle: „große Meriten — und das wollte nicht wenig bei ihm beſagen — einen offenen Kopf, ein gut Exterieur und zwölfjährigen Unteroffiziersdienſt.“ Das Beiſpiel des 1744 wegen bloßer Bravour beim Erſtürmen des Ziskabergs geadelten alten Musketiers, der als Kraul von Ziskaberg Lieutenant ward, aber ein ſtarker Trunkenbold und wüſter Menſch war, hatte keine Nachfolge: der König ſtand ſelbſt davon ab, auf die alleinige Eigenſchaft der Bravour hin den Adel zu geben. Bildung und Charakter wurden ſo doch die Haupttitel, auf welche hin die Nobilitirungen erfolgten. Der Artillerie-Oberſtlieutenant Tempelhoff, der bekannte Geſchichtsſchreiber des ſiebenjährigen Kriegs, 1784 geadelt, war noch bei der Schlacht bei Hochkirch Unteroffizier geweſen. Auch Quintus Icilius, der urſprünglich Guichard hieß, war ein Roturier, ward aber Oberſt und ſtillſchweigend, nicht durch Diplom geadelt und Spezial des Königs. Eben ſo ward der 1803 als Commandirender in Neu-Oſtpreußen und ſogar als Ritter des ſchwarzen Adlerordens geſtorbene Carl Ludwig Günther 1778 auf der Campagne in Böhmen, damals Rittmeiſter im Belling'ſchen Huſaren-

regiment, geadelt. Rohdich, ein Feldwebelssohn, blieb bürgerlich, stieg aber bis zum Generallieutenant und Gouverneur von Potsdam und jedermann nannte ihn wie der König, Herr von Rohdich. Er war ein sanfter, ehrwürdiger, vortrefflicher Mann, ein Jugendfreund des berühmten hessischen Generals Martin von Schlieffen. Wahrscheinlich war es Rohdich, der einmal, als der hohe Adel (? Schlesiens) dem König eine Fête gab, nicht eingeladen wurde. Der König ließ den F. v. H. (? Fürsten von Hatzfeld) kommen und erklärte ihm, daß Rohdich, dieser verdiente Mann, seine Person vertreten solle, die Frais werde er selbst hergeben. Hierauf kam die Entschuldigung, daß Rohdich vergessen worden sei: man erwies ihm, sagen die Anecdoten und Charakterzüge, „alle ersinnliche Ehre;“ auch ward später besser eingeladen. Von Bürgerlichen standen in ganz besonderer Gunst: Fredersdorf, Jordan, Gotter, Algarotti, Quintus, Maupertuis, Abbé Bastiani und Bielefeld. Gotter und Algarotti grafte Friedrich, Bielefeld baronisirte er, Fredersdorf, Maupertuis und Quintus ließ er in den Hofkalender adelig aufführen, Jordan, der Intimus, blieb Bürgerlicher bis zu seinem Tode: erst 1816 wurde die Familie in der Person des Gesandten in Dresden geadelt. Quintus legitimirte sich zum Adel, als er dem König bei seiner Heirath mit Fräulein Schlabrendorf die Auskunft über die Töpferabkunft gab.

Lächerliche Adelsvorurtheile und lächerliche Adelsprätensionen bei Andern wußte der große König ganz

in ihrer Blöße zu faſſen. Er kam einmal bei einem Reichsfreiherrn von Grote durch, Beſitzer eines unmittelbaren Reichsterritoriums, der Reichsherrſchaft Schauen im Harze, jetzt zum Regierungsbezirk Magdeburg gehörig und noch der Familie Grote zuſtändig, beſtehend aus einem Hofe. Grote empfing den König mit dem ſonderbaren Complimente: „Ich freue mich, Ew. Maj. auf meinem Territorio zu ſehen.“ Friedrich erwiederte dieſes ſonderbare Compliment mit der guten Replik, die er mit ſarkaſtiſchem Lächeln ausließ: „Voilà deux souverains, qui se rencontrent.“

Den höheren Adel, der darauf höhere Auszeichnungen begehrte, mochte Friedrich gar nicht. Dem Hofmarſchall Grafen Schulenburg, der 1783 für ſeinen als Junker angeſtellten Sohn, weil er ein Graf ſei, eine Offiziersſtelle erbat, ſchrieb er eigenhändig: „Junge Grafen, die nichts lernen, ſind Ignoranten bei allen Landen, in England iſt der Sohn des Königs nur Matroſe auf ein Schiff, um die Manoeuvres dieſes Dienſtes zu lernen. Im Fall nun einmal ein Wunder geſchehen und aus einem Grafen etwas werden ſollte, ſo muß er ſich auf Titel und geburth nichts einbilden, denn das ſind nur Narrenspoſſen, ſondern es kommt nur allezeit auf ſein Merit personnel an.“

Friedrich ſchrieb unterm 6. October 1772 an d'Alembert: „Der Adel ohne Kenntniſſe iſt nichts als ein leerer Titel, der einen Unwiſſenden zur Schau ſtellt und ihn der Verſpottung derer Preis giebt, die

Gefallen daran finden.“ Noch deutlicher drückte der König sich an einer andern Stelle aus: „Der Adel ist nichts anderes, als ein höherer Grad von Bildung, Ehre und Vaterlandsliebe, den man billigerweise bei den Personen voraussetzen darf, die eine sorgfältigere Erziehung genießen konnten; wenn er dies nicht ist, so ist er gar nichts, er nützt nichts, er ist ein Unkraut.“

Am 28. Febr. 1767 schrieb Friedrich an Voltaire: „Während des Kriegs herrschte in Breslau eine ansteckende Krankheit und man begrub täglich sechsundzwanzig Personen. Eine gewisse Gräfin sagte damals: „„Gott sei Dank, der hohe Adel wird verschont, alles was stirbt, ist nur Pöbel!““ Sehen Sie, so denken Leute von Stande; sie glauben aus edleren Theilen zusammengesetzt zu sein, als das Volk, das sie unterdrücken. So ist es beinahe von jeher gewesen!“

Ein besonderer Greuel waren aber doch dem König die s. g. Mesallianzen der Prinzen mit Fräuleins und der Adeligen mit Bürgerlichen. Als der „betagte“ Prinz von A. (wahrscheinlich Anhalt) ein Fräulein von H. (Haßlingen) heirathen wollte und alles bis auf die Einwilligung des Königs fertig war, schrieb Friedrich: „Sollten schon dergleichen Verbindlichkeiten übernommen worden sein, so müssen sie vernichtet und getrennt werden. Die Thränen eines jungen Mädchens versiegen und vertrocknen endlich. Aber einen solchen Flecken in einem regierenden Hause können Jahrhunderte kaum verwischen.“ Drei Jahre darauf kam die oben angeführte Marginalresolution:

„Stinkent Fet und Schmirige buter — ne Finke.“ Als im Jahre 1765 der General von Dierecke für seinen Schwager von Grävenitz bat, daß er die Tochter des gräflich Hoym'schen Ober-Inspectors Glaser heirathen dürfe, resolvirte der König auf das Gesuch: „Fui, wohr er So was vohrschlagen Kan.“ Eben so hieß es in einer Cabinetsordre vom 17. November 1746: „Ich werde zu der vorhabenden niederträchtigen Heirath des Lieutenant von Buttberg mit des Heydereiter Thielen Tochter nimmermehr Meinen Consens ertheilen und sollet ihr (sein Major) ihn davon abhalten oder, wann er sich daran nicht kehret, in arrest setzen.“ Und am 4. Oct. 1747 hieß es: „Ich gebe nicht zu, daß sich Offiziers mit Kaufmanns Töchtern heirathen.“ Und eine Cabinetsordre d. d. Potsdam 31. Oct. 1746 lautete: „Mein lieber Generallieutenant von Leps. Ich gebe euch auf euer Schreiben vom 26. d. M. wegen des Lieutenants von Schwensitzky vorhabenden Heirath mit einer Doctors-Wittwe hierdurch in Antwort, daß es mir sehr unangenehm ist, wenn Subaltern-Offiziers heirathen und zumal sich mesalliiren wollen. Ihr habet also die Eurigen vielmehr auf alle Weise davon abzuhalten, als euch für sie wegen solcher mariagen zu interessiren, denn ihr sonst bald lauter Bürger zu Offiziers kriegen werdet.“

Im Ausland war wohl bekannt, daß der König bei Leuten, mit denen er Verkehr hatte, immer darnach zu fragen pflegte, ob sie von Adel seien. Als im Jahre 1769 der darmstädtische Geheime Rath Hesse

nach Berlin entſendet wurde, um die Heirath der darmſtädtiſchen Prinzeſſin mit dem Prinzen von Preußen (Friedrich Wilhelm II.) zu reguliren, hielt er daher für nöthig, ſich ſchriftlich beim Könige zu entſchuldigen, daß er nicht von Adel ſei — aber ein ehrlicher Mann. Der König ſchrieb ihm zurück: „Mein lieber Geheimer Rath! Ein ehrlicher Mann iſt in meinen Augen vom beſten Adel und vom größten Werth; denn ſeine Tugend glänzt in ſeinen Handlungen. Er iſt mir willkommen, ich ſehe ihn gern bei mir und es wird mir ein Vergnügen ſein, einen Vertrauten von meinem alten Freunde kennen zu lernen.“

H. G. Voigt's Buchdruckerei in Wandsbeck

MAY 1 9 1918

B DEC 53 1915